

Lizentiatsarbeit der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich

Ökologie und Selbstbestimmung

*Das Forschungsinstitut für biologischen Landbau (Oberwil, CH) 1970–1984
im Kontext der ökologischen Alternativenbewegung*

Ursina Eichenberger

Eingereicht bei Prof. Jakob Tanner
Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Zürich 2012

Danksagung

Herzlichen Dank: an Thomas Alföldi, der mich ins FiBL-Archiv einführte, an Otto Schmid und Heidrun Moschitz für ihre Literaturhinweise, an die InterviewpartnerInnen Hardy Vogtmann, Otto Schmid, Martin Küper, Rosmarie Eichenberger und Max Eichenberger für die spannenden Gespräche, Geschichten und Erinnerungen, an Theo Umhang und Marcus Hall, die mich bei der Themenwahl unterstützten, an Jakob Tanner und Roman Rossfeld für die Betreuung der Arbeit, an Timm Eugster, Maxa Goop und Tex Tschurtschenthaler für das Gegenlesen.

Inhalt

1.	Einleitung	1
2.	Historischer Kontext	9
3.	Theoretische Grundlagen	13
3.1	Die ökologische Alternativenbewegung	13
3.2	Der biologische Landbau als soziale Bewegung	15
3.3	Einfluss, Identität und Wirtschaft – ein Analysemodell aus der Bewegungsforschung	18
3.4	Politisch-kulturelle Bewegung oder Expertokratie – Fragestellung aus der politischen Ökologie	19
4.	Ökologische Alternativenbewegung	23
4.1	Die Arbeitsgemeinschaft Umwelt beider Zürcher Hochschulen und ihre Ausstellung «umdenken – umschwenken»	23
4.2	Relevanz und Verknüpfungen	26
4.3	Ökologische Visionen und Gesellschaftsentwürfe	29
4.3.1	Problemanalyse	30
4.3.1.1	Wachstum als Schlüsselfrage der Umweltdebatte	32
4.3.1.2	Verteilungsproblem und Ungleichheit	34
4.3.2	Der ausbrechende Schritt	36
4.3.3	Alternativen	41
4.3.3.1	Solidarität und Selbstbestimmung	42
4.3.3.2	Angepasste Technik	43
4.3.3.3	Selbstbegrenzung	46
4.3.3.4	Aufhebung der Trennung von Leben und Arbeit – Demokratisierung der Wirtschaft	48
4.3.3.5	Gemeinschaft, Wahlverwandtschaften, Emanzipation	50
4.4	Alternative Landwirtschaft	53
4.4.1	Historische Anknüpfungspunkte	55
4.4.2	Alternative Landwirtschaft der 1970er Jahre	58
4.4.2.1	Kritik an der konventionellen Landwirtschaft	59
4.4.2.2	Biologischer Landbau	61
5.	Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL)	65
5.1	Entstehungsgeschichte	66
5.1.1	Politische Vorstösse	66
5.1.2	Gründung der Schweizerischen Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus	67
5.1.3	Aufbau des Forschungsinstituts	69
5.2	Entwicklung – Finanzen, MitarbeiterInnen, Standorte	70
5.3	Forschung	73
5.3.1	Ausrichtung der Forschung und Zusammenarbeit	74
5.3.2	Schwerpunkte und Forschungsprojekte	75
5.3.2.1	Energie- und nährstoffeffiziente Landwirtschaft	76
5.3.2.2	Umweltqualität und Artenvielfalt	77
5.3.2.3	Qualität der Nahrungsmittel und Futterstoffe	78
5.3.2.4	Erträge und Wirtschaftlichkeit der Betriebe	79
5.3.3	Ganzheitliche Perspektive und die Rolle der Vergleichsstudien	79
5.4	Beratung und Öffentlichkeitsarbeit	81
5.4.1	Betriebsumstellung	81
5.4.2	Kurse, Vorträge und Publikationen	82
5.4.3	Wahrnehmung des biologischen Landbaus in der öffentlichen Kommunikation	83

5.5	FiBL Gemeinschaft	88
5.5.1	Organisationsstruktur	88
5.5.2	Praktizierte Selbstverwaltung	90
5.5.3	Prozess zur Klärung der sozialen Frage des Instituts	91
5.5.4	Stiftungsrat und Institut	93
5.5.5	Finanz- und Vertrauenskrise	95
5.6	Vernetzung	99
5.7	Zwischenergebnisse	101
5.7.1	Errungenschaften und Begrenzungen	102
5.7.2	Entwicklungslinien – Vom Direktverkauf zum Grossverteiler	103
6.	Ausstrahlung und gesellschaftliche Bedeutung	109
6.1	Internationale Bedeutung	109
6.2	Biologischer Landbau in der Forschung und Lehre des Bundes	111
6.2.1	Landwirtschaftliche Schulen und Forschungsanstalten	112
6.2.2	Universität und ETH Zürich	114
6.3	Landwirtschaftspolitik	115
6.3.1	Staatliche Anerkennung des biologischen Landbaus	115
6.3.2	Ökologischer Leistungsnachweis und Direktzahlungen	117
6.4	Bio am Markt	118
6.4.1	Entwicklung des Bio-Marktes	118
6.4.2	Marktdifferenzierung	121
7.	Konventionalisierung des biologischen Landbaus	123
7.1	Aktuelle Situation in der Schweiz	125
7.2	Richtlinien und Werte	127
7.3	Ethical Consumerism vs. Citizenship	129
8.	Fazit	133
9.	Abkürzungsverzeichnis	141
10.	Bibliographie	142
Anhang	153

1. Einleitung

«Der Schutz der *Umwelt* im ökologischen Sinn und die Wiederherstellung einer *Lebenswelt* bedingen und stützen sich gegenseitig. Das eine wie das andere verlangt, dass das Leben und die Umwelt der Herrschaft des Ökonomischen entzogen werden, dass die Tätigkeitssphären, in denen die ökonomische Rationalität keine Geltung mehr hat, wachsen.»

André Gorz (2009)

Was hat Ökologie mit Selbstbestimmung und Subsistenz zu tun?

Die Stadt Zürich will bis 2050 eine 2000-Watt-Gesellschaft realisieren. Diese politische Entscheidung – die Initiative wurde am 30. November 2008 mit 76% Ja-Stimmen gutgeheissen – zeigt, dass eine Mehrheit der StimmbürgerInnen grundsätzliche Veränderungen für notwendig erachtet. Der Kommentar im Tages-Anzeiger lautet: «Die Zürcher müssen verzichten lernen»¹. Eine andere Perspektive vermittelt Marcel Hänggi in der WOZ, wenn er schreibt: «Klar, eine nachhaltige Energiepolitik wird Freiheiten einschränken. Aber wirkliche Freiheit läge gerade in einer Gesellschaft ohne Energieverschwendung.»² In diesem Sinne gibt es nicht *die* Freiheit, sondern Freiheiten, die miteinander im Konflikt stehen. Heute verzichten wir auf Ruhe, auf lebensfreundliche Quartierstrukturen, natürliche Flussläufe usw. Für die Zukunft geht es nicht um die Frage, ob, sondern worauf wir verzichten. Und Vieles deutet darauf hin, dass die gegenwärtigen Verschwendungstendenzen uns in einen Reichtum führen, der arm macht.

Beide Betrachtungsweisen sind nicht neu. Die vorliegende Arbeit macht die Entwicklung der ökologischen Bewegung seit den 1970er Jahren zum Thema. Damals waren es «Die Grenzen des Wachstums»³, die Umweltfragen auf die politische Agenda brachten. Heute halten Fragen zum Klimawandel Politik und Wissenschaft auf Trab. In solchen Umbruchphasen entwickeln sich soziale Bewegungen, die sich für einen gesellschaftlichen Wandel einsetzen. Sie sind jedoch nicht die einzige Reaktion auf die gesellschaftliche Verunsicherung, die Umweltprobleme hervorrufen: Ihnen gegenüber dominieren «top down»-Ansätze, also Massnahmen, mit denen Umweltprobleme global mit technischen Innovationen gelöst werden sollen. Heute ist die Forderung nach einem Nullwachstum aus der politischen Diskussion verschwunden. Dies verdeutlichen insbesondere die Reaktionen aus Wirtschaft und Politik auf die Finanz- und Wirtschaftskrise seit 2008, die grossmehrheitlich auf die Wiederbelebung des Wirt-

1 Stefan Häne: «2000-Watt-Gesellschaft. Die Zürcher müssen verzichten lernen», In: Tages-Anzeiger, 6.4.2010, S. 17.

2 Marcel Hänggi: «Umdenken», In: WOZ, 24.3.2011, S. 15.

3 Dennis Meadows u.a.: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, Stuttgart 1972.

schaftswachstums abzielen. Auch Umweltorganisationen und Die Grünen sprechen inzwischen von einem «sinnvollen» oder «qualitativen» Wachstum. Tatsächlich wurden die umweltschädigenden Industrien vielmehr in ärmere Länder verlagert. So kam eine Studie des Bundesamtes für Umwelt 2011 zu folgender Schlussfolgerung: «Unser Konsum wirkt sich im Ausland stark auf die Umwelt aus: Weil viele Güter importiert werden, fallen rund 60 Prozent der von der Schweizer Bevölkerung verursachten Umweltbelastungen im Ausland an.»⁴ Es stellt sich also die Frage, was aus der emanzipatorischen Ökologiebewegung geworden ist, die in der Berücksichtigung ökologischer Forderungen keinen Verzicht sah, sondern eine Chance für grundsätzlich andere Lebensformen.

Theoretische Grundlage der vorliegenden Arbeit ist eine These des Philosophen und Publizisten André Gorz (1923–2007), die besagt, dass der ökologische Imperativ – also die Notwendigkeit die Zivilisation an natürliche Grenzen anzupassen – zwei Wege eröffne: einen technokratischen (die Expertokratie) und einen radikal demokratischen (die politisch-kulturelle Bewegung).⁵ Das Erkenntnisinteresse gilt diesem Spannungsfeld, das ökologischen Anliegen innewohnt. Das Verhältnis von Ökologie und Selbstbestimmung wird an einem konkreten Beispiel der ökologischen Bewegung in der Schweiz untersucht.

Gegenstand und Fragestellung

Ausgangspunkt meiner Untersuchung ist die aufkommende ökologische Bewegung an den Zürcher Hochschulen in den frühen 1970er Jahren mit der Gründung der **Arbeitsgemeinschaft Umwelt beider Zürcher Hochschulen (AGU)** und ihrer Ausstellung «**umdenken – umschwenken. Alternativen – Wegweiser aus der grosstechnologischen Zivilisation?**» von 1974. Diese Ausstellung versammelte ein breites Spektrum an Ideen und Ansätzen der ökologischen Bewegung in ihrer Aufbruchphase. Ergänzt wurde die Ausstellung durch die im Verlauf der 1970er Jahre erarbeiteten Alternativkataloge, einer Sammlung von Zuschriften mit Lösungsvorschlägen von Gruppierungen aus der ganzen Schweiz. Der Schutz der Umwelt und damit der eigenen Lebensgrundlagen wurde im Zusammenhang mit der Lebensform thematisiert: Kreislaufdenken, Solidarität und Selbstbestimmung, Aufhebung der Trennung von Leben und Arbeit, Gemeinschaft, angepasste Technik usw. Eine zentrale Aussage war: Wenn wir die Grenzen des Wachstums ernst nehmen, müssen wir unsere Wirtschafts- und Lebensweise grundsätzlich überdenken.

4 BAFU: Umweltbelastung durch Schweizer Konsum und Produktion erstmals umfassend ermittelt, Bern 2011, www.bafu.admin.ch/dokumentation/medieninformation/00962/index.html?lang=de&msg-id=39503.

5 André Gorz: Auswege aus dem Kapitalismus. Beiträge zur politischen Ökologie, aus dem Französischen übersetzt von Eva Moldenhauer, Zürich 2009, S. 31–40.

In dieser Arbeit wird die Landwirtschaft als ein zentraler Aspekt alternativer Lebensformen genauer untersucht. Der Bereich «Landwirtschaft, Ernährung» in der Ausstellung der AGU wurde massgebend von Initianten und MitarbeiterInnen des neu gegründeten **Forschungsinstituts für Biologischen Landbau (FiBL)** mitgestaltet. Am Beispiel dieses «alternativen» Forschungsinstituts wird die Weiterentwicklung und Umsetzung einer alternativen Landwirtschaft aufgezeigt und analysiert. Die zentrale Fragestellung lautet: **Welche Rolle spielte das FiBL in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung über «ökologische Alternativen»? Welchen Einfluss hatte die ökologische Bewegung auf die Schweizer Landwirtschaft? Konnte die Biobewegung ihren Charakter als politisch-kulturelle Bewegung erhalten und als Lebensform zum Umschwenken beitragen? Oder hat sie eher technokratischen Lösungen den Weg geebnet?**

Zeitraum und Eingrenzung

Der Zeitraum der Untersuchung beginnt 1970. In diesem Jahr wurde die AGU gegründet. Der vom Umwelthistoriker Patrick Kupper eingeführte Begriff «1970er Diagnose» verweist auf einen rasanten Aufschwung der Umweltfrage zu Beginn der 1970er Jahre, die «eine ungemein erhöhte Dringlichkeit erfuhr und eine grundsätzlich neue Qualität gewann». ⁶ Dazu trugen das Europäische Naturschutzjahr 1970, der Umweltschutzartikel der Bundesverfassung 1971 und der erste Bericht des Club of Rome 1972 bei. Die Erdölkrise und wirtschaftliche Rezession führten 1973 zum Ende der Hochkonjunktur und verstärkten die Zweifel am Fortschrittsparadigma. ⁷ Untersucht werden die ersten 10 Jahre FiBL. 1984 kam es zu einer schwerwiegenden Finanz- und Vertrauenskrise, die radikale Umstrukturierungen mit sich brachte. Damals verliessen 10 von 14 MitarbeiterInnen das FiBL. Danach distanzierte sich das Institut von der Alternativenbewegung. Für die zeitliche Begrenzung sprechen auch praktische Gründe, da das Archiv des FiBL ab Ende der 1980er Jahre einen zu grossen Materialzuwachs verzeichnete, um ihm in einer Lizentiatsarbeit gerecht zu werden.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt somit bei der Pionierphase des FiBL bis 1984 und der Entstehung eines neuen Paradigmas in der schweizerischen Landwirtschaft. Hinsichtlich der Ausstrahlung und gesellschaftlichen Bedeutung des FiBL ist ein Ausblick in die 1990er Jahre interessant: Mit dem verbreiteten Umweltbewusstsein, der offiziellen Anerkennung des biologischen Landbaus seitens der Agrarpolitik und der Einfüh-

6 Patrick Kupper: «Die «1970er Diagnose». Grundsätzliche Überlegungen zu einem Wendepunkt der Umweltgeschichte», in: *Archiv für Sozialgeschichte*, 43/2003, S. 341.

7 Damir Skenderovic: Ökologische Bewegung, in: Historisches Lexikon der Schweiz, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16515.php.

rung von Bioprodukten im Grossverteiler (Coop Naturaplan) kam es zu einer Integration des Biomarktes in den herkömmlichen Lebensmittelmarkt. Mit dieser Öffnung gegenüber dem Handel wurden Fragen zum biologischen Landbau als Alternative erneut aufgeworfen.

Gliederung

Nach der Einleitung folgt ein Kapitel zum historischen Kontext, in dem das gesellschafts-politische Umfeld der ökologischen Alternativenbewegung aufgezeigt wird. Kapitel drei dient der Diskussion der theoretischen Ansätze, auf welche die Arbeit Bezug nimmt, sowie der Präzisierung der Fragestellung. Der Hauptteil gliedert sich in zwei Teile: Im vierten Kapitel wird die ökologische Alternativenbewegung am Beispiel der AGU und ihrer Ausstellung «umdenken – umschwenken» vorgestellt. Dabei werden die grundlegenden Anliegen und Visionen der Bewegung herausgearbeitet. Als Schwerpunkt werden die Ansätze einer alternativen Landwirtschaft der 1970er Jahre diskutiert. Dabei werden historische Anknüpfungspunkte aufgezeigt und der biologische Landbau definiert. Im fünften Kapitel geht es um die Weiterentwicklung und Umsetzung einer alternativen Landwirtschaft anhand der Geschichte des FiBL. Zentrale Bereiche sind die Forschung, Beratung und Öffentlichkeitsarbeit, das FiBL als Gemeinschaft und die Vernetzung auf internationaler und nationaler Ebene. Im letzten Teil wird nach der Ausstrahlung und gesellschaftlichen Bedeutung des FiBL gefragt. Es werden die internationale Bedeutung des Instituts sowie die Entwicklung des biologischen Landbaus in der Schweiz aufgezeigt. Kapitel sechs gibt einen kurzen Ausblick zu den eidgenössischen Forschungsanstalten und Schulen, zur Agrarpolitik sowie zur Entstehung und Entwicklung des Bio-Marktes. Im siebten Kapitel wird die Debatte zur Konventionalisierung des biologischen Landbaus aufgegriffen und die Vereinnahmung der politisch-kulturellen Forderungen im Sinne einer Ökonomisierung des Nachhaltigkeitsdiskurses diskutiert.

Forschungsstand

Bisher existiert kaum historische Literatur zur ökologischen Alternativenbewegung in der Schweiz. Das Interesse der Forschung galt «dem bewegten Jahrzehnt zwischen 1964 und 1974»⁸ und dem Aufkommen der ökologischen Bewegung. Ein zentraler Gegenstand ist das Verhältnis von Umweltbelastung, Umweltwahrnehmung und Umwelthandeln. Verschiedene Studien widmeten sich der Frage, «weshalb die Umweltbelastung seit den 1950er-Jahren kontinuierlich anstieg, die Meinungen zur Umwelt sich hingegen erst An-

8 Mario König u.a. (Hg.): *Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er Jahren*, Zürich 1998.

fang der 1970er Jahre schlagartig änderten».⁹ Wichtige Grundlagen bildeten die Theorie sozialen Wandels in modernen Wachstumsgesellschaften von Hansjörg Siegenthaler¹⁰ sowie Analysen zu politischen Aktivierungsereignissen in der Schweiz.¹¹ Insgesamt wurde die ökologische Bewegung vor allem als Protestbewegung untersucht.¹² Einen klaren Schwerpunkt bilden umfangreiche und detaillierte Studien zur Anti-AKW-Bewegung.¹³ Die Standardwerke der Umweltgeschichte sind gewöhnlich sehr breit angelegt. Dabei dominieren die Leitmotive Wasser und Atom. Als wichtigste Stationen der Umweltbewegung werden Themen wie das Waldsterben, Chemiekatastrophen und die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl behandelt. Für welche gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Alternativen die Bewegung eintrat, wird kaum beachtet.¹⁴ Eine Ausnahme ist in dieser Hinsicht die Lizentiatsarbeit von Beat Mahler, der den Diskurs um «grün-alternative Konzepte» am Beispiel der Aktion «Migros-Frühling» untersucht hat.¹⁵ Dem Thema der weiteren Entwicklung der ökologischen Bewegung, ihrer rasanten Verbreitung und der gleichzeitigen Ökonomisierung und Verwässerung des Nachhaltigkeitsdiskurses widmeten sich Marcel Hänggi und, im Bezug auf Frankreich, Michael Bess.¹⁶

Zur Geschichte des biologischen Landbaus im deutschsprachigen Raum ist an erster Stelle die ausführliche Darstellung von Gunter Vogt zu nennen.¹⁷ Vogt konzentriert sich auf die Entstehung und Entwicklung der unterschiedlichen Richtungen im biologischen Landbau seit den 1920er Jahren. Die ökologische Bewegung spielt in seiner Darstellung

-
- 9 Patrick Kupper (2003), Zitat S. 329; Jörg Wanzek: *Komplexe Natur – Komplexe Welt: Zum Aufkommen des modernen Umweltbewusstseins in der Schweiz in den Jahren 1968–1972*, Zürich 1996; Susanne Niederer-Schmidli: *Umweltschutz – Schlagwort der siebziger Jahre. Die Entstehung eines neuen Umweltbewusstseins Anfang der siebziger Jahre mit besonderer Berücksichtigung der Situation in Basel-Stadt*, Basel 1991.
- 10 Hansjörg Siegenthaler: *Regelvertrauen, Prosperität und Krisen. Die Ungleichmässigkeit wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung als Ergebnis individuellen Handelns und sozialen Lernens*, Tübingen 1993.
- 11 Heinrich Zwicky/Walter Schöni: *Umwelt als Aktivierungsgrund: Politische Aktivierungsereignisse zu Umwelt-, Verkehrs- und Wohnfragen in der Schweiz (1945–1989)*. Zürich 1993; Hanspeter Kriesi/René Levy u.a. (Hg.): *Politische Aktivierung in der Schweiz 1945–1978*, Diessenhofen 1982.
- 12 Damir Skenderovic: *Die Umweltschutzbewegung im Zeichen des Wertewandels*, In: Urs Allematt (Hg.): *Rechte und linke Fundamentalopposition. Studien zur Schweizer Politik 1965–1990*, Basel/Frankfurt a. M. 1994.
- 13 Patrick Kupper: *Atomenergie und gespaltene Gesellschaft. Die Geschichte des gescheiterten Projektes Kernkraftwerk Kaiseraugst*, Zürich 2003; Ders.: *Abschied von Wachstum und Fortschritt. Die Umweltbewegung und die zivile Nutzung der Atomenergie in der Schweiz (1960–1975)*, In: *Technikgeschichte ETH Zürich* (Hg.): *Preprints zur Kulturgeschichte der Technik*, 2/1998; Hanspeter Kriesi: *AKW-Gegner in der Schweiz: Eine Fallstudie zum Aufbau des Widerstands gegen das geplante AKW in Graben, Diessenhofen 1982*; Michael Schroeren: *Zum Beispiel Kaiseraugst: Der gewaltfreie Widerstand gegen das Atomkraftwerk. Vom legalen Protest zum zivilen Ungehorsam*, Zürich 1977.
- 14 Joachim Raschke: *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte*, München 2011; François Walter: *Bedrohliche und bedrohte Natur. Umweltgeschichte der Schweiz seit 1800*, Zürich 1996.
- 15 Beat Mahler: *Umdenken – umschenken. Zur Genese grün-alternativer Konzepte in der Schweiz 1970–1980 am Beispiel der Aktion «Migros-Frühling»*, Zürich 2005.
- 16 Michael Bess: *The Light-Green Society. Ecology and Technological Modernity in France, 1960–2000*, Chicago/London 2003; Marcel Hänggi: *Wir Schwätzer im Treibhaus. Warum die Klimapolitik versagt*, Zürich 2009.
- 17 Gunter Vogt: *Entstehung und Entwicklung des ökologischen Landbaus im deutschsprachigen Raum*, Bad Dürkheim 2000.

jedoch eine sehr untergeordnete Rolle. Matthew Reed beschreibt in «Rebels for the Soil» die Biobewegung von ihren Anfängen bis heute, wobei er sich vor allem auf den englischsprachigen Raum konzentriert.¹⁸ Zur Geschichte der Landwirtschaft in der Schweiz liefert Peter Moser einen guten Überblick.¹⁹ Zu den Bewegungen im biologischen Landbau 1968 bis 1975 verfasste Patrick Kupper eine gut recherchierte Seminararbeit, die mir den Einstieg ins Thema erleichterte. Darin enthalten ist auch ein kurzer Abschnitt zur AGU.²⁰ Die agrar-soziologische Arbeit von Rätus Fischer dokumentiert Gespräche mit hundert Biobauern und -Bäuerinnen über ihre Wege und Gründe zur Umstellung, ihre Lebenseinstellungen, Zukunftsaussichten, Arbeitsweisen und Erfahrungen.²¹ Zur internationalen Geschichte des biologischen Landbaus publizierte William Lockeretz 2007 einen Sammelband.²² Themenschwerpunkte sind die Ursprünge und Prinzipien des biologischen Landbaus, Politik und Märkte, Organisationen und Institutionen. Die AutorInnen sind Mitglieder von Forschungseinrichtungen und Organisationen des biologischen Landbaus aus acht verschiedenen Ländern. In den Beiträgen werden Erfolge, aber auch Gefahren der aktuellen Entwicklung diskutiert. Seit den 1990er Jahren wurde der biologische Landbau vermehrt aus der soziologischen Perspektive untersucht. In der Fachzeitschrift *Sociologia Ruralis* erschienen Aufsätze zur Biobewegung in Irland²³, Kalifornien²⁴ und Dänemark²⁵. Zu einer wichtigen Debatte wurden Fragen der Institutionalisierung²⁶ und Konventionalisierung²⁷ des biologischen Landbaus.

18 Matthew Reed: *Rebels for the Soil. The Rise of the Global Organic Food and Farming Movement*, London/Washington 2010.

19 Peter Moser: *Der Stand der Bauern. Bäuerliche Politik, Wirtschaft und Kultur gestern und heute*, Frauenfeld 1994.

20 Patrick Kupper: *Aufbruch zum biologischen Bauern. Bewegungen im biologischen Landbau 1968–1975*, Seminararbeit, Zürich 1996.

21 Rätus Fischer: *Der andere Landbau. Hundert Bio-Bauern und Gärtner berichten über ihre Beweggründe, Arbeitsweisen und Erfahrungen*, Zürich 1982.

22 William Lockeretz: *Organic Farming. An International History*, Cambridge 2007.

23 Hilary Tovey: «Food, Environmentalism and Rural Sociology: On the Organic Farming Movement in Ireland», In: *Sociologia Ruralis*, 37(1)/1997, S. 21–37.

24 Daniel Buck/Christina Getz/Julie Guthman: «From Farm to Table: The Organic Vegetable Commodity Chain of Northern California», In: *Sociologia Ruralis*, 37(1)/1997, S. 3–20.

25 Pernille Kaltoft: «Organic Farming in Late Modernity: At the Frontier of Modernity or Opposing Modernity?», In: *Sociologia Ruralis*, 41(1)/2001, S. 146–158.

26 Johannes Michelsen: «Recent Development and Political Acceptance of Organic Farming in Europe», In: *Sociologia Ruralis*, 41(1)/2001, S. 3–20.

27 Julie Guthman: «The Trouble with «Organic Lite» in California: a Rejoinder to the «Conventionalisation» Debate», In: *Sociologia Ruralis*, 44 (3)/2004, S. 3–20; Stewart Lockie/Darren Halpin: «The «Conventionalisation» Thesis Reconsidered: Structural and Ideological Transformation of Australian Organic Agriculture», In: *Sociologia Ruralis*, 45(4)/2005, S. 284–307; Jan De Wit/Henk Verhoog: «Organic values and the conventionalization of organic agriculture», In: *NJAS wageningen journal of life sciences*, 54(4)/2007, S. 449–462.

Die Geschichte des FiBL, das «Abenteuer» dieser Bio-Pioniere und ihre Verbindungen zur ökologischen Alternativenbewegung werden in der vorliegenden Arbeit erstmals rekonstruiert. Dabei standen mir kurze, unveröffentlichte Texte von Otto Schmid zur Verfügung, die der langjährige FiBL-Mitarbeiter anlässlich des 20- und 30-Jahre-Jubiläums des FiBL verfasst hatte.²⁸

Quellen und methodisches Vorgehen

Die verwendeten Quellen lassen sich in zwei Kategorien einteilen. In die erste Kategorie fallen die veröffentlichten Texte: Dazu gehören Zeitschriften, Jahresberichte, Merkblätter und Broschüren der Organisationen, die Ausstellungs- und Alternativkataloge, zeitgenössische Publikationen, Zeitungsartikel usw. Die zweite Kategorie bilden Dokumente, die für den internen Gebrauch bestimmt waren: Sitzungsprotokolle, Korrespondenzen, Arbeits- und Tagungsunterlagen usw. Zur AGU konnte ich keine Archivbestände ausfindig machen. Die Alternativenbewegung wird anhand von Seminarunterlagen, der Ausstellungs- und Alternativkataloge sowie zeitgenössischer Publikationen charakterisiert. Die Bestände des FiBL wurden 2008 vom Archiv für Agrargeschichte erschlossen. Das FiBL-Archiv umfasst Akten der Trägerstiftung und des Forschungsinstituts. Die Pionierphase des FiBL von 1974 bis 1984 ist jedoch vergleichsweise schlecht dokumentiert. Als Hauptquelle dienten die Publikationen der Stiftung mit den Jahres- und Rechenschaftsberichten. Als Ergänzung stand mir ein privates Archiv mit Tagungsunterlagen, Diskussionspapieren und Korrespondenzen zur Verfügung. Anhand dieser Dokumente konnten soziale Aspekte des Instituts rekonstruiert werden: das FiBL als Gemeinschaft sowie Hintergründe zur Krise von 1984.

Die vorliegende Arbeit ist als Fallstudie²⁹ angelegt: Anhand der Geschichte des FiBL wird die konkrete Weiterentwicklung einer «alternativen» Landwirtschaft untersucht, wie sie von der ökologischen Alternativenbewegung proklamiert wurde. Die Entwicklung des biologischen Landbaus in der Schweiz zeigt dabei exemplarisch, wie die Forderungen der ökologischen Bewegung nach einer alternativen Lebensform zwar in der Öffentlichkeit auf Resonanz stiessen, deren Umsetzung und Verbreitung jedoch partiell und unvollständig blieb. Die Arbeit beruht weitgehend auf der Interpretation von Quellenmaterial. Die Archivrecherchen wurden durch semi-strukturierte Interviews ergänzt. Als Zeitzeugen befragte ich ehemalige Mitglieder der AGU, den ersten Leiter sowie MitarbeiterInnen des Instituts. Die Informationsgespräche wurden aufgezeich-

28 Otto Schmid: Die ersten 20 Jahre FiBL – Geschichte, Frick: Manuskript 1994, 8 S.; Ders.: Entwicklung des Biolandbaus in den Jahren 1980 – 1995, Frick: Manuskript 1995, 4 S.; Ders.: Der Weg des FiBL, Frick: Manuskript 2003, 2 S.

29 Vgl. David A. Snow/Danny Trom: «The Case Study and the Study of Social Movements», In: Bert Klandermand/Suzanne Staggenborg (Hg.): *Methods of Social Movement Research*, Minneapolis/London 2002, S. 146–172.

net und protokolliert.³⁰ Sie boten mir Gelegenheit, Lücken im Archiv zu überbrücken, Informationen zu ergänzen und Thesen zu diskutieren.

Der vorliegenden Arbeit liegt ein persönliches Erkenntnisinteresse zugrunde: Meine Eltern, Rosmarie und Max Eichenberger, waren während ihrem Studium an der ETH aktiv bei der AGU dabei und arbeiteten anschliessend sechs Jahre am FiBL. Knapp 40 Jahre später vertrete ich im Verein *Neustart Schweiz* wieder ähnliche Anliegen – die Übereinstimmung in der Argumentation ist verblüffend! Dreht sich die Bewegung im Kreis? Was wurde in der Zwischenzeit erreicht? Auf welchen Erfahrungen können wir aufbauen? Eine Antwort aus der Praxis ist «ortoloco – die regionale Gartenkooperative», die ich zusammen mit FreundInnen 2010 gegründet habe: rund 200 KonsumentInnen aus Zürich und Umgebung pachten vom Biohof «Fondli» Ackerland und bauen zusammen mit einer fest angestellten Gärtnerin ihr eigenes Gemüse an – saisonal, ökologisch und gemeinschaftlich.

30 Auf eine vollständige Transkription wurde verzichtet. Die Interviewfragen (Leitfaden) sind im Anhang dokumentiert.

2. Historischer Kontext

Gesellschaftspolitischer Umbruch

Die Problematisierung der natürlichen Umwelt entwickelte sich zeitgleich zu anderen gesellschaftlichen Problematisierungen: der Debatte über die Ordnung der Geschlechter, der Rolle der Jugend, des Ost-West-Verhältnisses sowie der Nord-Süd-Beziehungen. «Diese Häufung von Entwicklungen, die als Identitätsverluste unterschiedlicher Art gelesen werden können, kann kein Zufall sein.» Patrick Kupper deutet diese sich ergänzenden Entwicklungen als «eine tief greifende Orientierungskrise», in deren Kontext die Entstehung einer Vielzahl neuer sozialer Bewegungen zu sehen ist. «In den Jahren um 1970 wurde von vielen Seiten her nichts weniger als an den Grundfesten der in der Kriegs- und Nachkriegszeit gewachsenen Gesellschaftsordnung gerüttelt.»³¹ Angesichts der «gesellschaftlichen Re-Stabilisierung unter konservativen Vorzeichen»³² kam es zu einer starken Polarisierung. Die Auseinandersetzungen um Alternativen in der Schweiz wurden zudem durch den Kalten Krieg geprägt. Die geläufige Entgegnung «dann geh doch nach Moskau» oder «Moskau einfach» ist für ehemalige AktivistInnen bezeichnend für den diffamierenden Umgang mit Andersdenkenden in jener Zeit.³³

Wissenschaft

Ein entscheidender Anstoss für den rasanten Aufschwung der Umweltfrage um 1970 kam aus dem Bereich der Wissenschaft. Die ökologische Bewegung orientierte sich an den Wissenschaftszweigen Ökologie, Kybernetik und Systemtheorie, die in den 1970er Jahren die Analyse der Mensch-Umwelt-Beziehung prägten. Mit den neuen Modellen gingen neue Begriffe einher: «Die Welt setzte sich nun aus komplexen, interdependenten <(Öko-)Systemen> zusammen, in denen <biologische Gleichgewichte> herrschten und sich <(natürliche) Kreisläufe> abspielten.»³⁴ Um 1970 setzte sich «innerhalb weniger Monate der Begriff <Umwelt> durch, der bis dahin im Bedeutungszusammenhang Mensch-Natur nicht verwendet worden war».³⁵ Grosses Aufsehen erregte die amerikanische Biologin Rachel Carson 1962 mit ihrem Buch «Silent Spring», in dem sie die Folgen der Anreicherung von DDT und anderen persistenten Umweltgiften in der Nahrungskette aufzeigt. Mit ihrer Warnung vor einem «stummen Frühling» stellte sie

31 Kupper (2003), S. 342 f.

32 Patrick Kupper: «Expertise und Risiko, Vertrauen und Macht. Gesellschaftliche Ursachen und Folgen erodierender Autorität von Kernenergie-Experten in den 1970er Jahren», In: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 55/2005, S. 60.

33 Mehrere Interview- PartnerInnen erwähnten die Aufforderung, man solle doch nach Moskau gehen, um die damalige Zeit zu charakterisieren, vgl. Otto Schmid, Martin Küper, Max und Rosmarie Eichenberger.

34 Kupper (2003), S. 338.

35 Kupper (2003), S. 341 f.

die landwirtschaftliche Praxis sowie die Ansätze der Agrarwissenschaften und -politik in Frage was letztlich ein weit reichendes Verbot von DDT bewirkte. Ebenfalls von grosser Bedeutung war der im Auftrag des Club of Rome erstellte Bericht «Limits of Growth» (Die Grenzen des Wachstums) von 1972. Die wachstumskritische Studie stammte aus dem Kreis der etablierten Wissenschaft und nutzte die damals modernste Technik: das Team rund um Donella und Dennis Meadows am Massachusetts Institut of Technology (MIT) erstellte ein globales Computermodell namens «World3». Dieses Modell simulierte die Welt als geschlossenen Regelkreislauf in der wissenschaftlichen Tradition der Kybernetik. Die errechneten Zukunftsszenarien zeigten in aller Deutlichkeit, dass die Strategie «business as usual» zum Zusammenbruch führen würde.

Während der Stellenwert wissenschaftlichen Wissens in allen Gesellschaftsbereichen stieg, kam es laut Kupper zugleich zu einem partiellen Verlust des Sonderstatus der Wissenschaft, insbesondere zu «einem Verlust an Vertrauen in bisherige Kategorien der Problemwahrnehmung, ebenso wie in bisherige Mechanismen der Problemlösung».³⁶ Diese Entwicklung zeigte sich insbesondere bei den Auseinandersetzungen um die Atomenergie: Die Bestimmungs- und Geltungsmacht von NuklearexpertInnen schrumpfte dramatisch. «An die Stelle des allwissenden Experten trat eine Vielzahl sich widersprechender Experten.»³⁷ Im Zuge dieser Auseinandersetzungen wurden Wissenschaft und Technik in der Öffentlichkeit zunehmend ambivalent bewertet.

Umweltpolitik

Die öffentliche Thematisierung der Umwelt schlug sich auf politischer Ebene nieder: 1971 beschloss der Bundesrat die Errichtung eines neuen Bundesamtes für Umweltschutz. Im selben Jahr kam es zur Volksabstimmung über die Erweiterung der Bundesverfassung um einen Artikel zum Schutz der Umwelt. Die Aufnahme des Umweltschutzartikels wurde mit einem Ja-Stimmenanteil von über 90% angenommen. Zu Beginn der 1970er Jahre gewannen die Umweltorganisationen markant an Einfluss. Es entstand eine «beachtliche Zahl» neuer Organisationen. Bei bestehenden Vereinigungen fand eine grundlegende Neuausrichtung der Tätigkeit statt.³⁸ Ein umweltpolitischer Durchbruch erfolgte jedoch nur abgeschwächt und in Etappen. Ab 1974 kam es laut Kupper bereits wieder zu einer Verhärtung des politischen Klimas. Reformvor-

36 Kupper (2005), S. 60 f, vgl. Kupper (2003), S. 338 f.

37 Kupper (2005), S. 65.

38 Kupper (2003), S. 335 f. Zu den neu gegründeten Organisation zählt beispielsweise die 1971 gegründete *Schweizerische Gesellschaft für Umweltschutz* (SGU), heute *equiterre*. Ihr Ziel war die konkrete Umsetzung des Artikels der Bundesverfassung über den Umweltschutz, dessen Eckpunkte Luftreinhaltung und Lärmbekämpfung waren. Eine Erweiterung der Tätigkeit fand beim *Schweizerischen Bund für Naturschutz* (SBN), heute *Pro Natura* statt, der bereits 1909 zur Finanzierung des Pachtzinses für den Nationalpark gegründet worden war.

schläge wurden zerzaust, Änderungen initiiert, bald darauf aber blockiert. Kupper nennt als Paradebeispiel für solche Blockaden den Ausarbeitungsprozess für das schweizerische Umweltschutzgesetz. Dieses wurde erst 1983 im Zeichen der Debatte über das Waldsterben in Kraft gesetzt – ganze 12 Jahre nach der Annahme des Verfassungsartikels und nach vielen Verwerfungen.³⁹

Wirtschaft

Die 1950er und 1960er Jahre waren in der Schweiz durch ein starkes wirtschaftliches Wachstum geprägt. Hauptmerkmale dieser Aufschwungphase waren der Glaube an den technischen Fortschritt, eine hohe Stabilität des politischen Gefüges, steigende Kaufkraft und materielle Wohlstandsverbesserungen. Die weltweite Rezession Mitte der 1970er Jahre dämpfte vorübergehend das Wirtschaftswachstum. Der Einbruch wurde jedoch mit dem günstigen konjunkturellen Verlauf der 1980er Jahre schnell überwunden. «Automatisierung, Rationalisierung und massive Vergrößerung des tertiären Sektors waren die strukturellen Ergebnisse des ökonomischen Wandels der achtziger Jahre.»⁴⁰ Bei den umweltrelevanten Indikatoren setzte in dieser Zeit ein exponentielles Wachstum ein: Die Energieproduktion wurde in den Jahren 1945 bis 1989 mehr als verfünffacht.⁴¹ Bei den graphischen Darstellungen zu Kohlendioxid-, Methan-, Stickoxid- und FCKW-Emissionen zeigen die Kurven steil nach oben.⁴² Bereits in den 1950er und 1960er Jahren setzte von Seiten des Naturschutzes eine Kritik am Wachstumsprozess und dessen wahrnehmbaren Folgen ein. Wichtige Themen waren die Zersiedelung der Landschaft durch den Bau von Autobahnen, Wasserkraftwerken und Skiliften sowie die Emissionen von Raffinerien und Aluminiumfabriken. Seit Anfang der 1970er Jahre nahm das allgemeine Umweltbewusstsein stark zu. Neben dem punktuellen Widerstand wurde neu eine grundsätzliche Kritik am Kurs der Industriegesellschaft erhoben.⁴³ Wichtige Auslöser waren Skandale wie die jahrzehntelange Anreicherung von Quecksilber in Minamata (Japan) infolge der dort ansässigen Plastikproduktion, der Dioxin-Unfall in Seveso (Italien) 1976, der Chemieunfall in Bhopal (Indien) 1984, die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl (Russland) und die Chemiekatastrophe «Schweizerhalle» in Basel (Schweiz) 1986, die – neben fehlenden Sicherheitsvorkehrungen und heruntergespielten Risiken – die Folgen der Profitmaximierung auf Kosten der Allgemeinheit verdeutlichten.

39 Kupper (2003), S. 347.

40 Skenderovic (1994), S. 33.

41 Vgl. ebd., ebd.

42 Vgl. Kupper (2003), S. 327.

43 Skenderovic (1994), S. 34; vgl. Christof Dejung: Der unterschiedliche Stellenwert von Umweltproblemen in der deutschen und in der französischen Schweiz, In: König u.a. (1998), S. 251 f.

Landwirtschaft

Die Zielsetzung der Schweizer Agrarpolitik in den frühen 1960er Jahren bestand in einer «organisierten Modernisierung des Agrarsektors im Sinne einer Industrialisierung der Nahrungsmittelproduktion auf den mittelgrossen Familienbetrieben und einer geordneten Aufgabe der kleineren Betriebe».⁴⁴ Damit wurde der durch den technischen Fortschritt vorgezeichnete «Strukturwandel» gezielt gefördert um einerseits billige Nahrungsmittel zu gewährleisten und andererseits Arbeitskräfte für den tertiären Sektor freizusetzen.⁴⁵ Dieses dominante Paradigma der Landwirtschaft, das durch die offizielle Landwirtschaftspolitik, die grosse Mehrheit der Bauern und den Schweizerischen Bauernverband vertreten wurde, war geprägt durch den Glauben an technischen Fortschritt und ökonomisches Wachstum sowie durch ein Verständnis von Landwirtschaft als Fortführung der industriellen Produktion.⁴⁶ Gleichzeitig wurden hohe Einkommenssubventionen für die konventionelle Landwirtschaft durchgesetzt. Die garantierten Mindestpreise in Kombination mit der Produktivitätssteigerung durch Motorisierung, chemisch-synthetische Dünge- und Pflanzenschutzmittel und billige Futtermittelimporte führten zu einer Überproduktion von Nahrungsmitteln. Diese Praxis wurde Ende der 1960er Jahre durch die Sorge um die natürlichen Lebensgrundlagen⁴⁷ und die Kontamination von Lebensmitteln problematisiert. Ein geradezu traumatisches Ereignis war der Käseskandal im Sommer 1968, als amerikanische und kanadische Behörden Schweizer Käse aufgrund zu hoher Insektizidrückstände beschlagnahmten.⁴⁸ FDP-Nationalrat Peter Grünig drückte seine Besorgnis anlässlich der Eintretensdebatte zum Giftgesetz folgendermassen aus: «Gift ist schon heute überall nachweisbar: im Wasser, in der Luft, in den Nahrungs- und Futtermitteln [...] Sind wir wirklich mit unsere Zivilisiertheit so weit gekommen, dass wir gezwungen werden, mit dem Gift zu leben?»⁴⁹ Mit dem biologischen Landbau vertrat die ökologische Bewegung «ein zweites (alternatives) Paradigma, welches Zweifel an der Nachhaltigkeit des eingeschlagenen Weges hegte»⁵⁰ und diametral entgegengesetzt zum alten Paradigma stand. Die Umsetzung einer alternativen Landwirtschaft wurde durch diese polarisierte Situation geprägt, die die Akteure in zwei Lager teilte, deren Einschätzung des Handlungsbedarfs durch ganz unterschiedliche Perspektiven auf die Dinge und ein grundverschiedenes Verständnis von Landwirtschaft geprägt wurde.

44 Peter Moser: «Privilegierter Volksstand» oder «Untergang des Bauerntums»? Die staatliche Agrarpolitik der 50er/60er Jahre, In: König u.a. (1998), S. 62.

45 Vogt (2000), S. 263.

46 Frank Belz: Entstehung und Entwicklung des Biomarktes, St. Gallen 1998, S. 11 ff.

47 Vgl. Kap. 4.2 zum ETH-Symposium «Schutz unseres Lebensraumes» von 1970.

48 Vgl. Kupper (1996), S. 4 f.

49 P. Grünig: «Einschränkung der Gifflut!», In: *Schweizerischer Naturschutz*, 2/1969, S. 31 f.

50 Belz (1998), S. 13.

3. Theoretische Grundlagen

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit einem Thema aus der neusten Schweizer Geschichte. Die Auseinandersetzung mit Akteuren einer neuen sozialen Bewegung ist Teil der Sozialgeschichte. Ich frage jedoch nicht nach dem Aufkommen der ökologischen Bewegung und ihrer Dynamik. Im Vordergrund stehen mentalitätsgeschichtliche Aspekte: die Frage nach Visionen, Zielen und dafür eingesetzten Handlungsstrategien, nach den Ansprüchen von damals und der konkreten Weiterentwicklung. Wichtig ist dabei die Beziehung zwischen Natur und Kultur – Naturbegriff, Umgang mit natürlichen Ressourcen, Lebensstil, Umweltverschmutzung und Technologie – eine Grundproblematik der Umweltgeschichte. Als Themenschwerpunkt wird die Landwirtschaft untersucht. Mit dem Ansatz der Agrargeschichte, die die Entwicklung des ländlichen Raumes in den Mittelpunkt stellt, kann die Verbreitung des biologischen Landbaus nicht hinreichend erklärt werden. Die Vision einer alternativen Landwirtschaft hat auch einen wichtigen Ursprung in der ökologischen Bewegung, deren Akteure oft einen städtischen Hintergrund hatten. Die Landwirtschaft und die dort arbeitenden Menschen werden «nicht isoliert in ihrem (oft gar nicht mehr so) ländlichen Raum» betrachtet: «Gerade bei der biologischen/ökologischen Landwirtschaft entstehen Verbindungen zum Handel, zur verarbeitenden Industrie und insbesondere zu den Verbrauchern, die – unter anderem aufgrund ihres meist partnerschaftlichen Charakters – neue Wege aufzeigen.»⁵¹ In diesem Sinne wird die Debatte um die Entwicklung des biologischen Landbaus und dessen Konventionalisierung aus historischer Perspektive ergänzt. Theoretische Grundlagen bilden Ansätze aus der Soziologie zu *Neuen Sozialen Bewegungen* sowie die gesellschaftsphilosophischen Überlegungen von André Gorz.

3.1 Die ökologische Alternativenbewegung

Gegenstand dieser Arbeit ist die «moderne ökologische Bewegung» in der Schweiz⁵², die vor dem gesellschaftspolitischen Hintergrund der frühen 1970er Jahre entstanden ist.

Die ökologische Bewegung wird oft als eine Protestbewegung dargestellt: Ihr Engagement richtet sich gegen den Bau von Strassen, gegen AKWs, gegen die Ausbeutung der Natur. Akteure der Bewegung verweisen jedoch mit Recht darauf, dass der Protest mit

51 Bernward Geier: «Agrarsoziologie», In: Hartmut Vogtmann (Hg.): *Ökologischer Landbau. Landwirtschaft mit Zukunft*, Stuttgart 1985, S. 91.

52 Vgl. Damir Skenderovic: «Ökologische Bewegung», In: *Historisches Lexikon der Schweiz*, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16515.php.

Vorschlägen verbunden war, anhand derer aufgezeigt wurde, wie etwas anders gelöst werden kann: «Die Alternativen wurden immer parallel zum Protest entwickelt.»⁵³ In dieser Arbeit wird die ökologische Bewegung als Alternativenbewegung untersucht. Es geht um die Entwicklung alternativer Lebensformen, die – durch eine Abkehr von Wirtschaftswachstum und «grosstechnologischem Fortschrittsglauben» – einen nachhaltigen Umgang mit natürlichen Ressourcen ermöglichen sollten. VertreterInnen dieser Alternativenbewegung verstanden Umweltschutz als Chance für einen umfassenden gesellschaftlichen Wandel hin zu mehr Lebensqualität. Die AGU wurde durch ihren Kampf gegen den Bau von Expressstrassen in der Stadt Zürich bekannt und sie engagierte sich in der Anti-AKW-Bewegung.⁵⁴ Für Martin Küper standen auch da die Alternativen im Vordergrund: «Die Zürcher Arbeitsgruppe für Städtebau machte es sich zum obersten Prinzip, wenn sie etwas kritisieren, auch einen Vorschlag zu machen, bei dem sie finden «das ist besser», sonst wird nicht protestiert.»⁵⁵ Im Katalog zur Ausstellung von 1974 beschreibt die AGU ihr Verhältnis zur Alternativenbewegung folgendermassen:

Nach der anfänglichen, eher symptombekämpfenden Haltung, welche vor allem auf Bestehendes und Geplantes (z.B. Expressstrassen-Y) reagiert hat, haben wir eine Phase durchlaufen, in der Mitarbeit in Planungsprozessen und Kommissionen (z.B. Entwicklungskoordination der Stadt Zürich) und Initiativen im Vordergrund stand (z.B. Initiative für Demokratie im Strassenbau im Kt. Zürich). Frustration und Desillusionierung haben seither viele von uns veranlasst diesen Weg zu ergänzen durch praktische Arbeit in der Realisierung von Alternativen. Die nun fertig gestellte Ausstellung zeigt eine erste Zusammenfassung solcher alternativer Ansätze, durch die die Zukunft in der Gegenwart sichtbar gemacht werden soll.⁵⁶

Die Frage, was *alternativ* konkret bedeutet, stand am Anfang der Erarbeitung der Alternativkataloge:

Was ist alternativ in der sogenannten alternativen (oder sanften oder angepassten) Technologie? In der alternativen Presse? Welche Ueberlegungen bestimmen das Verhältnis zwischen einem Alternativprojekt und dem Staat, der Gemeinde, der «normalen» Gesellschaft im Allgemeinen? Kann man sagen, dass z.B. die Mitbestimmung bei Scott Bader⁵⁷ alternativ ist? Oder ein Kunsthandwerks-Laden? Oder eine Kommune mit oder ohne Selbstversorgung?⁵⁸

53 Interview mit Martin Küper, Zürich 22.7.2011.

54 Vgl. AGU: Interdisziplinäres Seminar in Ökologie, WS 1972/73, Zürich 1973, S. 1; Kupper (1998), S. 107 f; Stephan Koller: Promotoren einer neuen Lebenswelt. Die «Arbeitsgemeinschaft Umwelt» und die Zürcher Expressstrassen, Seminararbeit Zürich 1996.

55 Martin Küper, Zürich 22.7.2011.

56 AGU: umdenken – umschwenken. Alternativen – Wegweiser aus der grosstechnologischen Zivilisation?, Katalog zur Ausstellung, Zürich 1975, S. A 1.

57 Vgl. Kap. 4.3.3.4.

58 Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 1, 4. Auflage, Köniz 1977, Einleitung (ohne Seitenangabe).

Aus der ursprünglichen Bedeutung («alternativ» lat. wahlweise, zwischen zwei Möglichkeiten die Wahl lassen) kann keine Bewertung der beiden Möglichkeiten, zwischen denen gewählt werden kann, herausgelesen werden. Das «wert-lose» Wort musste erst mit Inhalt gefüllt werden. Alternativ bezeichnete vorerst einen «andersartigen, wünschenswerte(re)n Lebensstil»⁵⁹. Im letzten Band der Alternativkataloge wurde die Frage «Was ist alternativ?» zum dritten Mal gestellt und wie folgt beantwortet:

Alternativ ist für uns gleichbedeutend mit lebensfreundlich und freiheitlich. Lebensfreundlich heisst: Achtung und Respekt gegenüber jeglichem Leben. Freiheit heisst: jedes Individuum kann machen, was es will, solange es die gleiche Freiheit anderer Individuen nicht einschränkt.⁶⁰

Bei dieser Definition überrascht die Nähe zu liberalen Positionen. Die Unterschiede treten bei der näheren Bestimmung von «Freiheit» und ihrem Verhältnis zur Gleichheit hervor.⁶¹ Mit dem Begriff «Alternativenbewegung» (statt «Alternativbewegung») möchte ich die Breite der vorgeschlagenen Lebensentwürfe betonen.

3.2 Der biologische Landbau als soziale Bewegung

In der Bewegungsforschung wurde versucht, allgemeine Merkmale von sozialen Bewegungen zu erfassen. Dabei wirft jede Definition erneut Fragen auf: Was heisst «kollektive Akteure»? Was unterscheidet soziale Bewegungen von anderen Formen kollektiven Handelns? Welche Rolle spielen politische und kulturelle Konflikte, öffentlicher Protest, der Wunsch nach Veränderung und nach einer alternativen Lebensform? Was ist neu an den neuen sozialen Bewegungen? Nach einer relativ allgemeinen Definition können soziale Bewegungen als **informelle Netzwerke** oder «**public spaces**» umschrieben werden, **die auf einem Set gemeinsamer Werte basieren und verschiedene Formen des Protests nutzen**. Soziale Bewegungen gelten als Schlüssellakteure für gesellschaftliche Veränderungen. Sie problematisieren gewohnte Denkweisen und Interpretationen und schaffen in einem kollektiven Prozess neue Ideen, Identitäten und Ideale.⁶²

Der biologische Landbau wird oft als ein Set von Produktionstechniken behandelt, als eine Praxis, die sich von der konventionellen Landwirtschaft vor allem durch das unterscheidet, was sie nicht tut – Verzicht auf chemische Pflanzenschutzmittel, Herbizide und mineralische Dünger. Hingegen gehe ich in dieser Arbeit von einer positiven Cha-

59 Ebd. ebd.

60 Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 3, Basel 1978, S. 432.

61 Vgl. Kap. 4.3.3.

62 Vgl. Nick Crossley: Making sense of social movements, Buckingham 2002, S. 1–9; Donatella della Porta/Mario Diani: Social Movements. An Introduction, Oxford 1999, S. 14 f.; Kai-Uwe Hellmann: Systemtheorie und neue soziale Bewegungen, Opladen 1996, S. 15–18.

rakterisierung aus, also von den Zielen des biologischen Landbaus, und konzentriere mich auf die Werte und Visionen, die der landwirtschaftlichen Praxis innewohnen. In diesem Sinne wird der biologische Landbau als Teil einer sozialen Bewegung betrachtet. Der biologische Landbau hat eine längere Geschichte, doch die Biobewegung ist in vieler Hinsicht eine neue Bewegung, die sich als Teil der Umweltbewegung entwickelte.⁶³ Bis in die 1960er Jahre wurde der biologische Landbau nur von sehr wenigen Landwirten und Gärtnerinnen praktiziert, die mit einem kleinen, relativ geschlossenen Kreis von interessierten Personen in Verbindung standen. Die verschiedenen Gruppierungen verfolgten jeweils eigene Strategien zur Weiterentwicklung ihrer Methoden. Mit der breiten öffentlichen Thematisierung von Umweltfragen erweiterte sich die Basis der Biobewegung. Ökologisch motivierte Akteure interessierten sich für die Prinzipien des biologischen Landbaus und entwickelten ein neues Paradigma der Landwirtschaft. Patrick Kupper stellt «drei fundamentale Neuerungen» fest, «welche die 1970er Diagnose in die Modellierung der Mensch-Natur-Beziehung einbrachte»: das Denken in komplexen Systemen, ein globaler Blickwinkel wie er auf semantischer Ebene in der Metapher vom «Raumschiff Erde» zum Ausdruck kam sowie eine Expansion des Denk- und Sagbaren in der Zeit.⁶⁴

Im Unterschied zur **ökologischen Bewegung** bezeichnet der Begriff **Biobewegung** im engeren Sinne die aktiven Personen und Organisationen rund um den biologischen Landbau, sie beinhaltet auch die PionierInnen des biologischen Landbaus seit den 1920er Jahren. Unter dem Begriff **biologischer Landbau** verstehe ich eine bestimmte landwirtschaftliche Bewirtschaftungsform, die innerhalb der Biobewegung und später unter dem Einfluss der ökologischen Bewegung entwickelt wurde. Biologischer Landbau kann jedoch auch die Bewegung mit einschliessen und als Überbegriff fungieren.⁶⁵ Die nicht-biologische Landwirtschaft wird als **konventionelle Landwirtschaft** bezeichnet. Mit dem Begriff **traditionelle Landwirtschaft** ist der Personenkreis bzw. der «Stand der Bauern» gemeint im Gegensatz zur Bewegung, die breiter abgestützt ist.

63 Vgl. Heidrun Moschitz: Moving on – European organic farming movements between political action and self-reflection, In: *Int. J. Agricultural Resources, Governance and Ecology*, 8(5/6)2009; Kaltoft (2001); Michelsen (2001). Problematisiert wird dieser Ansatz von Hilary Tovey (1997): Sie bezieht sich dabei auf den traditionellen Naturschutz, der die Natur als Wildnis konzipiert, frei von menschlichen Einflüssen und als klarer Gegenpol zur Kultur. In der Schweiz sind mir keine grundlegenden Konflikte zwischen der Biobewegung und der ökologischen Bewegung bekannt. Beide vertreten das Konzept einer vielfältigen Kulturlandschaft.

64 Kupper (2003), S. 346.

65 Gunter Vogt unterscheidet den «biologischen Landbau» der 50er und 60er Jahre vom «ökologischen Landbau der organisch-biologischen Anbauverbände» der 80er und 90er Jahre. Die Bezeichnung «ökologischer Landbau» dient zudem als Überbegriff für sämtliche ökologische Anbausysteme. In der Schweiz setzte sich analog dazu die Bezeichnung «biologischer Landbau» durch. Vgl. Vogt (2000), S. 15 ff.

Entsprechend der oben dargelegten Definition zu neuen sozialen Bewegungen kann aufgezeigt werden, dass der biologische Landbau auf gemeinsamen Werten basiert, denen in der Schweiz sowie in der internationalen Dachorganisation IFOAM mit den ersten gemeinsamen Richtlinien 1980 Ausdruck verliehen wurde.⁶⁶ Die Biobewegung beteiligt sich in verschiedenen Formen an einem Protest: Der biologische Landbau verkörpert ein alternatives Modell zur industrialisierten Landwirtschaft und ist Teil einer alternativen Lebensform. Der Protest zeigt sich seltener in Form von Demonstrationen auf der Strasse, als direkt in der Alltagskultur. Die Bewegung hat ihre eigenen Organisationen und Institutionen aufgebaut, die sich auf der politischen Ebene einbringen.⁶⁷

Um den biologischen Landbau als eine soziale Bewegung innerhalb der allgemeinen Theorie sozialer Bewegungen zu verorten, werden in der Literatur vor allem zwei Charaktermerkmale betont: Zum einen bestand die Biobewegung aus einer breiten Koalition von Interessierten weit über den Kreis der LandwirtInnen hinaus. Zum anderen zielt der biologische Landbau auf eine Veränderung von gesellschaftlichen Zusammenhängen in der gesamten Landwirtschaft und darüber hinaus.⁶⁸ Beide Aspekte werden im Folgenden kurz erläutert.

Der biologische Landbau entwickelte sich auf der Basis eines vereinten Engagements von verschiedenen Interessenskreisen. Viele Leute, die sich in der Biobewegung engagierten, waren selber keine landwirtschaftlichen ProduzentInnen, VerarbeiterInnen oder HändlerInnen. Es bestanden vielfältige Verknüpfungen zu StudentInnen- und Umweltorganisationen, zu WissenschaftlerInnen sowie zu einzelnen PolitikerInnen. So gründete beispielsweise die Schweizerische Gesellschaft für Umweltschutz (SGU) 1975 einen Fachausschuss «Biologischer Landbau». Die KonsumentInnen spielten eine wichtige Rolle. KleingärtnerInnen interessierten sich für biologische Anbaumethoden ebenso wie die so genannten AussteigerInnen. Über alternative Zeitschriften, Ausstellungen und Publikationen wandte sich die Bewegung an eine breite Öffentlichkeit. Neben den direkt in der Landwirtschaft Tätigen baute die Biobewegung somit ein weiteres Netzwerk auf (community).⁶⁹ Ihre Verbindungen reichten sowohl in die christlich-religiös geprägte Bauernheimatbewegung wie in anthroposophisch ausgerichtete Kreise. Ebenso bestanden Verknüpfungen zu anderen sozialen Bewegungen – zur Eine-Welt-Bewegung, Frauenbewegung, Friedensbewegung usw. – die gemeinsam darauf hinarbeiteten, die Ausbeutungsverhältnisse der kapitalistischen

66 Vgl. Kapitel 5.5.

67 Vgl. Moschitz (2009), S. 374.

68 Vgl. Michelsen (2001), S. 7; Tovey (1997), S. 24 f.

69 Vgl. Michelsen 2001, S. 7; Tovey 1997, S. 24.

Gesellschaftsform gegenüber Frauen, den Ländern des Südens und der Natur zu überwinden. Dieser Pluralismus kommt im folgenden Kapitel zu ökologischen Visionen und zur alternativen Landwirtschaft deutlich zum Ausdruck und wird beispielsweise durch die Subsistenzperspektive der Bielefelder Soziologinnen theoretisch begründet.⁷⁰ Das breite Spektrum der Biobewegung sowie die unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Vorstellungen der älteren gegenüber der jungen, nach 68er-Generation sind wichtige Aspekte bei der Untersuchung des Forschungsinstituts für biologischen Landbau.

Sein Drang zur Veränderung gesellschaftlicher Zusammenhänge ist ein zweiter wichtiger Aspekt dafür, den biologischen Landbau als soziale Bewegung zu definieren. Die ökologische Bewegung verstand den biologischen Landbau als Teil einer ganzheitlichen Alternative. Anders herum, strebt der biologische Landbau nicht nur danach, auf eine ökologische Weise qualitativ hoch stehende Nahrungsmittel zu produzieren. Er vermittelt auch ein bestimmtes Naturverständnis und ist Grundlage für eine neue Beziehung der Menschen zur Natur wie auch zur Gesellschaft. Die Biobewegung vermittelt somit ein anderes Prinzip, das als Vorbild für eine alternative Lebensform dienen kann.

3.3 Einfluss, Identität und Wirtschaft – ein Analysemodell aus der Bewegungsforschung

In der Soziologie können zwei grundsätzliche Ansätze zur Analyse sozialer Bewegungen unterschieden werden: Die politische Perspektive, die vor allem in den USA entwickelt wurde, versteht soziale Bewegungen als rationale Akteure, die Ressourcen mobilisieren, um ihre politischen Ziele zu erreichen. Kritisiert wird an dieser Sichtweise, dass soziale Bewegungen auf Organisationen reduziert werden. Sie übersehe die Tatsache, dass die kulturellen Netzwerke, in denen soziale Bewegungen entstehen, nicht nur ein Mobilisierungspotential darstellen, sondern auch ein Ort sind, an dem neue Lebensstile und Formen der sozialen Beziehungen entwickelt werden können. Die kulturell ausgerichtete, vorwiegend europäische Tradition untersucht soziale Bewegungen als mögliche Akteure für eine neue soziale Ordnung. Diese Perspektive orientiert sich an der Identität und erweitert den Blick auf soziale Bewegungen.⁷¹

Heidrun Moschitz entwickelte auf der Basis des Phasenmodells von H. Blumer und dem Ansatz von J. L. Cohen zur doppelten Organisationslogik ein Analysemodell, das

70 Veronika Bennholdt-Thomsen/Maria Mies: Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive, München 1997.

71 Moschitz (2009), S. 373; vgl. auch Crossley (2002), Della Porta/Diani (1999).

die politische und die kulturelle Perspektive integriert: «On the one hand, they engage in a politics of influence in the political sphere, while on the other, they also engage in a politics of identity in the civil sphere»⁷². In Bezug auf den biologischen Landbau fügt Moschitz die wirtschaftliche Logik hinzu: Der biologische Landbau ist Teil des Nahrungsmittelsektors und die wirtschaftliche Grundlage für die beteiligten Landwirte. Zwischen den drei Polen – Einfluss, Identität und Wirtschaft – lassen sich verschiedene Beziehungen aufzeigen und die Ausrichtung der Biobewegung analysieren.

Moschitz beschäftigt sich mit der Frage nach den Konsequenzen des politischen Handelns für den biologischen Landbau als soziale Bewegung. Sie zeigt auf, dass die politische Einflussnahme in einem Spannungsverhältnis zur eigenen Identität steht, was zu Konflikten führen kann. Die Identität einer Bewegung konstruiert sich durch Prozesse der Abgrenzung sowie der Anerkennung. Alle Versuche, einen Anspruch in der politischen Sphäre zu erheben, beinhalten eine Anpassung an die Öffentlichkeit. Je mehr ein Akteur der sozialen Bewegung anerkannt wird, umso schwieriger ist es, sich durch Distanzierung vom politischen Gegner eine Identität zu bilden.⁷³

Die dreifache Logik – die Logik der Einflussnahme, die Logik der eigenen Identität und die Logik der Wirtschaft – beeinflusst auch die einzelnen Akteure der Biobewegung. Genauer untersucht wird beim FiBL der Umgang mit den eigenen Ressourcen in den Bereichen Forschung, Beratung und Öffentlichkeitsarbeit, die Rolle des FiBL bei der Entwicklung gemeinsamer Basisrichtlinien sowie das FiBL als Gemeinschaft und Promotor einer alternativen Lebensform. Im Ausblickkapitel werden die Aspekte staatliche Anerkennung, Abgrenzung zur konventionellen Landwirtschaft und Integration in den Lebensmittelsektor diskutiert.

3.4 Politisch-kulturelle Bewegung oder Expertokratie – Fragestellung aus der politischen Ökologie

Den Zusammenhang zwischen Ökologie und Freiheit hat der Philosoph und Publizist André Gorz theoretisch hergeleitet.⁷⁴ Als Wissenschaft zeigt die Ökologie, dass natürliche Ökosysteme dank ihrer enormen Diversität und Komplexität die Fähigkeit besitzen, sich selbst zu regenerieren und zu regulieren. Diese Fähigkeit zur Selbstregeneration wird durch Techniken beschädigt, die darauf abzielen, die Natur zu rationalisieren und zu beherrschen. Gorz zeigt auf, dass der ökologische Imperativ nicht alleine An-

⁷² Moschitz (2009), S. 374.

⁷³ Ebd., S. 382.

⁷⁴ André Gorz: Ökologie und Freiheit. Beiträge zur Wachstumskrise 2, aus dem Französischen übersetzt von Karl A. Klewer und H. Otten, Reinbek bei Hamburg 1980; Gorz (2009).

triebskraft für politisch-kulturelle Bewegungen mit ihrer emanzipatorischen Stossrichtung ist, sondern auch «von den Machtapparaten für sich in Anspruch genommen» werden kann, um «deren Herrschaft über das alltägliche Leben und das soziale Umfeld zu verstärken».⁷⁵ Unter dem Titel «Die politische Ökologie zwischen Expertokratie und Selbstbegrenzung» zeichnet Gorz die Ursprünge der ökologischen Bewegung nach und unterscheidet dabei zwei grundsätzliche Vorgehensweisen, die davon abhängen, ob die Ökologie wissenschaftlich oder politisch verstanden wird, woraus sich eine innere Spaltung der Bewegung in einen technokratischen (Expertokratie) und einen radikaldemokratischen Flügel (politisch-kulturelle Bewegung) ergibt. Gorz betont, dass es nicht möglich ist, aus der Ökologie eine Moral abzuleiten: «Die Ablehnung des Technofaschismus ergibt sich nicht aus einer Wissenschaft von den natürlichen Gleichgewichten, sondern aus einer politischen Wahl, aus der Entscheidung für eine bestimmte Kultur.»⁷⁶ Ökologische Zwänge werden nicht ohne weiteres das Verschwinden des Kapitalismus herbeiführen. Doch die ethische Forderung nach der Emanzipation des Subjekts impliziert die theoretische und praktische Kritik des Kapitalismus, von der die politische Ökologie eine wesentliche Dimension ist.⁷⁷

Die politisch-kulturelle (radikaldemokratische) Bewegung

Die ökologische Bewegung entstand ursprünglich aus einem spontanen Protest gegen die Zerstörung der Alltagskultur durch die Apparate der ökonomischen und administrativen Macht.

Die «Natur», deren Schutz die Bewegung fordert, ist weder die Natur der Naturalisten noch die der wissenschaftlichen Ökologie: sie ist grundlegend die Umwelt, die als «natürlich» erscheint, weil ihre Strukturen und ihre Funktionsweise dem intuitiven Verständnis zugänglich sind; weil sie dem Bedürfnis nach Entfaltung der sensorischen und motorischen Fähigkeiten entspricht; weil ihre vertraute Gestalt es den Individuen ermöglicht, sich dank Fähigkeiten, die nie ausdrücklich gelernt zu werden brauchten, spontan in ihr zu orientieren, zu interagieren und zu kommunizieren.⁷⁸

Gorz bezieht sich auf das Konzept der Lebenswelt nach Habermas. Der Naturschutz war ursprünglich Schutz einer Lebenswelt: die Bewegung verteidigte diejenigen Bereiche, in denen die gesellschaftlichen Individuen das Ergebnis ihrer Handlungen sehen, verstehen und beherrschen. Der Widerstand gegen die Zerstörung der Fähigkeit, für

75 Gorz (2009), S. 34.

76 Gorz (1980), S. 15.

77 Vgl. Gorz (2009), S. 11. Gorz kritisiert den Wachstumskapitalismus ebenso wie den Wachstumssozialismus, der ihm wie ein Bruder gleiche. Der autoritäre Sozialismus laufe umso mehr Gefahr, den Weg des Technofaschismus einzuschlagen, da er die Machtinstrumente des Staates perfektionieren und verbessern werde ohne gleichzeitig die Autonomie der Bürgergesellschaft zu entwickeln, vgl. Gorz (1980), S. 8, 19.

78 Gorz (2009), S. 35.

sich selbst zu sorgen, richtet sich insbesondere gegen Grosstechnologien, die Hierarchien und Abhängigkeiten hervorbringen. Er richtet sich gegen die Herrschaft der Experten und gegen die Tendenz des Kapitals, fortlaufend neue Bedürfnisse zu erzeugen um sie durch immer grössere Warenmengen zu befriedigen und damit die tatsächliche Lebensqualität zu vermindern.

Der Schutz der *Umwelt* im ökologischen Sinn und die Wiederherstellung einer *Lebenswelt* bedingen und stützen sich gegenseitig. Das eine wie das andere verlangt, dass das Leben und die Umwelt der Herrschaft des Ökonomischen entzogen werden, dass die Tätigkeitssphären, in denen die ökonomische Rationalität keine Geltung mehr hat, wachsen.⁷⁹

In marxistischer Terminologie gesprochen gehe es darum, sich vom Einfluss des Kapitals auf den Konsum und von seinem Monopol auf die Produktionsmittel freizumachen. Der Weg der politisch-kulturellen Bewegung bedeute die wiederhergestellte Einheit des Subjekts der Produktion und des Subjekts des Konsums, das heisst das Recht der Individuen und Gruppen, selber über die Art und Weise zu entscheiden, wie sie zusammen leben, produzieren und konsumieren wollen.⁸⁰ Dieser Teil der ökologischen Bewegung geht von der Frage nach einer lebenswerten Welt aus. Als politisch-kulturelle Bewegung macht sie die ökologisch notwendigen Veränderungen zu den Hebeln normativ wünschenswerter Veränderungen in der Lebensweise und den sozialen Beziehungen.⁸¹ Gorz setzt hier auf die Autonomie der Bürgergesellschaft, auf die kollektive Verantwortung und kollektive Handlungsfähigkeit. Die Selbstbegrenzung, als wichtige ökologische Herausforderung, verschiebt sich von der Ebene der individuellen Entscheidung auf die Ebene des Gesellschaftsprojekts – «sie fällt in die Zuständigkeit des Politischen, genauer der Ökopolitik und des ökosozialen Projekts».⁸²

Die (technokratische) Expertokratie

Beim technokratischen Ansatz wird versucht, wissenschaftlich zu bestimmen, welche Techniken und welche Schwellen ökologischer Verschmutzung gerade noch erträglich sind, das heisst, «unter welchen Voraussetzungen die Entwicklung der industriellen Technosphäre fortgesetzt werden kann, ohne die Fähigkeit der Ökosphäre zur Selbstregeneration zu beeinträchtigen»⁸³. Dieser Ansatz räumt die Notwendigkeit ein, die Plünderung der natürlichen Ressourcen zu begrenzen. Die Umweltpolitik soll einen nachhaltigen rationalen Umgang mit Luft, Wasser, Böden, Wäldern und Meeren gewährleisten. Von den Notwendigkeiten werden Massnahmen abgeleitet, zu deren Ein-

79 Ebd., S. 50.

80 Vgl. Ebd., S. 28.

81 Ebd., S. 50.

82 Ebd., S. 49.

83 Ebd., S. 32.

haltung die Staaten die ökonomischen Entscheidungsträger und die individuellen Konsumenten zwingen müssen. «Die Berücksichtigung ökologischer Zwänge wird nun durch Verbote, administrative Reglementierungen, Besteuerungen, Subventionen und Geldstrafen zum Ausdruck kommen. Die Folge wird also sein, dass die *Aussensteuerung* der Gesellschaft verstärkt wird.»⁸⁴ Ökologische Massnahmen sind damit unabhängig von der Absicht der gesellschaftlichen Akteure: «Regulierungsmedien wie die administrative Gewalt und das Preissystem haben die Aufgabe, das Verhalten der Konsumenten und die Entscheidungen der Investoren im Hinblick auf ein Ziel zu kanalisieren, das sie, um es zu erreichen, weder zu billigen noch zu verstehen brauchen.»⁸⁵ Es kommt zu einer Ausweitung dessen, was Habermas die «Kolonisierung der Lebenswelt» nennt: Indem die Verwalter des Systems auf die bestehenden individuellen Motivationen und Interessen setzen, und diese gleichzeitig manipulieren, wird das Ziel erreicht.

Dieser Ansatz bricht nicht grundlegend mit der Industrialisierung und der ökonomischen Rationalität. Im Gegenteil: Anstelle politischer Aushandlungsprozesse und einer Veränderung der grundlegenden Strukturen wird auf Marktmechanismen gesetzt und die Verantwortung an Experten delegiert. «Das Allgemeine ist von dem Besonderen getrennt, das oberste Interesse der Menschheit ist von der Freiheit und von der Fähigkeit der Individuen zu einem autonomen Urteil getrennt.»⁸⁶ Diese Ausweitung der technobürokratischen Macht gehört nach Gorz zu einer prämodernen, typisch antipolitischen Konzeption. Sie macht die staatlichen Experten zu Richtern über die Inhalte des allgemeinen Interesses sowie über die Mittel, die Individuen diesen zu unterwerfen.⁸⁷

Beim Kapitalismus, der sich den ökologischen Zwängen anpasst, gehen die Berücksichtigung ökologischer Forderungen und der Rückgang des Wachstums auf Kosten der Ärmsten. Die profitorientierte Produktion richtet sich an die (kaufkräftigen) privilegierten Schichten. Es werden Güter produziert, die per Definition knapp sind. Ungleichheit und soziale Hierarchien werden weiterhin reproduziert.⁸⁸

84 Ebd., S. 33.

85 Ebd., S. 33.

86 Ebd., S. 34.

87 Ebd., S. 34.

88 Vgl. André Gorz: *Ökologie und Politik. Beiträge zur Wachstumskrise*, aus dem Französischen übersetzt von Hubert Gaethe, Reinbek bei Hamburg 1977, S. 71 ff.

4. Ökologische Alternativenbewegung

Als Beispiel für die aufkommende ökologische Bewegung in der Schweiz wird im Folgenden die Arbeitsgemeinschaft Umwelt beider Zürcher Hochschulen (AGU) untersucht. Die ökologischen Visionen, Lebensentwürfe und Alternativen werden anhand ihrer Aktivitäten, insbesondere der Ausstellung «umdenken – umschwenken» sowie der später publizierten Alternativkataloge, dargestellt. André Gorz wird als zeitgenössischer Publizist und Vertreter der internationalen ökologischen Bewegung⁸⁹ ebenfalls in die Analyse miteinbezogen.

4.1 Die Arbeitsgemeinschaft Umwelt beider Zürcher Hochschulen und ihre Ausstellung «umdenken – umschwenken»

Im Zuge der 68er-StudentInnenbewegung wurden die Hochschulen zum Ort grundsätzlicher Auseinandersetzungen: Der Glaube an technischen Fortschritt und die neuen Ansätze der Ökologie prallten aufeinander, ebenso wie die alteingesessenen Professoren mit einer jungen politisierten Generation von Studierenden. Neben den Fragen zum Umweltschutz wurde die Verantwortung der Wissenschaft breit thematisiert: Vieles wurde in Frage gestellt, was die vorangehende Generation ganz selbstverständlich als Fortschritt gepriesen hatte: «Wir Akademiker als Vertreter der eigentlichen Fortschrittseinstitution, der Wissenschaft, müssen daher nicht nur diese, sondern uns selbst und unsere tägliche Arbeit als höchst fragwürdig erkennen.»⁹⁰

Die AGU wurde im November 1970 im Anschluss an das ETH-Symposium *Schutz unseres Lebensraumes* gegründet. StudentInnen und Assistierende hatten sich «mit der Idee zusammengetan, ein Forum an den Zürcher Hochschulen zu schaffen, das eine permanente interdisziplinäre Auseinandersetzung junger AkademikerInnen mit den brennenden Umweltfragen ermöglichen sollte»⁹¹. Im Vordergrund standen vor allem zwei Motive: Zum einen sollte das Verantwortungsbewusstsein der Wissenschaft gegenüber der Gesellschaft gefördert werden, was insbesondere eine Sensibilisierung für ökologische Fragestellungen in der Lehre und Forschung beinhaltete. Zum anderen wollte die AGU konkret zum Handeln anregen und mit praktischen Modellbeispielen

89 1975 erschienen unter dem Pseudonym Michel Bosquet «Ecologie et Politique», 1977 «Ecologie et Liberté», die jedoch erst 1977 und 1980 in deutscher Übersetzung vorlagen. Anknüpfend an die grossen Denker seiner Zeit wie Sartre und Illich zeichnen sich Gorz's Darstellungen durch ihre konsequenten Gedankengänge und präzisen Formulierungen aus. Die Textzusammenstellung «Auswege aus dem Kapitalismus. Beiträge zur politischen Ökologie» kann als ein Vermächtnis der ökologischen Bewegung gelten.

90 AGU: Seminar (1973), S. 2.

91 Ebd., S. 1.

das eigene und das Umweltbewusstsein der MitbürgerInnen wecken.⁹² «Wir wollen [...] Anstösse zu einer Bewusstseinsveränderung in- und ausserhalb unserer Hochschulen vermitteln, indem wir das Selbstverständnis unserer Zivilisationsidee grundsätzlich in Frage stellen.»⁹³

«Mitglied ist, wer aktiv in einer Arbeitsgruppe mitarbeitet» – die Organisation der AGU basierte auf dem Prinzip der basis-demokratischen Selbstverwaltung: «Ein Koordinationskollektiv führt nach einem kontinuierlichen Rotationssystem das Sekretariat, das vor allem die Aufgabe der Sammlung und Weitergabe von Informationen hat. Diesem Kollektiv gehören die in der Generalversammlung gewählten Vertreter der autonomen Arbeitsgruppen an.»⁹⁴ Auf einem Flugblatt aus dem Jahre 1977 werden folgende Arbeitsgruppen beschrieben: AG Energie und Gesellschaft, Bio-Landbau-gruppe, Bergproblem-Gruppe, Arbeitsgruppe Erwachsenenbildung, Arbeitsgruppe Verkehr, Arbeitsgruppe OEKO-logische Architektur, Arbeitsgruppe Gift, Arbeitsgruppe AGUNI.⁹⁵ 1977 wurde die AGU in einen Verein umgewandelt. Der Vorstand war analog zum Sekretariat zuständig für die Koordination, wobei «Bürogruppen für dauernde grosse Aufgaben» gebildet wurden. Die Umwandlung in einen Verein (mit der Einführung von Gönnermitgliedern ohne Stimm- und Wahlrecht) deutet auf eine Ausdehnung der Aktivitäten hin, sowie grössere Projekte, für die finanzielle Mittel bereitgestellt werden mussten. Hierarchische Strukturen sollten weiterhin vermieden werden. So war laut Statuten vorgesehen, dass der Vorstand «in der Regel bei jeder Sitzung einen Präsidenten» wählt, «der die Geschäfte bis zur nächsten Sitzung führt und diese leitet».⁹⁶

Im Wintersemester 1972/73 organisierte die AGU an der ETH ein **interdisziplinäres Seminar in Ökologie**. Als «Lehre von den Beziehungen der Lebewesen zueinander und zu ihrer unbelebten Umwelt» wurde die Ökologie als ein wichtiger Anknüpfungspunkt für eine Bewusstseinsveränderung angesehen, da sie auf Zusammenhänge verweise, «die in der Regel bei den bis heute üblichen wissenschaftlichen Betrachtungen herausfallen».⁹⁷ Das Seminar ging von der Frage aus, warum die Menschen trotz Kenntnis der negativen Auswirkungen ihrer Tätigkeiten auf die Umwelt nach wie vor unfähig sind, die zunehmende Zerstörung ihrer Lebensgrundlagen anzuhalten. Das

92 Ebd. Ebd.

93 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. A 1.

94 Ebd., S. A 1.

95 AGU: ohne Titel, Zürich 1977, Privataarchiv Rosmarie und Max Eichenberger (Roddersdorf).

96 AGU Z: Statuten der Arbeitgemeinschaft Umwelt Zürich, Zürich 1977 (enthält Organigramm des Vereins), Privataarchiv Rosmarie und Max Eichenberger (Roddersdorf).

97 AGU: Seminar (1973), S. 1.

Seminar sollte eine breite Diskussion provozieren und eine aktive Auseinandersetzung anregen. An der Schlussveranstaltung wurde eine Resolution gefasst, die sich mit einem Begleitschreiben an die Rektoren aller Schweizer Hochschulen, an die Hochschulpresse zuhänden aller Hochschulangehörigen und an Umweltorganisationen richtete.⁹⁸

Mit dem **Ringseminar im WS 1973/74** wollte die AGU auch an der Universität dazu anregen, Aufgaben und Verantwortung gegenüber der Gesellschaft zu überdenken. Vertreter verschiedener Fachrichtungen wurden unter dem Titel «Probleme unserer Welt – wo steht die Universität?» eingeladen der Frage nachzugehen, welche «Rolle die Universität bei der Lösung von Umweltproblemen spielen soll und kann». Die ReferentInnen legten den Standpunkt ihrer Disziplin dar und zeigten Zukunftsperspektiven auf.

Das grösste Projekt der AGU war die **Alternativenausstellung umdenken – umschwenken**. Die Ausstellung belegte vom 12. Mai bis zum 20. Juni 1975 das gesamte Erdgeschoss des ETH-Hauptgebäudes. An der Eröffnungsveranstaltung referierte Ivan Illich zum Thema «Contraproduktivität in unserer Gesellschaft». Der Andrang war so gross, dass der Vortrag vom grössten Hörsaal in weitere Veranstaltungsräume direkt übertragen wurde. Parallel zur Ausstellung organisierte die AGU ein Rahmenprogramm mit Vorträgen, Diskussionen und Podiumsgesprächen. Jede Veranstaltungswoche war einem Themenbereich gewidmet. Ein weiterer Höhepunkt bildete der Vortrag «Small is beautiful, small is possible, small is necessary – Technik als Instrument gesellschaftlicher Veränderungen» von E. F. Schumacher. Schumacher betreute zudem einen ganztägigen Workshop zur «mittleren Technologie».⁹⁹ Ganz nach der Feststellung von Schumacher, dass die Welt nicht von den Obensitzenden nach einem grossen Plan gerettet werden könne¹⁰⁰, versammelte die Ausstellung konkrete Ansätze für das praktische Handeln, um von der Theorie zur Praxis, vom Umdenken zum Umschwenken zu gelangen. Die Ausstellungsbeiträge zeigten Lösungsvorschläge in den Teilbereichen: «Landwirtschaft, Ernährung», «Hausbau, Siedlungen», «Energie», «Kehricht, Recycling», «Soziales» und «Diverses». Den Diskussionen und Arbeiten im Anschluss an die Ausstellung war vor allem die Aufgabe gestellt, «Antworten auf die folgenden wichtigen Fragen zu suchen: Wieweit sind die gezeigten Alternativen für grössere Kreise unserer Gesellschaft wegweisend? Wie möglich oder unmöglich sind bestimmte Umschwenkstrategien?». Die Einleitung und gleichzeitig den Eingang zur Ausstellung bildete das Ökolabyrinth: Darin bestimmten die BesucherInnen ihren Weg indem sie

98 AGU: Resolution, In: AGU: Seminar (1973), S. 177.

99 Vgl. VSETH (Hg.): *Studentischer Wochenkalender (WoKa)*, 20/1975, S. 4 sowie das Veranstaltungsprogramm in den Nummern 21 bis 27/1975.

100 Ernst Friedrich Schumacher: *Es geht auch anders. Jenseits des Wachstums. Technik und Wirtschaft nach Menschenmass*, Zürich 1976, S. 142.

an Wegverzweigungen diejenige Antwort auswählten, die ihnen am meisten entsprach. Das Entscheidungsweg-Modell zeigte auf, warum Alternativen nötig sind und es war gleichzeitig eine Standortbestimmung der Alternativenbewegung. Die verschiedenen Beiträge wurden im Labyrinth zueinander in Beziehung gesetzt. Als Einstieg zu technischen und gesellschaftlichen Fragen nahm die Energie eine Schlüsselstellung ein. Briefkästen, Wandtafeln etc. dienten dazu, eigene Vorstellungen zu artikulieren, Kritik anzubringen und mit anderen Besuchern in einen Dialog zu treten. «Hauptziel des Labyrinths ist, Denkanstösse zu vermitteln und zu versuchen, Zusammenhänge zwischen Technik, Umwelt, Gesellschaft und Politik aufzudecken.»¹⁰¹

Auch wenn die AGU in einem wissenschaftlichen Kontext entstanden war, ist sie dem politisch-kulturellen Flügel der ökologischen Bewegung zuzuordnen: Die Überzeugungskraft der AGU basierte nicht darauf, «unsichtbare Phänomene in Zahlen» auszudrücken, die damit «dem Laien als absolut objektiv erschienen» – eine Vorgehensweise, durch die Walter die ökologische Bewegung charakterisiert.¹⁰² Sie wollte im Gegenteil zum selbständigen, kritischen Denken anregen. Die Alternativen standen für eine wünschenswertere Lebensweise. Die AGU war Teil einer vielfältigen Basis-Bewegung. In der Ausstellung nahmen konkrete Projekte und gesellschaftliche Experimente einen grossen Raum ein. Neben dem wissenschaftlichen schöpfte die Gruppe auch aus ihrem politischen Alltag. Im Verzeichnis «Wer ist wer im Schweizerischen Umweltschutz» gaben Mitglieder der AGU ihre Zugehörigkeit zu folgenden Organisationen an: Zürcher Naturschutzbund (ZNB), Zürcher Arbeitsgruppe für Städtebau (ZAS), Schweizer Alpenclub (SAC), Aqua Vita, Pro Vita Alpina, Schweizerische Gesellschaft für Umweltschutz (SGU), Rheinaubund, Arbeitsgemeinschaft für Umweltforschung (SAGUF), Prospektivkonferenz der Neuen Helvetischen Gesellschaft (NHG), Initiativkomitee «Nationalstrassen-Referendums-Initiative».¹⁰³

4.2 Relevanz und Verknüpfungen

Kupper beschreibt die «Koordination von Aktivitäten, die zuvor nebeneinander abgelaufen waren», als wichtigen Grund dafür, dass die Umweltfrage um 1970 eine erhöhte Dringlichkeit erfuhr und eine grundsätzlich neue Qualität gewann:

Die Folge war, dass bis dahin unentdeckte Synergien freigesetzt wurden und Dinge zueinander in Beziehung gesetzt werden konnten, die vorher in getrennten Diskursen behandelt worden waren. Dies ermöglichte wiederum, in den Entwicklungen der jüngsten Vergangenheit nicht nur vereinzelte Auswüchse, sondern systematisch bedrohliche Züge erkennen zu können.¹⁰⁴

101 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. A | 1.

102 Vgl. Walter (1996), S. 197.

103 GDI: Wer ist wer im Schweizerischen Umweltschutz, Rüslikon 1974. Es sind 9 Mitglieder der AGU eingetragen.

104 Kupper (2003), S. 341.

Die Mitglieder der AGU beteiligten sich intensiv an den aktuellen Umweltdebatten. Als wichtige Vernetzungsplattformen werden die ETH Symposien, das Gottlieb Duttweiler Institut (GDI) und das Nationalfondsprojekt Neue Analysen zu Wachstum und Umwelt (NAWU) kurz vorgestellt:

Die Symposien an der ETH wurden von verschiedenen Seiten als richtungsweisende, prägende Veranstaltungen wahrgenommen. So nennt Otto Buess als auslösende Momente für die Umstellung der Landwirtschaftlichen Schule Ebenrain auf biologische Methoden «1. Die weltweit sichtbar gewordene Umweltkrise. 2. Die Resultate und Empfehlungen des Clubs von Rom. 3. Das Symposium an der Eidg. Technischen Hochschule über den Schutz unseres Lebensraumes.»¹⁰⁵ Kupper beschreibt die Symposien der ETH als «Beispiel für solche Koordinationsleistungen auf dem Gebiet der Wissenschaft und der wissenschaftsinteressierten Öffentlichkeit»¹⁰⁶. Am Symposium **Schutz unseres Lebensraumes**, das die ETH zu Beginn des Wintersemesters 1970/71 veranstaltete, referierten und diskutierten über fünfzig Wissenschaftler verschiedener Disziplinen und Hochschulen sowie einige Vertreter staatlicher Verwaltungen während einer Woche über die Lage der Umwelt.¹⁰⁷ Die Hochschule stellte ihren ordentlichen Lehrbetrieb während dieser Zeit ein, um allen Studierenden den Besuch des Symposiums zu ermöglichen.¹⁰⁸ Unter dem Titel **Technik für oder gegen den Menschen?** veranstaltete die ETH im November 1973 ein Symposium, um anhand der Problemläuterungen und Lösungsvorschläge von Vertretern der Hochschule, der Privatwirtschaft sowie des GDI, des Max-Planck-Instituts und der *Intermediate Technology Development Group* die Aufgabe der Hochschule zu überdenken. Für Prof. Pierre Fornallaz, der das Symposium mit dieser grundsätzlichen Fragestellung initiierte und mitgestaltete, brachte die Veranstaltung einiges ins Rollen:

Sonnenenergienutzung, angepasste Technologie, die Gründung der Schweizerischen Vereinigung für Sonnenenergie (SSES), die Ausstellung «umdenken – umschwenken» der Arbeitsgemeinschaft Umwelt der Zürcher Hochschulen (AGU), die Alternativkataloge: alles geht für mich auf das ETH-Symposium zurück. Ich entdeckte, dass es Lösungen gab; die ökologische Wirtschaft schien möglich zu sein.¹⁰⁹

Von studentischer Seite wurde kritisiert, dass dem Symposium – angesichts der weit reichenden Umweltproblematik und dem Stellenwert der kritischen Reflexion – viel zu

105 Otto Buess: «Grundsätzliches zum biologischen Landbau», In: Schriftenreihe der Schweizerischen Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus (Im Folgenden abgekürzt mit «Stiftung»), 3/1975, S. 1.

106 Kupper (2003), S. 341.

107 Einzige Frau unter den 55 Referenten war Emilie Lieberherr, Stadträtin von Zürich. Ihr Thema war «Der Standpunkt der Konsumenten».

108 Hans Leibundgut (Hg.): Schutz unseres Lebensraumes, Frauenfeld 1971.

109 Pierre Fornallaz: Die ökologische Wirtschaft. Auf dem Weg zu einer verantworteten Wirtschaftsweise, Aarau 1986, S. 10. Fornallaz ist Mitbegründer des «Zentrum für angepasste Technologie und Sozialökologie» (Oekozentrum Langenbruck).

wenig Zeit eingeräumt worden sei: nur gerade vier Nachmittage und zwar erst ab 16:00h. Zudem sei man der wichtigsten Fragestellung ausgewichen, «das heisst, unser Wirtschaftssystem mit seinem Konkurrenzprinzip, das zum Wachstum zwingt und für die Umweltkrise verantwortlich sein könnte, wurde schon gar nicht in Frage gestellt».¹¹⁰

Eine weitere wichtige Vernetzungsplattform stellte das **Gottlieb Duttweiler Institut (GDI)** dar, das sich in der ersten Hälfte der 70er Jahre stark für den Umweltschutz engagierte. Das GDI stellte verschiedenen Gruppierungen mit Umweltschutzanliegen seine Räumlichkeiten und seine Arbeits- und Finanzkapazitäten zur Verfügung.¹¹¹ Die Ausstellung der AGU gastierte noch im selben Jahr am GDI in Rüschlikon. Ausserdem war das GDI Herausgeberin des ersten Alternativkataloges. Diese Verknüpfungen zeigen sich auch an den Versammlungsorten der Schweizerischen Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus: 1979 fand die Vollversammlung im GDI statt, von 1981 bis 1983 im Hauptgebäude der ETH.

Vom 3. bis 5. Februar 1972 organisierte das GDI die internationale Studientagung «Energie, Mensch und Umwelt», die für die weitere Atomenergiedebatte richtungsweisend werden sollte. «Die Gespräche verknüpften die Atomenergiedebatte mit der Wachstumsproblematik und der Frage nach der zukünftigen Entwicklung der Gesellschaft.» Es wurde eine neue Argumentation entwickelt, «die nicht mehr nur einzelne Aspekte der Atomenergie kritisierte, sondern den Bau von Atomkraftwerken von mehreren Perspektiven aus grundsätzlich ablehnte.»¹¹² Zur Tagung – «die ursprünglich von der Atomwirtschaft angeregt worden war» – wurden nicht nur Spezialisten der Atomtechnologie eingeladen, sondern auch Kritiker und Vertreter verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen: Unter anderen trat Schumacher als Referent auf. An den Diskussionen beteiligten sich Christoph Leuthold und Theo Ginsburg von der AGU sowie Hans Christoph Binswanger und Samuel Mauch, die am «Nationalfondsprojekt Wachstum und Umwelt» zusammenarbeiteten.¹¹³

1972 bildeten Dozenten und MitarbeiterInnen verschiedener Hochschulen sowie der Privatwirtschaft die interdisziplinäre **Forschungsgruppe Neue Analysen für Wachstum und Umwelt (NAWU)**. Ihre Fragestellung lautete: «Wie und mit welchen politisch-rechtlichen Steuerungsstrukturen ist es möglich, aus der Phase eines exponentiellen Wachstums in geordneter Weise, ohne ökonomische Krisen, in ein ökonomisches Wachstum zu übergehen?»

110 Leo Keller/Felix Ritter: «Auf einem Auge blind», In: *Studentischer Wochenkalender (WoKa)*, Nr. 5, 19.11.1973, S. 2 f. und Daniel Leu: «ETH-Symposium II. Teil. War das Symposium ein Alibi?», In: *Studentischer Wochenkalender (WoKa)*, Nr. 6, 26.11.1973, S. 4 f.

111 Mahler (2005), S. 47.

112 Kupper (1998), S. 70.

113 Ebd., S. 69 f.

misch-ökologisches Gleichgewicht zu gelangen?». Als zentralen Aspekt erachtete die Gruppe die Lebensform, denn die Produktion, das Geld, die Eigentumsverhältnisse und die Art, miteinander zu leben, könnten in einer Wirtschaft mit ökonomisch-ökologischem Gleichgewicht nicht die gleichen sein wie in einer Wirtschaft mit exponentiellem Wachstum.¹¹⁴ Zur NAWU-Gruppe gehörten aktive Mitglieder der AGU wie Walter Dänzer sowie Theo Ginsburg und Walter Pankow, die das AGU-Seminar zu Ökologie mitinitiierten und leiteten. Beteiligt war zudem Otto Schmid, der später als erster Bioberater des Forschungsinstituts für biologischen Landbau tätig war. Der NAWU-Report von 1978 mit dem Untertitel «Wege aus der Wohlstandsfalle. Strategien gegen Arbeitslosigkeit und Umweltkrise» fasst die Ergebnisse des Forschungsprojekts zusammen. Der dritte Teil «Strukturen einer alternativen Gesellschaft» wird bei der Darstellung ökologischer Visionen und Gesellschaftsentwürfe miteinbezogen.

4.3 Ökologische Visionen und Gesellschaftsentwürfe

Unter dem Titel «Bedrohliche und bedrohte Natur» befasst sich François Walter, Professor für Geschichte an der Universität Genf, mit der Umweltgeschichte der Schweiz seit 1800. Er zeigt auf, dass sich die Umweltbewegung der 70er Jahre stark von der Naturschutzbewegung der früheren Jahre unterscheidet:

Ihr Anliegen war nicht bloss die Rettung dessen, was vom Reichtum einer ursprünglichen Natur übriggeblieben war [...], sondern auch die Vermittlung des Wissens um komplexe und ganzheitliche Ökosysteme. [...] Sie hat nichts mehr mit dem sentimental und emotionalen Charakter der ersten Naturschutzbemühungen zu tun.¹¹⁵

Im Unterschied zur Naturschutzbewegung mit ihrer nationalkonservativen Ausrichtung, die nicht selten mit Bemühungen gegen die «Überfremdung» einherging (Naturschutz durch eine restriktive Ausländerpolitik)¹¹⁶, verstand sich die Umweltbewegung als eine globale Bewegung. Dies verdeutlicht beispielsweise ihr Slogan «Think globally, act locally!». Walter unterscheidet eine «fortschrittliche» ökologische Strömung, deren Ziel die Beherrschung der Natur war im Sinne einer «Einbettung der Umwelt in das wirtschaftliche und gesellschaftliche System», von den «nostalgischen Umweltschützern».¹¹⁷ Bei der Untersuchung der ökologischen Bewegung an den Zürcher Hochschulen zeigt sich, dass sie an das Wissen um komplexe Systeme anknüpfte und eine ganzheitliche Betrachtung forderte und somit zu den nach Walter ernst zu

114 Hans Christoph Binswanger/Werner Geissberger/Theo Ginsburg (Hg.): Der NAWU-Report. Wege aus der Wohlstandsfalle, Frankfurt a. M. 1978, Vorwort S.9 f.

115 Walter (1996), S. 196.

116 Noch 1969 verfasste J. Bächtold, Präsident des SBN, einen Artikel zum Thema «Überfremdung und Überbevölkerung, vom Standpunkt des Naturschutzes aus gesehen», *Schweizer Naturschutz*, 2/1969, S. 27 ff.

117 Walter (1996), S. 195, 234 (Fussnote).

nehmenden Gruppierungen gehörte, jedoch (oder genau deshalb) den technokratischen Fortschritt ablehnte. Die Alternativenbewegung passt also weder in die «fortschrittliche» noch in die «nostalgische» Kategorie, auch wenn Walter sie gerne der letzteren zuteilen würde: als «militante», «eher marginalisierte» UmweltschützerInnen der Alternativkultur.¹¹⁸ Walter sieht diese in der Tradition der Lebensreformströmungen: «wie damals drückte sich die rückwärtsgewandte, neoromantische Utopie in der Rückkehr zur Natur aus». Wenn sich die politisch-kulturelle Bewegung als «Hippies und Aussenseiter» wirklich primär durch ihr «Interesse [...] an verschiedenen Formen östlicher Spiritualität, die spezielle Kleidung, die Therapiegruppen und die andere Ernährungsweise, die sexuelle Befreiung und die Ablehnung von Tabus»¹¹⁹ ausgezeichnet hätte, wäre wohl nie ein Forschungsinstitut für biologischen Landbau entstanden. Wie sehr sich Walter mit seiner vorgefassten Meinung vor den eigentlichen Anliegen der Bewegung verschliesst, zeigen Sätze wie diese: «Die Bewegungen der siebziger Jahre neigten übrigens oft zu einer wachstumsfeindlichen Ideologie. Sie setzten auf Lebensqualität und die Rückkehr zu einer Harmonie zwischen Mensch und Natur.»¹²⁰ Die Frage, ob es sich bei der Wachstumskritik oder beim Fortschrittsglauben um eine Ideologie handelte, ist Teil des Prozesses einer Bewusstseinsveränderung, den die ökologische Alternativenbewegung anstossen wollte.

Walters klischerter und herabsetzender Darstellung wird in diesem Kapitel eine Neubewertung der ökologischen Alternativenbewegung entgegen gesetzt: Von welchen Problemen ging die Analyse aus? Mit welchen Methoden erarbeitete die ökologische Bewegung ihre alternativen Gesellschaftsmodelle? Welche Rolle spielten gesellschaftliche Experimente, also die sogenannten AussteigerInnen und Kommunen? Auf welchem Naturverständnis basierten die Ansätze zu einer alternativen Landwirtschaft?

4.3.1 Problemanalyse

Die Problemanalyse der AGU kann exemplarisch am Seminar zu Ökologie dargestellt werden. Die AGU knüpfte bei ihrer Analyse der Mensch-Umwelt-Beziehungen an die damals aufkommenden Wissenschaftszweige Ökologie, Kybernetik und Systemtheorie an.

«Jedes Handeln bezieht sich auf ein Bild (besser nennen wir es Modell), das der Mensch von sich und von seiner Umwelt hat.» Zur Beantwortung der Frage, warum die Menschen trotz Kenntnis der negativen Auswirkungen ihrer Tätigkeiten auf die Umwelt

118 Ebd., S. 201.

119 Ebd., S. 202.

120 Ebd., S. 198.

nach wie vor unfähig sind, die zunehmende Zerstörung ihrer Lebensgrundlagen anzuhalten, setzten sich die Teilnehmer mit der **Modellbildung** und dem **Anwendungsbereich kollektiver, oft unbewusster Modelle** auseinander. Ihre Analyse zeigte: Das Modell der kausal-analytischen Naturwissenschaft geht von der Annahme aus, dass das Verhalten von Systemen seine Ursache im Verhalten seiner Komponenten hat und folglich nur aus dem Verhalten der Komponenten erklärt werden kann. Kausal-analytische Kenntnisse bedeuten Macht, die Systeme der Umwelt für eine beschränkte Zeit dem menschlichen Willen gefügig zu machen. Es können jedoch keine Voraussagen zu den langfristigen Systemantworten gemacht werden, da die Zahl der zu berücksichtigenden Komponenten sowie vor allem ihre Wechselwirkungen untereinander unabsehbar sind und ihre Isolation aus der Ordnung des Systems die Eigenschaft der Komponenten selbst in unbekannter Weise verändert. Für langfristige Voraussagen zu Systemveränderungen wird eine «final-makroskopische» Denkart vorgeschlagen, wie sie beispielsweise der Thermodynamik oder der Theorie der Homöostase zugrunde liegt.¹²¹ Als methodische Grundlagen zur **Analyse komplexer dynamischer Systeme** vermittelte das Seminar wichtige Konzepte und Begriffe der Ökologie: «offene Systeme» und «Fließgleichgewicht», Stoffkreisläufe, Entropie, natürliche Gleichgewichte, rückgekoppelte Regelkreise usw.

Die ökologische Problemanalyse wurde in der Ausstellung durch einen Beitrag von Franz Hohler auf den Punkt gebracht: Als akustischer Hintergrund durchhallte «Der Weltuntergang» die Erdgeschosshalle der ETH.¹²² Darin beschreibt Hohler, wie das Aussterben einer einzigen Käferart – als Nahrungsgrundlage weiterer Arten – ausreichen könnte, um den Weltuntergang herbeizuführen.¹²³

Als weiterer Schwerpunkt wurden im Seminar Ansätze der **ökologischen Ökonomie** vorgestellt und der «Beitrag der Nationalökonomie zur Umweltdiskussion» erörtert: «Zivilisation und Biosphäre bilden gesamthaft ein neues Oekosystem.» Unabdingbare Funktionen der Biosphäre sind: die Regulation der Stoffkreisläufe auf der Erde und damit die Erhaltung stabiler klimatischer Bedingungen, die Sicherstellung der Nahrungs-

121 Walter Pankow: Suche nach neuen Erkenntnismodellen, In: AGU: Seminar (1973), S. 6–12. In Bezug auf die Landwirtschaft unterscheidet Philippe Matile in ähnlicher Weise die analytisch-quantitativen von der ganzheitlich-qualitativen Betrachtungsweise, vgl. Kap. 4.4 Alternative Landwirtschaft.

122 «Das war enorm eindrucksvoll», Max Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

123 «Tja, meine Damen und Herren – das Meer ist gestiegen weil die Luft sich erwärmte – die Luft hat sich erwärmt, weil die Hühner verbrannten – die Hühner verbrannten, weil sie Quecksilber hatten – Quecksilber hatten sie weil Fisch gefüttert wurde – Fisch hat man gefüttert, weil der Mais nicht mehr kam – der Mais kam nicht mehr, weil man Gift benutzte – das Gift musste her, weil die Insekten kamen – die Insekten kamen, weil ein Fisch sie nicht mehr frass – der Fisch frass sie nicht, weil er gefressen wurde – gefressen wurde er, weil ein anderer kreperte – der andere kreperte, weil ein Vogel nicht mehr flog – der Vogel flog nicht mehr, weil ein Käfer verschwand – dieser dreckige Käfer, der am Anfang stand.», Franz Hohler: Der Weltuntergang (1974) aus dem Album «Vom Mann, der durch die Wüste ging».

versorgung sowie die Entgiftung der zivilisatorischen Abfälle durch Rückführung in die Kreisläufe. Der Mensch verdrängt grosse Teile natürlicher Ökosysteme. «Weil die Zivilisation deren Stelle besetzt, muss sie auch deren Aufgaben übernehmen». Dieser Ersatz «ist aber prinzipiell nie ebenbürtig, er darf also nicht beliebig zunehmen.»¹²⁴ In der Nationalökonomie erscheine das Bevölkerungswachstum hingegen als Produktionsfaktor, der entsprechend der Produktion wachsen müsse. Nahrungsmittel, Industrie und Rohstoffe würden als Nachfrage-Angebots-Problem behandelt. Man unterschlage dabei, dass die heutigen Preise nur die heutige Knappheit widerspiegeln, nicht aber die in Zukunft zu erwartende Knappheit. Obwohl die Nationalökonomie methodisch durchaus für total-interdependente Analysen gerüstet sei, habe sie bisher solche Untersuchungen nicht gemacht. Gründe dafür seien die Beschränkung der Analyse auf Vorgänge, die sich unmittelbar am Markt niederschlagen und die Annahme der Strukturkonstanz. Die Instrumente der Umweltpolitik wie «Internalisierung der Externalitäten» und «Gebote und Verbote» hätten einen gewissen Einfluss auf das Wachstum. Solche technokratischen Massnahmen stellten jedoch lediglich Partiallösungen dar.¹²⁵

4.3.1.1 Wachstum als Schlüsselfrage der Umweltdebatte

In zwanzig Jahren, sagt man, werden wir fast dreimal soviel an Energie, Waren und Dienstleistungen verbrauchen. Haben wir diesen Verbrauch nötig? Wünschen wir ihn? Bringt er mehr Entfaltungsmöglichkeiten, ein entspannteres Leben und mehr Brüderlichkeit in unseren Beziehungen mit sich? Die Produzenten dieser Güter und Dienstleistungen werden uns die entsprechenden Bedürfnisse gleich serienweise mitliefern. Sie werden für uns neue Arten von Knappheit und Mangel, neuen Luxus und neue Armut erfinden.¹²⁶

1972 bekam die ökologische Wachstumskritik mit dem Bericht einer Gruppe britischer Wissenschaftler, *Blueprint of Survival*, und wenig später mit dem vom *Club of Rome* finanzierten Bericht *Limits to Growth* eine wissenschaftliche Grundlage. Beide Berichte fanden grosse Beachtung und veränderten das Selbstverständnis der westlichen Industrieländer: «Die Unmöglichkeit, den Weg des Wachstums der Industrieökonomien, der Destruktivität des kapitalistischen Entwicklungs- und Konsummodells weiterzuverfolgen, machte eine radikale Veränderung der Techniken und Zwecke der Produktion, also der Lebensweise, erforderlich.»¹²⁷

124 AGU: Seminar (1973), S. 93, 113.

125 Henner Kleinewefers: Ökologie und Oekonomie. Der Beitrag der Nationalökonomie zur Umweltdiskussion, In: AGU: Seminar (1973), S. 148–161.

126 Gorz (1980), S. 47.

127 Gorz (2009), S. 38.

Im Verlaufe des AGU-Seminars wurden die «Grenzen der technischen Zivilisation» herausgearbeitet: Neben der **Endlichkeit der natürlichen Ressourcen** wurden die **Grenzen des Stabilisierungsvermögens der Ökosphäre** und die **Grenze der Energie** in verschiedenen Beiträgen besprochen. Hinzu kommen die Grenzen, die die Zeit und die Biologie des Menschen setzen: Der Veränderung von Wirtschafts- und Sozialsystemen sind durch die Zeit Grenzen gesetzt. Neben der Trägheit der Systeme, gebe es nur eine begrenzte Zahl an Erfindungen pro Zeiteinheit. Und der Mensch könne sich «in geschichtlichen Zeitabschnitten biologisch nicht an die Umweltverschlechterung anpassen».¹²⁸

Als zentraler Aspekt wurde die Frage diskutiert, wie weit die **Technik** helfen kann, **Umweltprobleme** zu lösen. Es werde versucht, die negativen «Nebenwirkungen» der technischen Zivilisation (Umweltkrise, Hunger, Stress) durch zusätzliche technische Massnahmen unter Kontrolle zu bringen. Dieser als **Symptombekämpfung** bezeichnete Ansatz bedeutet eine weitere Expansion der technischen Zivilisation, insbesondere eine bedeutende Steigerung des Energieverbrauchs. «Sinnvoller wäre statt «mehr» eine «andere», ökologisch sinnvolle Technologie zu entwickeln.» Ein grundlegender Mangel ist zudem, dass die Behebung mit diesem Ansatz prinzipiell erst nach Eintreten einer Verschlechterung der Umweltsituation geschehen kann, also erst, wenn es unter Umständen zu spät ist. «Während der durch Symptombekämpfung kurzfristig verbesserten Umweltsituation müssen langfristige Ursachentherapien unbedingt in Angriff genommen werden».¹²⁹ Mauch erläutert im Umweltjournal desselben Jahres die Dynamik exponentiellen Wachstums: Eine Verbesserung des Wirkungsgrades durch Technologie habe zur Folge, dass bei gleichem Konsum weniger Umweltbelastung entstehe oder aber bei gleicher Umweltbelastung wieder mehr Konsum möglich sei. Der technologische Umweltschutz löse die Probleme nicht, sondern schiebe sie nur auf: Selbst wenn ein «umweltfreundliches» Auto entwickelt werde, das die Abgase zu 80% eliminiere, und innerhalb von 10 Jahren alle Autos damit ausgerüstet seien, verschlechtere sich der Zustand innerhalb weniger Jahre wieder, so dass die Kollision mit der Toleranzgrenze mit einer Verzögerung gleichwohl eintrete, weil das Grundproblem, das Wachstum, nicht beseitigt werde.¹³⁰

Während die Ergebnisse des Meadows-Berichts im Kreis der AGU unbestritten waren, wurden die Herangehensweise und die Computermodelle im Seminar kritisch diskutiert. Es handle sich um einen stark reduktiven Ansatz, bei dem Vergangenheitswerte

128 AGU: Seminar (1973), S. 18, 164 f.

129 AGU: Seminar (1973), S. 170.

130 Samuel Mauch: «Uebergang vom materiellen Wachstum zum Gleichgewicht», In: *Umweltjournal*, 6/1972, S. 24.

in die Zukunft projiziert würden. Diese Szenarien würden fälschlicherweise als Prognose verstanden.¹³¹ Als problematisch betrachtet wurden die rein quantitativen Begriffe insbesondere in Bezug auf die Problemlösung. «In der überwältigenden Vorherrschaft der Quantität liegt ja gerade die Krankheit unserer Zeit» schreibt Schumacher zu den «Rezepte[n] des Klubs von Rom».¹³²

Ich halte das Aufaddieren der gesamten Menschheit in eine Weltbevölkerung, deren Stabilisierung man verlangt, für eine geistlose statistische Spielerei, – fast so geistlos wie das Aufaddieren des gesamten sogenannten Kapitalbestandes der Welt in eine Gesamtsumme, die dann ebenfalls zu stabilisieren wäre. Solche Kalkulationen, die in der unerlaubtesten Weise Menschen und Dinge zusammenzählen, die in keinerlei echtem Zusammenhang miteinander stehen, sind total nutzlos und stiften nur Verwirrung. Vor allem: sie lenken die Aufmerksamkeit von allen Möglichkeiten konstruktiver, praktischer Handlung ab. – Das wirklich Neue gehört bei einem Computermodell immer zu dem, was unvermeidlich aus den Modell-Formeln weggelassen werden musste. Denn alles Neue nimmt einen kleinen, dunklen, äusserst unscheinbaren Anfang.¹³³

Die Alternativenbewegung der 70er Jahre betonte die Dringlichkeit für eine Veränderung: «Das Raumschiff Erde hat begrenzte ökologische Kapazitäten.» Eine langsame oder keine Änderung heute, bedeute eine entsprechend schnellere morgen. «Die Frage ist nicht ob, sondern wann und wie das materielle Wachstum aufhören wird».¹³⁴ Es sei «eine Illusion zu glauben, man könne auf die Länge mit den Profiten einer wachsenden Wirtschaft die Umwelt retten. Im Moment wächst die Umweltbelastung ständig trotz aller Massnahmen. Die einzige Chance liegt in der Beschränkung: zuerst einmal Verzicht auf reinen Luxus».¹³⁵

4.3.1.2 Verteilungsproblem und Ungleichheit

Mit der Metapher vom «Raumschiff Erde» wurde die globale Dimension der Probleme zum Ausdruck gebracht. Als zentraler Punkt stelle sich dabei das Verhältnis zwischen industrialisierten und so genannten Entwicklungsländern heraus: Ein Drittel der Weltbevölkerung in den Industrieländern verfüge über sieben Achtel des gesamten Welt-einkommens.¹³⁶ Jeder Westeuropäer oder Amerikaner belaste die Umwelt aufgrund seiner Konsumansprüche 10- bis 30-mal stärker als ein Chinese oder Inder. Eine Schweizerfamilie mit zwei Kindern entspreche deshalb einer chinesischen Familie mit etwa 40 Kindern. «Dies zeigt, dass in erster Linie die Industrieländer die Gefahr für

131 Vgl. AGU: Seminar (1973), S. 73.

132 Schumacher (1976), S. 137.

133 Ebd., S. 142 f, 139.

134 Mauch (1972), S. 23 f, 28.

135 AGU: Seminar (1973), S. 28.

136 Theo Ginsburg: Oekonomisch-ökologische Aspekte der Umweltbedrohung, In: AGU: Seminar (1973), S. 21.

ihre eigenen und die globalen Oekosysteme darstellen.»¹³⁷ Das Bevölkerungswachstum als eine der fünf strategischen Grössen des Weltmodells von Meadows werde als Faktor der Umweltkrise eher überbewertet. Die «Überforderung politischer und gesellschaftlicher Systeme» bestimme die Krisensituation der Industrieländer.¹³⁸

Das eigentliche Hindernis beim Erreichen der Ziele einer rationalen Umweltpolitik – nämlich die Einrichtung eines dauerhaften, lebenswerten Lebens für alle und die Minimierung der Übergangsprobleme – stelle die Ungleichheit dar: «**Umweltpolitik ist Verteilungspolitik**». Prof. Kleinewefers vermittelte im AGU-Seminar – ähnlich wie André Gorz – zwei grundsätzliche Entwicklungsmodelle: Einen Demokratischen Sozialismus mit starker Betonung der Gleichheit wodurch die Konkurrenz, wenigstens auf wirtschaftlichem Gebiet, funktionslos werde. Oder ein «Totalitäres System»: Ein solches System könne nicht nur machtmässige, sondern auch ökonomische Ungleichheit in beliebigem Ausmass haben. Umweltpolitik über den Markt verschärfe die bestehenden Ungleichheiten, die Umweltpolitik durch Wachstumsdrosselung führe zu einer ganz entscheidenden Verschärfung der Verteilungskämpfe. Ein «Drei-Säulen-Konzept ökonomischer Umweltpolitik» müsse deshalb folgende Punkte beinhalten: die Bremsung der monetären Nachfrage, eine scharfe Umverteilungspolitik zur Herstellung von immer mehr Gleichheit und eine gezielte Partialintervention zur Beseitigung der dringenden Einzelprobleme.¹³⁹

Samuel Mauch fasst die ökologische Problemanalyse mit der Feststellung zusammen, dass die «Umweltfeindlichkeit unserer Marktwirtschaft» systembedingt sei:

Erstens wird durch den Konkurrenzkampf ein systematischer Zwang zur ständigen Expansion erzeugt. Zweitens ist es die systematische Unterbewertung der Umweltgüter wie Luft, Wasser, Bodenschätze [...], welche zu einem Ueberverbrauch dieser Güter in den Produktionsprozessen der Wirtschaft und damit zum Raubbau an der Natur führt.

Als zentralen Faktor nennt Mauch das Wertesystem:

Solange unser gesellschaftliches Wertesystem so leistungs- und konsumorientiert bleibt, bedeuten die ökologisch notwendigen Aenderungen am Wirtschaftssystem einen Zwang und werden als Rückschritt empfunden. Erst wenn auch unser Wertesystem vom Drang zum materiellen Konsumwachstum befreit ist, können wir ein ökologisch-gesellschaftliches Gleichgewicht finden.¹⁴⁰

137 Mauch (1972), 26.

138 Binswanger (1978), S. 23. Ganz entgegen dieser Einschätzung ist Binswanger heute Mitglied der «Vereinigung Umwelt und Bevölkerung Ecopop», die die «Überbevölkerung» ins Zentrum ihrer Bemühungen zur Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen setzt.

139 AGU: Seminar (1973), S. 157–161.

140 Mauch (1972), S. 26, 29.

Hinzu kommen die sozialen Probleme, die beispielsweise die NAWU-Gruppe bei ihrer Analyse ins Zentrum stellt: Die Kleinfamilie erweise sich als derart schwaches Netz, dass der einzelne Mensch bei jeder Abweichung von der Norm der Leistungsgesellschaft ins Leere falle und vom staatlichen Fürsorgeapparat aufgefangen werden müsse. Auf komplizierte, unüberschaubare wirtschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse und Abhängigkeiten reagierten die Individuen mit Abkapselung. Die Autoren zitieren eine Untersuchung des U. S. *National Committee Against Mental Illness*, die besagt, dass die Gruppe der Kranken und Geschädigten, der Arbeitsunfähigen und Drogenabhängigen mindestens 20% der Gesamtbevölkerung umfasse. «Demnach sind in den Vereinigten Staaten beinahe 40 Millionen Menschen in Heimen und Anstalten interniert oder sonstwie aus der Gesellschaft ausgestossen worden.»¹⁴¹ In einer hierarchisch aufgebauten Leistungsgesellschaft unterliege jeder der Gefahr, dass seine Leistung nicht mehr benötigt werde. Es gelinge den öffentlichen und kirchlichen Sozialwerken zwar, die erkennbare materielle Not zu lindern, die Betreuten könnten jedoch nicht aus ihrer Vereinsamung und Apathie herausgeführt werden.¹⁴²

4.3.2 Der ausbrechende Schritt

An der Schlussitzung des AGU-Seminars wird festgehalten: «Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der wichtigste Schritt zur Lösung der Umweltkrise in einer **Verhaltensänderung des Menschen** liegt».¹⁴³ Dass ein radikales Umdenken nur durch das Ausbrechen aus dem System möglich ist, wird anhand einer Graphik visualisiert. Das System basiert demnach auf einem sich aufschaukelnden, expandierenden Regelkreis von herkömmlichem Denken, technischer Zivilisation und technikbeeinflusstem Denken, wobei die Symptombekämpfung der Umweltkrise als Antrieb dieses Regelkreises fungiert. Das herkömmliche Denken ist gekennzeichnet durch «Kampf gegen die Natur», «Materielle Nützlichkeit» usw. und ermöglichte die Entwicklung der technischen Zivilisation. Die Zivilisation besitze gewisse Systemeigenschaften wie Rationalisierung, Expansion, immer grössere Komplexität und eine immer grössere Trägheit und Eingesetzlichkeit. Diese Entwicklung habe Rückwirkungen auf den Menschen selbst:

die technische Zivilisation wurde mehr und mehr kritiklos nur als Befreiung angesehen und der technische Fortschritt als unaufhaltsam, unbeschränkt und gut empfunden. In den späteren Phasen der technischen Zivilisation kommt noch der Glaube hinzu, dass die mit der Technik entstehenden Probleme von mehr Spezialisten mit mehr naturwissenschaftlich-technischem Wissen gelöst werden können und dass dies «nur» eine Frage der Zeit sei.¹⁴⁴

141 Binswanger u. a. (1978), S. 225 f.

142 Ebd. S. 224.

143 Ebd. S. 173.

144 Ebd. S. 169.

Damit drohe das menschliche Verhalten zu einer blossen Handlangerfunktion der expandierenden technischen Zivilisation zu werden. Würden die Probleme in ihrer ganzen Tragweite erkannt, so stellte sich ein Gefühl der Unsicherheit und Ohnmacht bei den Menschen ein. «Diese Gefühle münden in zwei Richtungen aus: aktive Selbsttäuschung und Verdrängung oder andererseits Resignation.» – «Nur ein Durchbruch durch die offene Grenze des menschlichen Verhaltens, ein ausbrechender Schritt kann eine Lösung herbeiführen»¹⁴⁵. Die AGU konnte sich dabei auf Prof. Jaag, den «Vater des Schweizer Gewässerschutzes» beziehen, der am ETH-Tag von 1970 dieses Ausbrechen als «eine völlige Umkehr, ein radikales Umdenken, eine machtvolle, revolutionäre Kraftanstrengung»¹⁴⁶ beschrieben hatte. Der ausbrechende Schritt wird charakterisiert durch: ein ganzheitliches, langfristiges Denken in menschlichen Massstäben, das Wahrnehmen der Grenzen, eine Technik, die dem Menschen dient und ihn nicht beherrscht, eine Abkehr von nicht verantwortbaren Techniken, eine Ausrichtung am Gemeinwohl, neue Prioritäten, eine Gleichgewichtswirtschaft und eine Erneuerung des Bildungswesens.

Vier Übergangsstrategien, die im Seminar besonders intensiv besprochen wurden, werden im Folgenden kurz erläutern: Die ganzheitliche Sicht, Umweltbildung, Umweltpolitik und Landkommunen als gesellschaftliche Experimente.

Ein gesellschaftliches Umdenken erfordert, dass die Bedrohungen als solche erkannt werden. Ein Grundanliegen der Ökologie ist deshalb eine **ganzheitliche Sicht**, die auch ungewollte Nebenwirkungen und Gefährdungen, die erst nach längerer Zeit eintreten, berücksichtigt.¹⁴⁷

Indem wir heute erkennen, dass wir alle in einem Boot sitzen, haben wir die räumlich-geographische Komponente der gegenwärtigen Umweltproblematik realisiert. Aber erst wenn wir die raumzeitliche Dimension der Probleme ins Auge fassen, werden wir uns des gewaltigen Dilemmas bewusst werden, das darin besteht, dass wir bei der Beanspruchung der gegenwärtig verfügbaren Reserven für unsere Generation weitgehend auf Kosten unserer Kinder und Kindeskiner leben.¹⁴⁸

Dass kurzfristige Erfolge längerfristig verheerende Folgen haben können, wird am Beispiel der Kunstdünger und Monokulturen in der Landwirtschaft aufgezeigt: Wenn es heute gelingt mit der Grünen Revolution in den Entwicklungsländern den Hunger wirksam zu bekämpfen, so kann der übermässige Gebrauch von künstlichen Düngern

145 AGU: Seminar (1973), 171.

146 Otto Jaag: «Muss die Menschheit wirklich zugrunde gehen?», Abschiedsvorlesung anlässlich des ETH-Tages am 14.11.1970, in: Leibundgut (1971), S. 520.

147 AGU: Seminar (1973), S. 13.

148 Ebd., S. 22.

und die gesteigerte Produktion zur Auslaugung des Bodens führen, so dass in wenigen Jahrzehnten dessen Fruchtbarkeit rapide abnimmt. Ausserdem werde durch die eingeführten Monokulturen die Stabilität der Ökosysteme so stark reduziert, dass es zu massiven Ernteausfällen kommen könnte.¹⁴⁹ Da mit mehr Wissen alleine die Umweltprobleme nicht gelöst werden könnten, sondern leicht zu Überinformation und Handlungsunfähigkeit führten, sei ein ganzheitliches Denken, Fühlen und Wollen erforderlich.

Häufig wird auf den Stellenwert der **Umweltbildung** verwiesen. Es sei nicht von der Hand zu weisen, dass bestimmte Strukturen im Bildungswesen für einen Mangel an Willen und bewusstem Handeln verantwortlich seien. Angestrebt wurde deshalb eine «Neustrukturierung der Schule als wirkliche Vorbereitung auf eine aktive, verantwortungsvolle Gestaltung des eigenen Lebens».¹⁵⁰ Auch die Hochschule trage eine immer grössere gesellschaftliche Verantwortung. Aus den Seminarreferaten und der regen Diskussion sei jedoch klar hervorgegangen, dass mit der herkömmlichen wissenschaftlichen Denkweise und mit den herkömmlichen Forschungszielen und Wertvorstellungen alleine keine langfristigen Lösungen der anstehenden Umweltprobleme gefunden werden könnten. Als wichtiger Ansatz für eine Neuorientierung wurde die «interdisziplinäre Zusammenarbeit aller Gruppen von Wissenschaftlern im ständigen Prozess der Rückkopplung (oder kritischen Reflexion) mit den gesellschaftlichen Bedingungen» erachtet.¹⁵¹

Der konventionelle Umweltschutz und die **Umweltpolitik** werden als Übergangsmassnahmen betrachtet «um jene *Zeit zu gewinnen*, die für die Veränderung der Strukturen unerlässlich ist»¹⁵²:

Wenn wir Sparmassnahmen und Einschränkung des Verbrauches fordern, wenn wir die Unternehmen veranlassen möchten, nicht nur eine Finanzbuchhaltung, sondern auch eine gleichwertige «ökologische Buchhaltung» zu führen, und wenn wir schliesslich das im Bruttosozialprodukt ausgedrückte Gelddenken durch eine subtilere Ermittlung des sozialen Wohlbefindens zu ersetzen versuchen, so sind wir uns bewusst, dass wir in erster Linie Symptome kurieren. Doch diese *Übergangsstrategien* helfen mit, gesellschaftliche Erschütterungen und unwiderrufliche Schäden in der entscheidenden Epoche zu vermeiden, die uns für *durchgreifende Strategien* noch zur Verfügung steht.¹⁵³

149 Ebd. ebd.

150 Ebd. S. 173. In den Alternativkatalogen wurde die weiterführende Schulkritik von Ivan Illich («Entschulung der Gesellschaft») und Paolo Freire («Pädagogik der Unterdrückten») aufgenommen. Als Alternativen werden die Freie Volksschule, die Demokratisch-Kreative Schule sowie die Steiner Schule vorgestellt, vgl. Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 2, S. 349–362.

151 AGU: Seminar (1973), S. 37, vgl. auch S. 177 (Resolution der AGU).

152 Binswanger u. a. (1978), S. 214; vgl. AGU: Seminar (1973), S. 170; Mauch (1972), S. 24 f.

153 Binswanger u. a. (1978), S. 125.

Längerfristig wird hingegen der «Übergang zu einer neuen Lebensform» angestrebt. Denn: «Grundsätzliche Lösungen heutiger Wachstumsprobleme bedingen Veränderungen in der herrschenden Produktionsweise und in den Wertesystemen der Gesellschaft.»¹⁵⁴

Einen weiteren Ansatz stellt das individuelle Ausbrechen aus dem System dar, der Weg der so genannten AussteigerInnen. **Landkommunen** versuchten die Gesellschaft durch die Tat zu verändern. Patrick Kupper beschreibt den Neo-Ruralismus in seiner Arbeit zum biologischen Landbau:

Vor allem junge Leute aus städtischen Milieus wurden vom Landleben und -bearbeiten angezogen. Die radikalste Form wählten jene jungen Städter, die aus ihrem bisherigen Leben ausstiegen, Ausbildung oder Berufe aufgaben und die Städte verliessen, um auf verlassenen Landstrichen, meist in den Bergen, den Boden zur Selbstversorgung zu bebauen. Sie schlossen sich in verschiedenen Bewegungen zusammen: Zwischen 1971 und 1973 entstanden so in der Schweiz die «Bärglütli», «Longo Mai – Europäische Pioniersiedlungen», der «Neue Walser Bund» und die «Gemeinnützige Gesellschaft Bergheimat».¹⁵⁵

Der Beitrag zum *Neuen Walser Bund* in der Ausstellung der AGU wurde von dem Agronomiestudenten Otto Schmid und dem Landwirt Franz Augsburgers verfasst, die das Forschungsinstitut für biologischen Landbau mit aufbauten. In ihrem Beitrag wird der Zwiespalt deutlich, zwischen der Idealisierung des Landlebens und dem ernsthaften Bedürfnis nach Ruhe, schöpferischer Entfaltung und einer direkten Beziehung zu den eigenen Lebensgrundlagen: Sie zitieren den Text «Susann» vom Liedermacher Toni Vescoli, in dem er den Trend der Stadt-Land-Flucht auf die Schippe nimmt. Eine Abbildung zeigt ein Plakat der Zigarettenmarke Brunette, das mit der Idylle auf einer Schafweide wirbt. Gleichzeitig wird die Wiederbesiedlung der Berggebiete als konkrete Gegenentwicklung zur Landflucht und zum Massentourismus beschrieben. In einer Landkommune könnten soziale und ökologische Ideen verwirklicht werden. Andererseits sei die Arbeit ausserordentlich hart und die Gemeinschaften kämpften mit einigen Schwierigkeiten.¹⁵⁶

Die Lebens- und Produktionsgemeinschaft (LPG) Villeret beschreibt im Alternativkatalog, wie ihr Selbstverständnis seit ihrer Gründung 1974 «mehrmals gründlich durchgeschüttelt» wurde. Dabei seien Spontaneität und Kreativität durch eine rechtliche Struktur, eine klare Eigentumsregelung und eine Organisation ergänzt worden. Die Theorie des «geruhsamen Landlebens» habe sich in der Praxis in einem 10–15stündigen Arbeitstag ausgedrückt. Hinzu seien die Unerfahrenheit der Städter und die Absatzschwierigkeiten gekommen:

154 Ebd. S. 213, 125.

155 Kupper (1996), S. 18.

156 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. I VI 1–4.

Bei all dem türmten sich unbezahlte Rechnungen, was uns zwang, unser wohl allzu romantisches Selbstverständnis mehr der Wirklichkeit anzupassen. Um überhaupt überleben zu können, waren wir gezwungen, in unsere Produktion neben Landwirtschaft und Kunsthandwerk auch Handwerk und Seriarbeit aufzunehmen. Erst im Nachhinein wurde uns richtig bewusst, wie sehr unser «Zurück zur Natur» eine Flucht vor den gesellschaftlichen Gegebenheiten war, die, auch wenn sie gelungen wäre, kaum alternativen Charakter hätte beanspruchen können.¹⁵⁷

Im Beitrag zur Ausstellung wird das Aussteigen aus der Konsumgesellschaft und Einsteigen in eine Kommune als «totaler Schritt» betrachtet: «Nur ganz wenige wagen ihn». Die LPG Villeret setzt hingegen auf die «Ausstrahlung nach aussen», sie möchte «mehr Querverbindungen» schaffen und für Interessenten offen bleiben.¹⁵⁸

Wenn die Landkommunen auch kein allgemeines Gesellschaftsmodell darzustellen vermochten, so stiessen sie als **gesellschaftliche Experimente** auf Resonanz und wurden von unterschiedlichen Seiten teilweise öffentlich unterstützt.¹⁵⁹ Aussenseiter zu sein in einer «Gesellschaft, die sich selbst zerstört» sei nicht negativ zu werten, schreibt beispielsweise der Redaktor des Umweltjournals. Sein Interesse für Gruppierungen wie die Bärglütli begründet er mit der Suche nach wünschenswerten Veränderungen: «Es ist heute Pflicht der etablierten Gesellschaft, Experimente [...] zu unterstützen. [...] Veränderte Lebenseinstellungen und -formen sind eine Notwendigkeit. Die Umstände, in denen sie gedeihen können, sind aber noch nicht bekannt. Sie müssen in Experimenten ausprobiert werden.»¹⁶⁰

Die Autoren des NAWU- Reports beschreiben die Schlussfolgerungen, die sie aus den Landkommune-Experimenten gezogen hatten, folgendermassen:

Beim Aufzeigen alternativer Lebensmöglichkeiten möchten wir [...] keine realitätsfernen Wunschgebilde entwerfen. Dorfgemeinschaft und Kleinstadtidylle, die sich ungeprüft als Lösungsansatz aufdrängen, vermögen die spätkapitalistische Organisationsstruktur nicht aufzubrechen. Und doch bestätigt die bunte Fülle romantischer Urbilder des Zusammenlebens in der «Kleinen Einheit», dass kontaktintensive Wohngemeinschaft und überschaubare Produktionseinheit einem alten Menschheitstraum entsprechen.¹⁶¹

157 Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 3, S. 519–521.

158 Ebd. S. 522.

159 Im Patronatskomitee der Stadt Basel für Longo Mai waren laut Kupper unter Anderen der Ständerat, zwei Nationalräte, die Direktoren des Basler Theaters, des Verkehrsvereins und der Sandoz dabei. Vgl. Kupper (1996), S. 19.

160 Umweltjournal, 6/1972, S. 6 f.

161 Binswanger u. a. (1978), S. 215, 222.

4.3.3 Alternativen

Während Landesausstellungen und Messen die Menschen davon überzeugen, «dass alle Lebensbereiche, von der Landwirtschaft bis zur Medizin soweit als technisch möglich industrialisiert werden müssen», zeigt die Alternativen-Ausstellung «dass das industrielle Denken fast alle Lebensbereiche verzerrt hat und dass in allen diesen Bereichen ein Umdenken notwendig geworden ist.»¹⁶² An der Ausstellung sind verschiedenste Gruppierungen beteiligt: Umweltgerechte Hofdüngerverwertung ist ebenso Thema wie Sonnenkollektoren, Recycling, die medizinische Versorgung in Tansania und selbstverwaltete Betriebe. Unter dem Titel «Planung – Energie – Architektur» stellt eine Gruppe von Architekten und Ökonomen das Prinzip der Plenar-Häuser vor. In einem anderen Beitrag werden «Energie-Sparpläne» aufgestellt und eine politische Regulierung gefordert. Andere möchten gerade die Bürokratisierung mit zentral durchgeführten Kontrollen vermeiden.

Ergänzt wurde die Ausstellung durch die im Verlauf der 70er Jahre erarbeiteten Alternativkataloge. Diese stellen eine Art Ur-Wikipedia der Alternativenbewegung dar. Sie sind eine bunte Sammlung von Zuschriften ganz unterschiedlicher Qualität. Zusammengestellt und herausgegeben wurden die Kataloge von einem Kollektiv mit dem programmatischen Namen «Dezentrale». Die drei Bände umfassen folgende Themenbereiche:

Nr. 1: Hausbau, Gemeinschaften I, Kommunikation, Transport, Recycling

Nr. 2: Energie, Landbau, Körper, Bewusstsein, Gemeinschaften II

Nr. 3: Freiheit, Wirtschaft und Organisation, Andere Kulturen und Entwicklung

Trotz ihrer Vielfalt können die Alternativkataloge «keinesfalls als vollständig oder erschöpfend betrachtet werden [...] Schliesslich sollen nicht einfach neue Lösungen fixfertig serviert werden, sondern der Leser soll angeregt werden, selber weiter zu suchen»¹⁶³.

Die folgende Darstellung der ökologischen Visionen, Lebensentwürfe und Alternativen ist ein Versuch, die grundlegenden Prinzipien und Anliegen der Bewegung zu formulieren. Diese werden anhand einzelner Beispiele aus den Katalogen und der Ausstellung konkretisiert. Im zweiten Teil dieses Kapitels (unter Punkt 4.4) folgt eine detailliertere Darstellung zum Bereich Landwirtschaft und Ernährung.

162 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. A 3.

163 Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 1, Einleitung (ohne Seitenzahl).

4.3.3.1 Solidarität und Selbstbestimmung

Die ökologischen Visionen und Gesellschaftsentwürfe basieren auf dem Prinzip der Solidarität und Selbstbestimmung. Der Alternativenbewegung ging es darum,

den grosstechnologischen Fortschrittsglauben in Frage zu stellen und aufzuzeigen, dass der Mensch nur mündig und urteilsfähig sein kann, wenn die lebensnotwendigen technischen Prozesse auf ein menschliches Mass vereinfacht werden, und dass bei der Lösung von Umweltproblemen die internationale Solidarität aller Umweltgeschädigten im Vordergrund stehen muss. [...]

Mit der Propagierung von Alternativen ist eine politische Einstellung untrennbar verbunden, welche Produktionssysteme fordert, die von Produzenten und Konsumenten selbst bestimmt sind.¹⁶⁴

Zwar sei es nur noch eine Frage der Zeit, bis auch die grossen Firmen und Konzerne günstige Sonnenkollektoren am Fließband produzierten und eine grün angestrichene «Bio-Industrie» entstehe. Echte Alternativen seien jedoch Teil eines ganzheitlichen Konzepts: «So gesehen sind Sonnenkollektoren nicht mehr nur nützliche Dinge, sondern die materielle Ausformung des Willens, von der grosstechnologischen, fremdbestimmten und am Gewinn orientierten Energiewirtschaft weniger abhängig zu sein.»¹⁶⁵

Den Zusammenhang zwischen einem ökologisch verantwortungsvollen Handeln und der basisdemokratischen Entscheidungsfindung betont auch ein Vertreter des VSETH anlässlich des Symposiums von 1973. Das neue ETH-Gesetz wurde damals als Chance gesehen, die Organisationsstruktur der Hochschule zu demokratisieren:

Wir sollten dazu erzogen werden, Verantwortung für unser Handeln zu übernehmen. Wenn jemand seinen Auftrag nicht erfüllt hat, muss man ihn «zur Verantwortung ziehen» können. [...] Es ist offensichtlich: wenn man Leute in verantwortlicher Stellung (Machtstellung) zur Verantwortung ziehen will, dann setzt das eine demokratische Wahl und eine demokratische Kontrollmöglichkeit voraus. In diesem Zusammenhang taucht die wichtige Frage auf, ob das neue ETH-Gesetz kompetente und demokratisch gewählte Gremien vorsieht, die eine Basiskontrolle ermöglichen oder ob weiterhin die relevanten Entscheidungen an einer unnahbaren Spitze getroffen werden sollen. Wenn das zweite der Fall sein wird, dann erscheint es lächerlich und gefährlich, von der «gesellschaftlichen» Verantwortung für die Anwendung von Forschungsergebnissen zu reden, ebenso lächerlich, wie wenn der Schulrat in wenigen Minuten einen 66 Millionen-Kredit für Reaktor- und Nuklearforschung bewilligt während dessen an der Abteilung X zwei Halb-Assistenten für die Planung eines projektorientierten Studiums, welches den gesellschaftlichen Verknüpfungen der naturwissenschaftlichen Forschung Rechnung trägt, vom ETH-Präsidenten mit dem Argument der Finanzknappheit nicht bewilligt werden. Wer soll da wen zur Verantwortung ziehen, wenn unsere Umwelt vielleicht einmal radioaktiv verseucht ist? Ist der Schulrat sicher, dass ein Millionenkredit diese Gefahr nicht in sich birgt?¹⁶⁶

164 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. A 4.

165 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. A 4.

166 Daniel Leu: «ETH-Symposium II. Teil. War das Symposium ein Alibi?», In: *Studentischer Wochenkalender (WoKa)*, 6/1973, S. 4.

4.3.3.2 Angepasste Technik

Die Veränderung der Produktionstechniken und -strukturen wurden als grundlegende Voraussetzung für einen gesellschaftlichen Wandel angesehen. E. F. Schumacher war wohl der bekannteste Verfechter der Kleintechnologie und Dezentralisierung. Am Symposium der ETH von 1973 erklärte er, was darunter zu verstehen ist. Prinzipiell gehe das Symposium mal wieder von den falschen Fragen aus: «Könnte eine andere Technologie den gleichen Lebensstandard bei kleinerer Umweltbeschädigung halten?» – «Den gleichen Lebensstandard...? Soll denn alles gleich bleiben, bis alles kaputt ist? Und was ist das für ein Lebensstandard? Wessen Lebensstandard?»¹⁶⁷ Man müsse grundsätzlich aufhören den Lebensstandard am Aufwand zu messen. Eine Wirtschaft wie die amerikanische habe aufs Ganze betrachtet eine fast unvorstellbar niedrige Effizienz. Gerade die nach Industrieprinzipien organisierte Landwirtschaft verschlinge – bei immer weniger Beschäftigten und einem enormen Kapitaleinsatz pro Arbeitsplatz – ungeheure Mengen an Öl, ganz abgesehen von der Zerstörung der Bodengesundheit und ihrer ausserordentlichen Anfälligkeit.

Die angepasste Technik (auch mittlere oder sanfte Technik genannt) wurde vorerst als technische Alternativen für Entwicklungsländer entwickelt. Ausgangspunkt war die Landwirtschaft, verbunden mit den Bereichen Wasser und Energie, sowie Lagerung, Weiterverarbeitung, Transport, Bauwirtschaft usw. bis zur Industrie. Die *Intermediate Technology Development Group* arbeitete dabei eng mit der Landbauvereinigung *The Soil Association* zusammen, um vom biologischen Landbau, als bereits existierender alternativer Technik, zu lernen. Da die Forschung überall auf Grossprojekte ausgerichtet sei, fehle es an zugänglichem Wissen zu den vielen Möglichkeiten für Kleinstinstallationen. Die Gruppe begann also an möglichst vielen Orten Wissenszentren zu organisieren, die sich auf eine Technik spezialisierten, mit der sich die Leute – auch mit wenig Geld – selbst helfen konnten. Für die bewusste Entwicklung dieser Kleintechnik stellte die britische Gruppe als Richtlinie vier Kriterien auf:

1. Statt Gigantismus soll ein menschliches Mass angestrebt werden, sowohl in den Geräten wie in den Organisationen: «Small is beautiful».
2. Statt immer komplexere Anlagen zu entwickeln, suchen wir rigoros nach Vereinfachungen: «Simple is beautiful».
3. Statt immer kapitalintensivere Anlagen, die es dem kleinen Mann in zunehmendem Masse verunmöglichen, überhaupt anzufangen, versuchen wir, billige Anlagen zu entwickeln, was zum Teil schon aus der Kleinheit und der Einfachheit resultiert, aber als bewusstes Ziel erkannt werden muss. Mit anderen Worten: Eintritt auch für den kleinen Mann!

167 E. F. Schumacher: «Technologische Alternativen für Entwicklungsländer», In: Pierre Fornallaz (Hg.): Technik für oder gegen den Menschen. Die neue Aufgabe der Hochschule. Vorträge gehalten am öffentlichen Symposium der ETH-Zürich, 12. bis 15. November 1973, Basel 1975, S. 146 f.

4. Statt gewalttätige, den Menschen vergewaltigende Technik, entwickeln wir eine «sanfte Technik».¹⁶⁸

Das übergeordnete Ziel ist «die Reintegration des schöpferischen Menschen in den Produktionsprozess». Die Vereinfachung habe den entscheidenden Vorteil, dass die Anlagen meist vor Ort selber repariert werden könnten. Mit der angepassten Technik könnten somit Projekte realisiert werden, die energetisch hoch effizient seien und vom ökologischen und sozialen Standpunkt aus das Beste darstellten.¹⁶⁹

Was bedeuten diese Alternativen für die «überentwickelten» Länder? Ein Grundsatz lautet, dass ganzheitliche Konzepte technischen Lösungen vorzuziehen sind. Produktion und Konsum müssen ausgehend von den Bedürfnissen festgesetzt werden können.

Eine gleiche Menge an Gebrauchswerten kann mit geringen oder sehr hohen Mengen an Energie hergestellt werden, je nach dem, ob man Kleidung herstellt, die Jahre hält oder nur einen Sommer, ob man sich mit dem Fahrrad, mit der Strassenbahn oder in einem grossem [sic!] Auto fortbewegt, ob man Aluminium, Glas oder Stein als Baumaterial verwendet, ob man ein Maximum an Kapital und Waren, also Rohstoffe, in Umlauf bringen will, oder ob es im Gegenteil darum gehen soll, zu geringsten Kosten eine grösstmögliche Wirksamkeit zu erzielen.¹⁷⁰

Während die kapitalistischen Unternehmen durch Werbung die verschwenderischen Tendenzen fördern, immer neue Bedürfnisse generieren und damit gesellschaftliche Normen prägen (Energieverbrauch als Prestigefrage), setzt die angepasste Technik auf eine Verbindung von Produktion und Konsum:

Die Sanfte Technologie kann nur entstehen, wenn dem Gesetz der oekologischen Produktion entsprochen wird. Eine oekologische Produktion verlangt, dass der Kreislauf zwischen Produzent und Konsument geschlossen ist. In der Extremform produziert der Verbraucher seine Ware selbst. Gruppenarbeit wird aber ebenso zur sanften Technologie gehören wie kreative Verknüpfungen von überlieferten Techniken aus allen Kulturen der Menschengeschichte. Damit wird das heute erreichte Mass an Arbeitsteilung und Entfremdung und damit der hierarchische Stufenbau der Gesellschaft zerfallen.¹⁷¹

Verbrauchs- und Wirtschaftsprognosen seien nicht neutral. In ihnen stecke unausgesprochen die Entscheidung, das bestehende System fortzusetzen.¹⁷² Die Auseinandersetzung mit den «Grenzen des Wachstums» zeigte jedoch deutlich: eine Verlängerung der Tendenzen der Vergangenheit war weder wünschenswert noch möglich. Die ökologische Bewe-

¹⁶⁸ Ebd., S. 152.

¹⁶⁹ Ebd. S. 148; vgl. AGU: Seminar (1973), S. 22.

¹⁷⁰ Gorz (1980), S. 48 f.

¹⁷¹ AGU: Seminar (1973), S. 120.

¹⁷² Zur Eigendynamik von Prognosen und dem Aussagewert von Statistiken vgl. Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 2, S. 117 f.

gung machte sich also daran, entgegen dem Wachstumsmodell der offiziellen Prognosen einen neuen Entwicklungstyp zu skizzieren, der die **Verwirklichung einer Gesellschaft mit mehr Gleichheit und zugleich grösserer Vielfalt** anstrebte:

Mehr Egalität in dem Sinne, dass die Unterschiede zwischen den Einkommen schwinden und das Streben nach seltenen und teuren Gütern zurückgeht; mehr Gleichheit auch, in dem Sinne, dass die Entwicklung der Dienstleistungen und kollektiven Ausstattung – Transport, Wohnen, Umgebung – Lebensbedingungen für alle Bürger ermöglicht, die die gegenwärtige Gesellschaft nur einer privilegierten Minderheit zugesteht.

Vielfältiger in dem Masse, als die Produktion zufriedenstellender und dauerhafter Güter es erlaubt, weniger zu arbeiten und dazu noch auf interessantere Weise; mehr freie Zeit und folglich ein entspannteres Leben, Entfaltung autonomer Aktivitäten wie nie zuvor, innerhalb der Familie, im Nachbarschaftsverband, im Viertel und in den Gemeinden; eine schöpferische, kulturelle Entwicklung und lokale Produktionen aller Art; Austausch von Diensten und Kenntnissen . . .¹⁷³

Die Alternativen sollten nicht wie die Spitzenprodukte an den Landesausstellungen und Messen bewundert werden, sie zeichneten sich gerade durch ihre Einfachheit aus: «Ein grosser Teil der komplizierenden, die Umwelt belastenden Leerläufe, mit denen sich zwar Gewinne, aber keine Wertvermehrung schaffen lassen, können und müssen abgeschafft werden.»¹⁷⁴

In der Ausstellung wurden verschiedene Formen zur Nutzung von erneuerbaren Energien vorgestellt – Sonnenkollektor, Sonnenheizung, Erdwärme, Windenergie, Bio-Gas usw. – und die Grundproblematik des Wachstums diskutiert: «Da jeder Energieverbrauch auch Platz erfordert, wird der Aktionsbereich des einzelnen immer grösser, bis vor lauter Aktivität die Tätigkeiten zum Stillstand kommen.» Der «anzustrebende Idealzustand» wird demnach charakterisiert durch einen **kleinen Energieverbrauch**, eine **dezentralisierte Energieproduktion** auch in den Industrieländern, also viele kleine Anlagen in der Nähe der Verbraucher und die **Nutzung von erneuerbaren Energieträgern**.¹⁷⁵

Schumacher wird in den Alternativkatalogen häufig zitiert.¹⁷⁶ Konkrete Umsetzungen einer angepassten Technik finden sich in Anleitungen zum «Selbermachen»: Hausbau, Bauanleitungen für Kompost-Toiletten, Wasserpumpen, für einen Holzbackofen und eine Töpferscheibe, Artikel zu Wollverarbeitung sowie zu biologischem Gartenbau, Obstverwertung, Hühnerhaltung usw.

173 Gorz (1980), S. 86.

174 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. A 2.

175 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. E 1 2.

176 Dezentrale (Hg.): Alternativkataloge, S. 84, 192, 563, 581 (fortlaufende Seitenzahlen über die Bände 1–3).

4.3.3.3 Selbstbegrenzung

Nur durch eine selbstbestimmte Vereinfachung kann die Verschlechterung der physischen und psychischen Umwelt (Verschmutzung und Entfremdung) aufgehalten werden.¹⁷⁷

Die sanfte oder mittlere Technik soll in den industrialisierten Ländern zu einer selbstbestimmten Vereinfachung führen, indem die industrielle Produktion durch «anarchisch-autonome Produktionsweisen» ergänzt und in Schranken gehalten wird. Beim Fortschritt durch Des-Industrialisierung gehe es darum, auf die Massenproduktion zu verzichten ohne «in die Fesseln der Vergangenheit» zurückzukehren «und die Utopie vom guten Wilden wieder hervorzuholen». Es komme auf die «Art des Gebrauchs wissenschaftlich errungenen Wissens» an, das nicht zwingend «zur Spezialisierung unpersönlicher Ziele, zur Institutionalisierung der Werte, zur Zentralisierung der Macht» führen müsse. Daneben «gibt es eine andere Weise, die Erfindungen fruchtbar zu machen, welche die Macht und das Wissen jedes Einzelnen vermehrt und ihm erlaubt, seine Kreativität zu bestätigen».¹⁷⁸

Zur Formulierung der Idee der Selbstbegrenzung entwickelte Ivan Illich den Ansatz der Konvivialität. Konvivial leitet sich vom spanischen Begriff *convivencialidad* ab, der die Fülle des Miteinanderlebens bezeichnet. Konvivial oder lebensgerecht ist eine Gesellschaft, in der der Mensch das Werkzeug durch politische Prozesse kontrolliert.¹⁷⁹ Für Illich ist Konvivialität das Gegenteil der industriellen Produktion: «Wir alle definieren uns im Verhältnis zu anderen und zur Umwelt durch die Grundstruktur der Werkzeuge, die wir verwenden. Diese Werkzeuge können wir über ein Kontinuum verteilen, an dessen einem Extrem das beherrschende Werkzeug, an dessen anderem Extrem das konviviale Werkzeug steht.»¹⁸⁰ Der Begriff Werkzeug wird von Illich im weitesten Sinne verwendet: «Jeder Gegenstand, der als Mittel zum Zweck eingesetzt wird, ist in meinem Sinne Werkzeug.»¹⁸¹ Geräte und Material wie ein Besen, ein Ziegelstein, ein Schraubenzieher, ein Motor, aber auch Fabriken und Elektrizitätswerke, also Güter produzierende Institutionen sowie Dienstleistungen produzierende Institutionen wie die Schule, die medizinische Versorgung, die Forschung, Kommunikationsmittel usw. **«Das Werkzeug ist konvivial in dem Mass, als jeder es ohne Schwierigkeiten benutzen kann, so oft oder so selten er will, und zwar zu Zwecken, die er selbst bestimmt. Der Gebrauch, den ein jeder davon macht, greift nicht**

177 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. A 4.

178 Ivan Illich: Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik, Reinbek bei Hamburg 1975, S. 13 f.

179 Ebd. S. 14.

180 Ebd. S. 32.

181 Ebd. S. 51.

in die Freiheit des anderen ein, es ebenso oder anders zu machen.»¹⁸² Illich zeigt auf, dass jede Dienstleistungseinrichtung, wenn sie eine gewisse kritische Schwelle überschritten hat, ihre Ziele nicht mehr erreicht, sondern ihnen entgegenwirkt. Daraus resultiert die Krise der industriellen Institutionen:

Auf dem Weg zur ersten Wasserscheide werden neue Kenntnisse für die Lösung eines klar umrissenen Problems eingesetzt, und die wissenschaftlichen Kriterien erlauben es, die erreichten Leistungssteigerungen zu messen. Auf dem Weg zur zweiten Wasserscheide wird der erzielte Fortschritt zu einer Handhabe, um die gesamte Gesellschaft auszubeuten und sie Werten dienstbar zu machen, die eine spezialisierte Elite, Garantin ihres eigenen Wertes, ohne Unterlass festsetzt und revidiert. Ist die zweite Wasserscheide überschritten, arbeitet die Gesellschaft im Dienst der institutionellen Illusion.¹⁸³

Illich beschreibt diese Entwicklung ausführlich am Beispiel der Medizin, der Schule und der Energieversorgung. Einige seiner Ansätze werden in den Alternativkatalogen besprochen.¹⁸⁴ Am offensichtlichsten zeigt sie sich beim Transportwesen: «Seit die Transportindustrie ihre zweite Wasserscheide überschritten hat, schaffen die Fahrzeuge grössere Entfernungen, als sie überbrücken können. Die gesamte Gesellschaft opfert immer mehr Zeit für einen Verkehr, der es ihr angeblich ermöglichen soll, Zeit zu sparen.» Damit schränken einzelne Transportmittel die individuelle Freiheit aller ein: «Die Autos können eine Stadt nach ihrem Bild formen – wobei sie die Fortbewegung zu Fuss oder mit dem Fahrrad praktisch eliminieren».¹⁸⁵

«Nach und nach haben die Institutionen nicht nur unsere Bedürfnisse geformt, sie haben auch die Form unserer Logik, das heisst [die Form] unseres Sinnes für das Mass geprägt.»¹⁸⁶ Die Selbstbegrenzung bezweckt eine radikale Umkehrung der Grundstruktur. Ein politisches Unternehmen, das die Dimensionen der materiellen Produktivkräfte beschränkt, um die für jede Person wesentlichen Freiheitsrechte zu verteidigen, ermögliche nicht nur das langfristige Überleben der Gemeinschaft und eine gerechte Verteilung von Produkten, sondern ebenso ein Recht auf die Bestimmung des Raumes, in dem sich die schöpferische Autonomie entfalten kann. «Die Autonomie als Möglichkeit der Kontrolle über Informations- und Energieeinsatz» definiert die konviale Arbeit.¹⁸⁷ Es gebe keinen Grund aus «Prinzipienreiterei» in einer konvivialen Gesellschaft alle industrielle Produktion zu verbannen. Es soll vielmehr ein Gleichgewicht erreicht werden. Die «Kriterien der Konvivialität sind keine mechanisch

182 Ebd. S. 53.

183 Ebd. S. 27.

184 Vgl. «Medizin als Epidemie», S. 279 und «Repressive Schule», S. 349, In: Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 2.

185 Illich (1975), S. 28, 96.

186 Ebd. S. 45.

187 Ebd. S. 36 f.

anzuwendenden Regeln, sie sind Wegweiser für das politische Handeln; sie geben an, was vermieden werden muss.»¹⁸⁸

André Gorz hat den Ansatz der Selbstbegrenzung in seiner Schriftensammlung 2009 noch einmal ausgeführt und konkretisiert: Er besteht darin, «die Korrelation zwischen weniger Arbeit und weniger Konsum einerseits, mehr existenzieller Autonomie und Sicherheit andererseits für alle auf politischem Weg wiederherzustellen». Die Herrschaft des Kapitals über die Lebensweise habe dazu geführt, dass wir nichts von dem produzieren, was wir konsumieren, und nichts von dem konsumieren, was wir produzieren: «Alle unsere Bedürfnisse und Wünsche sind Bedürfnisse und Wünsche nach Waren, also Bedürfnisse nach Geld. Wir produzieren den Geldreichtum, der dem Wesen nach abstrakt und grenzenlos ist, und infolgedessen ist auch der Wunsch grenzenlos.» Deshalb müsse – in Ermangelung einer traditionellen Verankerung – die **Norm des Ausreichenden** politisch definiert werden.¹⁸⁹

4.3.3.4 **Aufhebung der Trennung von Leben und Arbeit – Demokratisierung der Wirtschaft**

Es wird heute viel geredet von entmenslichter Arbeit, vom Leistungsdruck am Arbeitsplatz, von der umweltzerstörenden Industrie, dem Unsinn der langen Arbeitswege usw. Und es sind nicht nur die notorischen Systemkritiker und Alternativhippies, nein, bald jeder sieht es ein, dass es so nicht mehr weitergehen darf.¹⁹⁰

«Wo lebt der Massenmensch seine Freiheit aus? In der Frei – zeit. Er unternimmt dort, was er sonst nicht tun kann, das Entgegengesetzte. Je beengender die Arbeit, desto grösser der Kompensationsdrang. Statt zu produzieren, konsumiert er – auch die Natur.»¹⁹¹ Schumacher beschreibt dieses Phänomen geradezu als ein «Doppelleben»:

Wer heute in der Wirtschaft steht – und Augen und Ohren offen hält – befindet sich in einer äusserst schwierigen Lage. Denken und Handeln haben für ihn ihre Einheit verloren [...] In seinem Büro, von neun Uhr morgens bis fünf Uhr abends, fünf Tage die Woche, denkt und handelt er aufgrund gewisser Voraussetzungen, die jedoch völlig von denen abweichen, ja, ihnen diametral entgegengesetzt sind, die sich ihm aufdrängen, wenn er abends nach Hause kommt.¹⁹²

Die Trennung von Leben und Arbeit wurde in der Alternativenbewegung breit thematisiert.

¹⁸⁸ Ebd. S. 58.

¹⁸⁹ Gorz (2009), S. 49, 84.

¹⁹⁰ Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 3, S. 513.

¹⁹¹ AGU: Seminar (1973), S. 115 f.

¹⁹² Schumacher (1976), S. 9.

Es könne jedoch nicht darum gehen, sich mit Kinderspielzeug und allerlei Kunsthandwerk einen Lebensunterhalt zu verdienen, ist im Alternativkatalog zu lesen: «Das Problem dieser Scheinalternative ist, dass sie sich genau auf die so verpönte Konsumgesellschaft abstützt, in der man sich praktisch alles zu jedem Preis kaufen kann.» – «Was geschieht aber, wenn sich die Rezession verstärkt? Was geschieht, wenn die Konsumenten sparsamer und preisbewusster werden, was ja nur wünschenswert wäre?» Es gilt zu fragen: «Was sind wirkliche Alternativen, die für unsere ganze Gesellschaft wegweisend sein können?»¹⁹³

Mit der alternativen Technologie und den Erzeugnissen der eigenen Tätigkeit soll kein Geld verdient werden. Sie sollen Gemeinschaften unabhängiger machen und eine Selbstversorgung mit Energie, landwirtschaftlichen Produkten, Kleidern, Töpferwaren usw. ermöglichen. Es geht darum einen Teil der eigenen Lebensgrundlagen selbstbestimmt zu erarbeiten und dabei auch in den Genuss einer besseren Ausstattung zu kommen. Eigenproduktion und die autonomen Tätigkeiten bewirken somit eine Aufhebung der Trennung von Freizeit und Arbeit, zumindest unterliegen die beiden Bereiche nicht mehr einer gegensätzlichen Logik. Aus ökologischer Sicht ist vor allem relevant, dass die Trennung zwischen Wohn- und Arbeitsort aufgehoben wird und damit der Pendlerverkehr schrumpft.¹⁹⁴

Eine zweite Herangehensweise zielte auf die Demokratisierung der Wirtschaft. Sie geht davon aus, dass der Mensch mündig und urteilsfähig ist. Entscheidungen sollten nicht nur im Bereich der Politik, sondern auch in der Wirtschaft (basis-)demokratisch gefällt werden. Auf dem Gebiet der alternativen Betriebsstrukturen sei es jedoch ausserordentlich schwierig, konkrete Alternativen aufzuzeigen. Als Beispiel einer Arbeiterselbstverwaltung wird in der Ausstellung das *Scott Bader Commonwealth* vorgestellt: «Mitbestimmung durch Mitbeteiligung? Und: Kann ein Industrieunternehmen menschlich sein?» Scott Bader ist Hersteller von Polyesterharzen und anderen Polymeren. Alle Angestellten sind Commonwealth-Mitglieder und somit Teilhaber der Firma. Sie bestimmen über die Ernennung ihrer Direktoren und die Höhe deren Gehalts. Die Betriebsverfassung beschränkt die Unterschiede in der Belohnung auf ein Verhältnis von 1:7. Das Unternehmen darf eine gewisse Grösse nicht überschreiten, damit die Firma für die in ihr tätigen Personen überschaubar bleibt.¹⁹⁵ Illich argumentiert, dass es bei einer industriellen Produktion nicht ausreicht, die Enteignung der Produktionsmittel rückgängig zu machen. Die Werkzeuge müssten sich ändern. Die Selbstverwal-

193 Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 3, S. 513 f.

194 Vgl. Binswanger u. a. (1978), S. 234.

195 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. S VI 1–4.

tion sei zwar ein wichtiger Schritt, schreibt die AGU, doch «auch ein im Innern alternativ organisierter Betrieb kann durch die ‹freie› Konkurrenz gezwungen werden, so viele Kosten als möglich zu externalisieren, d.h. der Allgemeinheit aufzubürden.»¹⁹⁶ Ziel wäre deshalb, dass alternative Betriebe die ganze Kette von den Rohstoffen bis zu den KonsumentInnen selber verwalten. Die Genossenschaft für Dreigliederung des sozialen Organismus habe eine solche Kette für landwirtschaftliche Produkte aufgebaut. Sie setzt sich für eine alternative Wirtschaftsform ein, die bedarfsorientiert ist. «Sozial handeln heisst aus der Erkenntnis des sozialen Ganzen heraus zu handeln», so lautet der Leitsatz der Dreigliederung des sozialen Organismus. Nach Rudolf Steiner gliedert sich das soziale Ganze in das Geistesleben, das Rechtsleben und das Wirtschaftsleben. In jedem der drei Bereiche finden wir ein ihm innewohnendes Funktionsprinzip, das nicht auf einen anderen übertragen werden kann, ohne Schäden am Ganzen hervorzurufen: Das Prinzip der Freiheit im Geistesleben, das Prinzip der Gleichheit im Rechtsleben und das Prinzip der Brüderlichkeit im Wirtschaftsleben.¹⁹⁷

Unter dem Titel «Wirtschaft und Organisation» werden in den Alternativkatalogen weitere Überlegungen zu Arbeitsgemeinschaften, Dezentralisation, Selbstverwaltung, Produktionsmitteln, Produktion und Reproduktion und zu Bedürfnissen zusammengefasst. Als mögliche Organisationsform werden verschiedene Genossenschaften vorgestellt: die Pinkus Genossenschaft mit Buchhandlung und Antiquariat, das Restaurant Kreuz in Solothurn, die Genossenschaft Stalden 20 in Fribourg sowie das Filmkollektiv Zürich, ein Presseladen und Therapiekollektive. Ein wichtiger Aspekt ist die Anerkennung und Vergütung aller Arbeiten: In den vorgestellten Kollektiven wurden Einheitslöhne eingeführt, das heisst, jede Arbeit wurde gleich entlohnt – «Hausarbeitsarbeiten wie Sitzungen werden z.B. der Arbeit im Restaurant gleichgestellt.» Durch die Selbstbestimmung sehen die MitarbeiterInnen mehr Sinn in ihrer Arbeit, auch einen politischen. Zudem ermögliche die ökonomische Selbstständigkeit den Arbeitskollektiven auf sozialer und kultureller Ebene tätig zu sein.¹⁹⁸

4.3.3.5 Gemeinschaft, Wahlverwandtschaften, Emanzipation

Die gemeinsame Organisation des Lebens wurde als wichtiger Pfeiler einer alternativen Kultur betrachtet. Denn in Gemeinschaften könnte vieles einfacher und besser gemacht werden. Es sei wichtig zu sehen, dass es viele Formen von Gemeinschaften gebe. Eine Gemeinschaft kann zum Beispiel:

¹⁹⁶ Ebd. S. A 3.

¹⁹⁷ Ebd., S. A 3; S I 1–6.

¹⁹⁸ Dezentrale (Hg.): Alternativkataloge, S. 33 f., 399–404, 523, 529 f.

- eine bestimmte Arbeit kurz- oder langfristig ausführen (Arbeitsgruppe, Arbeitskollektiv)
- einfach zusammen wohnen (Wohngemeinschaft)
- zusammen wohnen und zusammen arbeiten (z. B. «Lebensgemeinschaft»)
- zusammen wohnen und versuchen sich gegenseitig weiterzubringen (therapeutische Gemeinschaft)
- ein ganzes Dorf mit allen Funktionen umfassen (Kommune).¹⁹⁹

«Wir bauen ein lebendiges Quartier für 670 Einwohner» – zwei Architekten und ein Soziologe erarbeiteten für die Ausstellung der AGU das «Winterthurer Wohnmodell». Das Projekt soll eine qualitative Verbesserung der Lebensbedingungen ermöglichen: Selbstverwirklichung des Einzelnen in der Gemeinschaft, Arbeit als sinnvolle, schöpferische Tätigkeit, Befreiung des Individuums und der Kleinfamilie aus der Isolation, Erhalten der natürlichen Lebensgrundlagen. Die baulichen Möglichkeiten zur Gestaltung von öffentlichen und privaten Räumen wurden optimal ausgeschöpft. Es sollen Arbeitsplätze im Quartier geschaffen und soziale Randgruppen integriert werden: «Teilzeitmöglichkeiten und Betreuungsaufgaben für Mütter, grüne Witwen, Betagte, Invalide und übrige Randgruppen».²⁰⁰ Solche Formulierungen verdeutlichen die Heterogenität der Ausstellungsbeiträge und wie notwendig eine grundsätzliche Bewusstseinsveränderung war. Frauenbefreiung, Emanzipation, Bewusstsein, Sexualität und Hausarbeit wurden später in den Alternativkatalogen breit thematisiert. Dabei wurde klar, dass eine Gemeinschaft auch eine Herausforderung ist: «idealzustände in gruppen sind nicht – sie werden. die wege, sich ihnen zu nähern, das ziel, das ich bin ich du bist du zu erreichen sind weit und beschwerlich, aber eine chance wert.» Wichtig sei der Versuch, das Besitzdenken gegenüber Gütern und Menschen aufzugeben – «die einstellung zu dingen ändert sich: sie werden zu werkzeugen, nicht zu repräsentationsartikeln» und «in der gruppe hat jeder das gleiche recht, seine meinung zu äussern und auch berücksichtigt zu werden».²⁰¹

Hervorgehoben werden die direkten ökonomischen und ökologischen Vorteile – es werden Synergien genutzt: «In einer Gemeinschaft können gewisse Geräte gemeinsam betrieben werden (Kühlschrank, Staubsauger, Fotoatelier, Archiv, Auto, Traktor usw).»²⁰² Eine Gemeinschaft bietet insgesamt eine grössere Sicherheit: soziale Bezie-

199 Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 2, S. 375.

200 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. H V 1–4.

201 Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 2, S. 376. Vgl. Anmerkung der Redaktion im Alternativkatalog 3, S. 446: «Liebe Leserin, der Alternativkatalog wurde auch für Dich geschrieben. Frau sieht es zwar nicht allen Artikeln an. Bitte verzeih uns und den Autor/innen das und schau mal unter «Frauenfeindliche Sprache» im Register nach.»

202 Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 2, S. 375.

hungen, Rückhalt und finanzielle Ausgleiche – sei es bei vorübergehender Arbeitslosigkeit eines Mitglieds oder bei gesellschaftlich unterschiedlich bewerteter Arbeit. Funktionierende Gemeinschaften sind ein tragendes Netz, das Versicherungen und staatliche Fürsorgeeinrichtungen ersetzen kann. Eine Gemeinschaft erleichtert es, die Rollenverteilung zu durchbrechen und die Spezialisierung abzubauen. Im Gegensatz zur vorindustriellen Grossfamilie, die aufgrund der ihr innewohnenden Abhängigkeitsverhältnisse auch als Zwangsgemeinschaft bezeichnet wird, entstehen die alternativen Gemeinschaften nach dem Prinzip der **Wahlverwandtschaft**.²⁰³ In diesem Sinne bieten sie eine neue Form der **sozialen Integration**: «Da jede Gesellschaft so gut ist, wie ihr Verhalten gegenüber den Schwächsten kann gesagt werden: Die Gemeinschaft bietet die beste Voraussetzung und Chance für eine gute Gesellschaft.»²⁰⁴

Das Zukunftsmodell, das die NAWU-Gruppe entwickelte, basiert auf dem Gemeinschaftsprinzip: «Kleine Netze» sind eine Alternative zum Kapitalismus und zum staatlichen Bürokratismus. Als erweiterte Basis für ein intensives Zusammenleben umfasst ein *Kleines Netz* etwa 15 bis 20 Familien, die im Rahmen einer Siedlungsgemeinschaft einzelne soziale Aufgaben und Gemeinschaftsdienste aus eigener Kraft erfüllen. Neben Kleinfamilien prägen «Wahlverwandtschaftsfamilien», Grossfamilien und Wohngemeinschaften die *Kleinen Netze* und bieten Möglichkeiten um ältere Menschen und sozial Geschwächte zu integrieren. Die Erfahrungen aus der Kommunebewegung unterstreichen die Bedeutung der **gemeinsam geleisteten, überschaubaren Arbeit** für den Aufbau einer lebensfähigen Gemeinschaft. Eine angepasste Technik und die Selbstbegrenzung ermöglichen die Verkürzung der Lohnarbeitszeit und mildern die Abhängigkeit von der arbeitsteiligen Wirtschaft. Es werden Kapazitäten frei «um den vernachlässigten Bereich der Familie und Gemeinschaft im weitesten Sinne zu unterstützen und zu beleben.» Auch der Aspekt der Verbindung von Wohnen und Arbeiten ist in dem Modell enthalten: «Würden wir in unseren Agglomerationen Wohnbezirke nach dem Prinzip der «Kleinen Netze» aufbauen, dann könnte beinahe die Hälfte der Berufstätigen am gleichen Ort wohnen und arbeiten.»²⁰⁵ Die BewohnerInnen der *Kleinen Netze* unterhalten eine eigene Infrastruktur zur Befriedigung der alltäglichen Bedürfnisse. Es gibt ein Sozialzentrum, einen Basis-Gesundheitsdienst, Bibliotheken, Restaurants und Treffpunkte, einen Flohmarkt und Werkstätten. Handwerker und Dienstleistungsbetriebe können sich in den Quartieren ansiedeln. Dabei soll im Rahmen des Wohnbezirks ein Teil der Arbeitskraft für eine «netzbezogene Produktion» verwendet werden. Im Vordergrund stehen:

203 Vgl. Binswanger u. a. (1978), S. 231 f.

204 Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 2, S. 375.

205 Binswanger u. a. (1978), S. 228–233.

- Landwirtschaft/Gartenbau
Selbstversorgung mit Gemüse, Obst, und Eiern, Kleintierzucht, Förderung des biologischen Landbaus
- Einfache Produktion
Herstellung von einzelnen Gebrauchsgegenständen und Spielzeugen
- Reparaturdienst
Equipen für Reparaturen an Bauten und Geräten des Wohnbezirks
- Rückgewinnung von Abfallstoffen
Systematische Bekämpfung des Verschleisses durch Wiederverwendung brauchbarer Gegenstände und Stoffe, Rückgewinnung von Altpapier und Altglas, etc.²⁰⁶

Auf Grund von Berechnungen zu ihrem Modell schlägt die Gruppe politische Massnahmen vor, die eine Dezentralisation der Unternehmen, die Einführung einer Stadtteildemokratie und eine Erweiterung der Gemeinschaftsbereiche bewirken sollen. Die Strategie der *Kleinen Netze* soll durch einen allgemeinen Sozialdienst²⁰⁷ und eine Reform des Eigentumsrechts unterstützt werden. Ziel ist die Eindämmung der Geldwirtschaft und ein Eigentumsbegriff, der weniger auf Eroberung, als auf Wahrung des Besitzstandes ausgerichtet ist. Die Umwelt sei an sich ein gemeinschaftliches Gut. Das Eigentum an Boden soll nicht mehr absolut gelten, sondern in Anlehnung an das Forstrecht, das Regalrecht und Korporationen organisiert und von den BewohnerInnen verwaltet werden.²⁰⁸

Abschliessend können die Anliegen der Alternativenbewegung mit der einfachen Botschaft zusammengefasst werden: «Wir können besser leben und dabei weniger konsumieren und arbeiten, aber anders.»²⁰⁹

4.4 Alternative Landwirtschaft

Die AGU war eine der ersten Umweltorganisationen, die sich intensiv mit dem biologischen Landbau auseinandersetzte.²¹⁰ Daraus ergaben sich Verknüpfungen zum neu gegründeten Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL). In dem von der AGU organisierten «Interdisziplinären Seminar in Ökologie» bildeten die Bereiche

206 Ebd., S. 235 f.

207 Ebd. S. 242–260.

208 Ebd. S. 261–278.

209 Gorz (1977), S. 75.

210 Vgl. Kupper (1996), S. 15.

Umweltschutz und Agrarpolitik, Zusammenhänge zwischen Energiezufuhr und Ernährung und der biologische Landbau als ganzheitliches Konzept einen Schwerpunkt. Zum biologischen Landbau referierte Philippe Matile, Professor für Pflanzenphysiologie am Institut für allgemeine Botanik der ETH Zürich sowie Gründungsmitglied der Schweizerischen Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus. Die AGU räumte alternativen Landbaumethoden und -projekten in ihrer Ausstellung «umdenken – umschwenken» viel Platz ein.²¹¹ Der Bereich zur Landwirtschaft wurde massgebend von Vertretern des Forschungsinstituts mitgestaltet. Parallel zur Ausstellung wurden jede Woche zu einem Schwerpunkt Vorträge und Podiumsgespräche organisiert: Hartmut Vogtmann, der Leiter des Instituts, hielt einen Vortrag zum Thema «Biologischer Landbau – eine Alternative?», Matile referierte zu «Biologie und Landwirtschaft». Vogtmann und die Stiftungsräte Buess, Matile und Rist nahmen zudem an der Podiumsdiskussion zu «aktuellen Fragen in der Landwirtschaft» teil.²¹² In den Alternativkatalogen sind weitere 74 Seiten der Landwirtschaft und Ernährung gewidmet.²¹³ Beim Übergang zu einer alternativen Gesellschaft muss der Agrarpolitik besondere Beachtung geschenkt werden, meint auch die NAWU-Gruppe.²¹⁴

Während das FiBL sich aktiv in die Auseinandersetzung um ökologische Alternativen an den Hochschulen einbrachte, prägte auch umgekehrt die Ausstellung der AGU das Selbstverständnis des FiBL. Der Slogan «umdenken – umschwenken» wurde später immer wieder aufgegriffen, beispielsweise in dem Heft «Erreichtes und Geplantes» von 1980:

Auf vielen Gebieten wird heute nach Lösungen für die uns bedrängenden Probleme der Gegenwart gesucht. Viele Menschen empfinden die allgemeine Bedrohung unserer Lebensgrundlagen als eine Herausforderung zum «Umdenken und Umschwenken». Wo man erwarten könnte, dass die übersättigte Wohlstandsgesellschaft unter dem allmählich unvermeidlich werdenden Zwang zur Einschränkung resigniert, zeigt sich die Bereitschaft, die Lebenszusammenhänge neu zu überdenken und die Probleme tätig anzugehen. Die biologische Landwirtschaft ist eine der vielen Alternativbewegungen.²¹⁵

Die Ausstellung war zudem eine Kontaktstelle für StudentInnen der ETH, die nach ihrem Abschluss beim Aufbau des Instituts mitwirkten. Die Verbindung blieb über Jahre erhalten: So erschien beispielsweise 1984 im zB, der Zeitschrift des FiBL, zum Thema Umstellung ein Artikel von Martin Küper, einem Mitinitianten der AGU-Ausstellung, der unter dem Titel «Umdenken Umschwenken!» drängende ökologische Probleme und die Chancen einer ökologischen Produktions- und Lebensweise aufzeigt.²¹⁶

211 AGU: umdenken – umschwenken, S. L I 1- L VII 8 (54 Seiten im Katalog).

212 VSETH (Hg.): *Studentischer Wochenkalender* (WoKa), 23/1975, S. 13.

213 Dezentrale (Hg.): *Alternativkatalog* 2, S. 173–246.

214 Binswanger u. a. (1978), S. 125 f.

215 Stiftung, 13/1980, S. 1.

216 FiBL (Hg.): zB, 1/1984, S. 4 f.

Als Einführung in die alternative Landwirtschaft gehe ich im folgenden Abschnitt auf die biologischen Landbausysteme ein, an die die ökologische Bewegung anknüpfen konnte: Welche Gemeinsamkeiten verbinden die verschiedenen Richtungen und welche neuen Impulse erhielt die Biobewegung durch die ökologische Bewegung? Die Darstellung der alternativen Landwirtschaft der 1970er Jahre basiert auf den Vorträgen von Matile und Vogtmann, dem Ausstellungskatalog, den Alternativkatalogen und dem Bericht der NAWU.

4.4.1 Historische Anknüpfungspunkte

Wir verdanken das skizzierte Leitbild des biologischen Landbaus einigen Pionieren, Howard, Steiner, Pfeiffer, Müller und anderen, und es scheint, dass heute ein allgemeines Verständnis für ihr Grundanliegen, nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem mächtig aufgelebten Interesse für ökologische Probleme, möglich geworden ist.²¹⁷

In Bezug auf Landwirtschaft konnte die ökologische Bewegung an verschiedene Ansätze des biologischen Landbaus anknüpfen. Seit den 1920er Jahren prägten verschiedene Richtungen die Geschichte des biologischen Landbaus in der Schweiz. Im Folgenden werden die Ursprünge der wichtigsten Produzentenorganisationen für biologischen Land- und Gartenbau kurz dargestellt.²¹⁸

Der natürliche Landbau wurzelt in der Lebensreform- und Siedlungsbewegung der 20er Jahre. Zu den Grundsätzen einer möglichst naturgemässen Lebensweise gehörte eine vegetarische Ernährung und damit viehlose Betriebe. Wichtig war der Zusammenhang zwischen Bodenbewirtschaftung, Nahrungsmittelqualität und der menschlichen Gesundheit. In der Schweiz gehörte die Bäuerin und Gärtnerin Mina Hofstetter zu den Pionierinnen dieser Anbauichtung. Sie erprobte auf ihrem viehlosen Betrieb schonende Bodenbearbeitungsverfahren und den Einsatz von Steinmehl und Gründüngung. In ihrem Umkreis wurde 1947 die «Schweizerische Gesellschaft für biologischen Landbau» (SGBL) gegründet.

Ausgangspunkt der **biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise** bildete der auf dem anthroposophischen Natur- und Menschenbild beruhende «Landwirtschaftliche Kurs» von Rudolf Steiner. Der Kurs vermittelte «geisteswissenschaftliche Wahrheiten», die als allgemeingültige, überzeitliche Erkenntnisse verstanden werden. Für die biologisch-dynamische Richtung steht die Belebung der Böden mit Kompost und speziellen

217 Philippe Matile: «Biologie und Landwirtschaft», Vortrag gehalten am Symposium «Umweltprobleme und Landwirtschaft» vom 13./14. Oktober 1971 in Bern, In: Forschungsring für Biologisch-Dynamische Wirtschaftsweise (Hg.): *Lebendige Erde*, 5/1972, S. 166.

218 Zur Geschichte des biologischen Landbaus vgl. Vogt (2000), Moser (1994), S. 327–340; Thomas Alföldi: Exposé zum Schulungsfilm Geschichte des Biolandbaus in der Schweiz, Frick 2011, S. 3–6; Kupper (1996), S. 3 f.

Präparaten im Vordergrund, eingebettet in einen Betriebsorganismus. Weitere Elemente sind die Beachtung kosmischer Einflüsse und die Pflanzenbeobachtung. Im Kreis der Anthroposophen am Goetheanum in Dornach wurden erste Versuche gemacht in Richtung einer bewusst biologischen Produktionsweise. 1937 wurde der (schweizerische) «Produzentenverein für biologisch-dynamische Landwirtschaftsweise» gegründet. Die Bezeichnung «Demeter» kennzeichnet seit 1928 biologisch-dynamische Erzeugnisse.

Eine weitere Richtung entwickelte sich innerhalb der Schweizerischen Bauern-Heimatbewegung. 1932 gründet das Ehepaar Hans und Maria Müller auf dem Möschberg eine private Bäuerinnenschule und ein Bildungszentrum für Bauern. Die gelernte Gärtnerin Maria Müller leitete die Schule und befasste sich intensiv mit den Methoden des natürlichen und biologisch-dynamischen Landbaus. In Zusammenarbeit mit dem deutschen Arzt Hans-Peter Rusch entwickelte das Ehepaar eine eigenständige, vereinfachte und vom anthroposophischen Gedankengut losgelöste Methode, die sie **organisch-biologisch** nannten. Die Grundidee war, den Bauernbetrieb autarker und krisensicherer zu gestalten. Müller empfahl auf Kunstdünger und Pestizide zu verzichten, um so die Unabhängigkeit der Betriebe von industriellen Zulieferungen zu bewahren, Kosten zu senken und eine bessere Produktequalität zu erzielen. Um den Absatz ihrer Erzeugnisse sicherzustellen und den Zwischenhandel auszuschliessen, gründeten die Bauern 1946 die «Anbau- und Verwertungsgenossenschaft Heimat» (seit 1971 Bio-Gemüse AVG Galmiz). In späteren Jahren führte Müllers autoritärer Führungsstil zu Spannungen innerhalb der Möschberg-Bauern, worauf 1972 neun Biobauern um Werner Scheidegger eine eigene Absatzorganisation gründeten, die Biofarm-Genossenschaft.

Breit rezipiert wurden in den 70er Jahren zudem die Forschungsergebnisse der englischen *Soil Association*, die seit 1948 auf Grundlage der Arbeiten von Sir Albert Howard und Lady Eve Balfour in Haughley konventionelle mit biologischen Methoden verglich.²¹⁹

Trotz ihrer unterschiedlichen Anschauungen vertraten die Pioniere ähnliche **Grundprinzipien**. Zu nennen sind etwa das Prinzip der geschlossenen Kreisläufe, der begrenzte Einsatz externer Betriebsmittel, die Selbstregulierung, ihr Interesse und Verständnis zum Erhalt der Bodenfruchtbarkeit und der Humuswirtschaft, die Präferenz von natürlichen anstelle von synthetischen Substanzen, der Schutz öffentlicher Güter wie Luft, Wasser und Boden sowie die Ausrichtung der Landwirtschaft auf die Erzeu-

²¹⁹ Ergebnisse des «Haughley-Experiment» werden beispielsweise bei Matile (1972), S. 164 und Koeopf (1974), S. 7 f. zitiert.

gung hochwertiger Nahrungsmittel. Eine weitere **Gemeinsamkeit** ist das Verständnis von Landwirtschaft als Agrarkultur: Mit der ökologischen Landbewirtschaftung ist eine alternative «Lebensweise und Gesellschaftsvision» verbunden, alle Richtungen zielen auf eine Veränderung gesellschaftlicher Zusammenhänge.²²⁰ Gorz' Beschreibung zu den Ursprüngen der ökologischen Bewegung passt auch auf die Biobewegung. Ausgangspunkt war jeweils die Verteidigung einer Lebenswelt: Die Lebensreformbewegung der 20er Jahre war unter anderem eine Reaktion auf die beginnende Industrialisierung der Landwirtschaft, die bio-dynamische Richtung wehrte sich gegen eine einseitig naturwissenschaftlich-mathematische Betrachtung und Bewertung der Welt, die Bauernheimatbewegung setzte sich in den 50er und 60er Jahren für den Erhalt der bäuerlichen Identität und Tradition ein, die ökologische Bewegung der 70er Jahre schliesslich verteidigte das Selbstbestimmungsrecht aller Menschen. Sie wehrte sich gegen den grosstechnologischen Fortschritt, den Warencharakter der Arbeit und die Ausbeutung der Natur.

Neben den vielseitigen Anknüpfungspunkten erhielt der biologische Landbau ab den 70er Jahren **neue Impulse**.²²¹ Betonen möchte ich hier das Naturverständnis der ökologischen Bewegung. Dieses bezog sich nicht mehr auf romantische Naturkonzepte. Leitend für den biologischen Landbau war nicht das «zurück zur Natur», sondern die Kulturlandschaft, die als eine Mischung zwischen natürlichen Prozessen und Organismen und der vielfältigen Nutzung und Beeinflussung durch den Menschen aufgefasst wurde.²²² Der Begriff der «Ganzheitlichkeit» wandelte sich in Bezug zur Landwirtschaft vom Ansatz der persönlichen Selbstverwirklichung und Naturgesetzlichkeit²²³ zum Konzept der qualitativ-ganzheitlichen Betrachtungsweise, die ein neues Verhältnis zur Natur begründet. Über das individuelle Verhalten hinaus ging es nun um eine gesellschaftspolitische Ausrichtung mit den zentralen Themen: Energie- und Rohstoffkrise, Umweltschutz, Nahrungsmittelqualität.²²⁴

220 Vgl. Vogt (2000), S. 308–311; Otto Schmid: «Werte und Richtlinien im Wandel», In: *Ökologie & Landbau*, 144(4)/2007, S. 14 f.

221 Vgl. Kap. 3.

222 Vgl. AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. I | 1; Matile (1972), S. 163.

223 Vgl. Vogt (2000), S. 50.

224 Vgl. Vortrag von H. H. Koepf: Die Bedeutung der Forschung auf dem Gebiet der biologischen Landwirtschaft, In: Stiftung, 2/1974, S. 1–14.

4.4.2 Alternative Landwirtschaft der 1970er Jahre

Ausgangspunkt für eine alternative Landwirtschaft ist die Kritik an der modernen Landwirtschaft, also an den Tendenzen, «die in der intensiv-konventionellen Landwirtschaft immer deutlicher zum Ausdruck kommen». Im Vortrag «Biologischer Landbau – eine Alternative?» legt Vogtmann dar, dass diese Entwicklung in der analytisch-quantitativen Denkweise begründet wird. Er zeigt auf «wo wir in der Landwirtschaft mit dem ‹Umdenken› ansetzen müssen, damit ein ‹Umschwenken› auf breiter Basis erfolgen kann.»²²⁵ Die Darstellung der qualitativ-ganzheitlichen Sichtweise als Grundlage des biologischen Landbaus gegenüber der analytisch-quantitativen Sichtweise, die damals von den landwirtschaftlichen Schulen und Forschungsanstalten vertreten wurde, hatte Philippe Matile erstmals in einem Vortrag 1971 entwickelt.²²⁶ Zunächst müsse klargestellt werden, dass Landwirtschaft stets die Schaffung von künstlichen Ökosystemen bedeute und daher gegen die Natur gerichtet sei:

Die vom Menschen nicht beeinflussten Ökosysteme sind dem Gesetz der Sukzession unterworfen, sie streben gegen einen Zustand grosser Stabilität, der durch Artenreichtum und mannigfaltige Regulationssysteme ausgezeichnet ist, jedoch keine nennenswerte Nettoproduktion aufweist. [...] Landwirtschaftliche Produktion setzt die künstliche Aufrechterhaltung eines labilen Zustands des Ökosystems voraus, das gewissermassen dauernd in der Aufbauphase gehalten wird und dadurch eine Nettoproduktion abwirft.²²⁷

Das produktive Ungleichgewicht kann jedoch auf zwei völlig verschiedenen Wegen erreicht werden: Die konventionelle Landwirtschaft erreicht das Ziel einer quantitativ phänomenalen Produktion auf dem Weg des Eingriffs auf einzelnen Stufen des Ökosystems durch den Einsatz von unmittelbar verfügbaren Düngemitteln, der Bekämpfung von Schädlingen mittels Pestiziden, durch Kraftfutter und die medizinische Behandlung der Nutztiere. Im biologischen Landbau hingegen wird der Betrieb als ein komplexer Organismus betrachtet, wobei biologische Aktivitäten auf allen Stufen der Lebensprozesse angeregt werden. Die biologische Landwirtschaft ist demnach eine lebensfolgerichtige Bewirtschaftung, sie versucht ihre Methoden mit den Lebensgesetzen des Betriebsorganismus in Einklang zu bringen.²²⁸

225 Hartmut Vogtmann: «Biologischer Landbau – eine Alternative?», Vortrag gehalten anlässlich der Ausstellung «Umdenken – Umschwenken» der AGU in Zürich, In: Stiftung, 6/1976, S. 2.

226 Matile (1972), S. 161–171.

227 Ebd., S. 162.

228 Ebd., S. 163.

4.4.2.1 Kritik an der konventionellen Landwirtschaft

Als eine wesentliche Ursache für die Probleme in der konventionellen Landwirtschaft wird die Einführung industrieller Produktionsmethoden in das biologische System betrachtet. Der lineare Verlauf der industriellen Produktion steht im Gegensatz zum ursprünglichen zyklischen Produktionsprozess der Landwirtschaft:

Durch Anwendung des industriellen Denkprozesses auf die Landwirtschaft entstanden z.B. Intensiv-Mastbetriebe: man beschafft sich irgendwoher möglichst rationell Futtermittel, Hilfsstoffe und Fremdenergie, produziert möglichst rationell und schnell möglichst viel Tiergewicht und vermarktet dieses. Ein Interesse an der Wiederverwendung der Abfälle, oder gar an der Pflege irgend eines Kulturbodens besteht nicht.²²⁹

Die Landwirtschaft hat sich auf diese Weise immer weiter von einer umwelt- und tiergerechten Produktion entfernt: «Der landwirtschaftliche Erfolg wird am Ertrag und der kurzfristigen Rentabilität gemessen. Ausschliesslich ökonomische Gesichtspunkte haben damit eine alles überragende Bedeutung erlangt.»²³⁰ Das Prinzip der Mechanisierung, Rationalisierung, Intensivierung und Spezialisierung der Betriebe zeige immer deutlichere negative Folgen. Die konventionelle Landwirtschaft braucht zu viele Hilfs- und Fremdstoffe, die sie in einen Teufelskreis und eine immer grössere Abhängigkeit führen.²³¹

Unter dem Titel «Bauernhof oder Tierfabrik?» zeigen die NAWU-Autoren ethische, gesundheitliche und soziale Konsequenzen dieser Entwicklung auf.²³² In der Massentierhaltung und unter dem Stress der Produktionssteigerung werden Tiere äusserst anfällig für Krankheiten. Dem Futter werden deshalb enorme Mengen Vitamine, Hormone und Antibiotika beigemischt. Die Resistenzentwicklung von Bakterien auf Antibiotika birgt eine grosse Gefahr auch für die Menschen.²³³ Der steigende Fleischkonsum in den Industrieländern hat direkte negative Folgen für die Gesundheit. Die Ernährungswissenschaft empfiehlt, mehr vollwertiges Getreide, Gemüse und Obst zu essen anstelle von immer mehr Fleisch, Zucker und raffinierten Getreideprodukten. Denn eine gesunde Ernährung hängt nicht nur von der Menge, sondern in erster Linie von der Qualität und der Zusammensetzung der Nahrung ab.²³⁴ Der Energieverlust beim Übergang von einer trophischen Stufe in die andere (Nahrungskette) wurde bereits im AGU-Seminar ausführlich diskutiert. Die *Erklärung von Bern* rechnete vor,

229 Vogtmann (1976), S. 5; vgl. AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. I I 2.

230 Vogtmann (1976), S. 4.

231 Vgl. Ebd. (1976), S. 6.

232 Binswanger u.a. (1978), S. 286.

233 AGU: Seminar (1973), S. 122.

234 Binswanger u.a. (1978), S. 284 f; vgl. AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. L VII 2, L VII 4–8.

dass es bis zu sieben Kilo Getreide brauche, um ein Kilo Fleisch zu produzieren. Und dass die Schweiz jährlich 1,4 Millionen Tonnen Getreide einführe, wovon ein Grossteil als Viehfutter verwendet werde.²³⁵ Hinsichtlich der Welternährung sei deshalb eine Ausweitung der tierischen Produktion auf Kosten der pflanzlichen Produktion problematisch. «Und dabei könnten Kühe, Rinder und Schafe auf Wiesen und Weiden gehalten werden und würden durch ihren Futtermittelverbrauch die menschliche Ernährungsbasis nicht schmälern.» Doch gerade die Bauernbetriebe mit Weideland in den Berggebieten kämen zunehmend unter Druck durch das billige Fleisch aus den Mastbetrieben.²³⁶

In der Pflanzenproduktion zeigt sich das industrielle Denken in der Anwendung von Bioziden (Schädlings- und Unkrautbekämpfungsmitteln), leichtlöslichen Düngern, Maschinen und anderen Hilfsmitteln:

1970 wurden in der Schweiz 230 T Insektizide in die Naturkreisläufe gebracht. Die Ausgaben für Pflanzenschutzmittel beliefen sich auf 63 Mio Fr. Ihr Einsatz bewirkt Ungleichgewichte in der Natur, was noch grössere Mengen nötig macht. [...] Die Verwendung von Insektiziden bedeutet ein Experiment grossen Stils mit weitgehend unbekanntem Ausgang.²³⁷

Die Zusammenhänge zwischen Landwirtschaft und Umweltproblemen sowie die Auswirkungen der «chemischen Giftflut» auf den menschlichen Körper wurden in der Ausstellung breit thematisiert: «Nitratgehalt und Nitratauswaschung», Bodenverdichtung, Erosion, Toxikosen usw.²³⁸ Die Landwirtschaft ist für die Qualität der natürlichen Umwelt – Wasser, Luft, Ernährung, Landschaft mit Tieren, Pflanzen und Menschen – entscheidend. Der steigende Einsatz von Bioziden, die hohen Mineraldüngergaben und der Anbau von Monokulturen führen zu einer Verarmung der Landschaft an Blütenpflanzen und Tieren:

Schon jetzt sind viele Tierarten gänzlich ausgerottet worden und charakteristische, zum Teil auch seltene Pflanzengesellschaften wurden vernichtet. Diese Tatsache ist nicht nur vom Standpunkt des Naturschutzes beklagenswert, sondern auch wirtschaftlich bedenklich. Die so gestörten Ökosysteme beherbergen nur noch sehr labile Lebensgemeinschaften und sind gegen mögliche negative Umwelteinflüsse besonders anfällig.²³⁹

Ein zentrales Thema war der «(un)heimliche Energieverschleiss» und die Erdölabhängigkeit der Landwirtschaft. Neben den Treibstoffen werden für synthetische Hilfsmit-

235 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. L VII 1, vgl. AGU: Seminar (1973), S. 126–133.

236 Binswanger u.a. (1978), S. 286 f.

237 AGU: Seminar (1973), S. 123.

238 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. L I 5 f.; Vogtmann (1976), S. 7.

239 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. L I 1.

tel, insbesondere Stickstoffdünger, enorme Mengen an Energie verbraucht.²⁴⁰ Der Zwang zur Mechanisierung, die Verteuerung der Düngemittel und die höheren Pachtzinsen führten zu einer massiven Verschuldung: «der ‹Schuldenberg› je Hektar Bauernland wird in der Schweiz auf CHF 8000.– geschätzt».²⁴¹ Die Abhängigkeit ist somit total: «Als Kleinstunternehmer ist der industrielle Landwirt den Banken, chemischen Unternehmen, Grossabnehmern und Experten ausgeliefert.»²⁴² Als problematisch und umstritten wurde die Agrarpolitik dargestellt. Während die Zahl der Bauern sinkt, werden immer grössere Ernteerträge in die Scheune eingefahren. Die Überproduktion drückt die Preise, wodurch die Landwirte erst recht in Versuchung kommen, das Letzte aus ihrem Boden, ihren Pflanzen und Tieren herauszuholen. Über Preisstützungsaktionen und Subventionen werden gerade die Grossproduzenten belohnt. Die NAWU-Gruppe fordert hingegen «Flächenbeiträge für die nach den Grundsätzen des ökologischen Landbaus bewirtschafteten Landwirtschaftsgebiete» sowie «Sozialbeiträge zur Sicherstellung einer Existenzgrundlage der Bauernfamilie». Während Vogtmann die ökologischen und landschaftspflegerischen Aufgaben der Landwirtschaft betont, hält Dänzer nicht viel vom «Landschaftsgärtnerkonzept», das den Bergbauern zum Staatsangestellten macht. Er möchte die Direktzahlungen als Instrument zur Förderung der Kleinst-, Neben- und Selbstversorgungslandwirtschaft einsetzen – «denn Selbstversorgung bedeutet präventivster Umweltschutz».²⁴³

4.4.2.2 Biologischer Landbau

Aus der Darstellung der Kehrseiten der offiziellen Landwirtschaft und deren Produktionsverfahren spricht die Überzeugung: Es muss auch anders gehen! Durch eine qualitativ-ganzheitliche Betrachtung wird die Zielsetzung der Landwirtschaft erweitert. Wichtige Aufgaben sind:

- Erhaltung der Dauerfruchtbarkeit unserer Kulturböden
- Produktion ernährungsphysiologisch hochwertiger Nahrungsmittel
- Regeneration und Speicherung von Wasser
- Optimale Zusammensetzung der Luft
- Landschaftsschutz und Landschaftspflege
- Soziale Aufgaben in der Gesellschaft²⁴⁴

240 Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 2, S. 177; vgl. AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. I 6; Vogtmann (1976), S. 9 f.; Binswanger u.a. (1978), S. 290–292.

241 Binswanger u.a. (1978), S. 282.

242 Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 2, S. 179.

243 Binswanger u. a. (1978), S. 279 f., 294; Vogtmann (1976), S. 4; AGU: Seminar (1973), S. 116 f., 124.

244 Hartmut Vogtmann: «Warum biologischer Landbau?», In: Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 2, S. 181.

«Der biologische Landbau ist die kultivierende Pflege der Naturkreisläufe.»²⁴⁵ Das Bestreben des biologischen Landbaus besteht darin, «durch die Steigerung der biologischen Aktivitäten von Boden und Pflanze die Produktivität zu steigern und die Qualität von landwirtschaftlichen Produkten zu verbessern». Auf dem landwirtschaftlichen Betrieb werden kleine, überschaubare Kreisläufe geschaffen. Der Mensch ist nicht Ausbeuter, er lebt in Kooperation mit der Natur. «Als Nahrungsmittelveredler und Düngerproduzent steht das Tier zusammen mit dem Mensch im Mittelpunkt des **Betriebsorganismus**. Tierischer Dung ist Voraussetzung für [die] biologische Wirtschaftsweise.»²⁴⁶ Eine tiergerechte Haltung und hofeigenes Futter ersetzen Futtermittelimporte und Zusätze. Das Verhalten von Hühnern, die Auslauf-Haltung und der Öko-Stall wurden in der Ausstellung ausführlich dargestellt. Die Arbeitsgruppe Sozialethik und Nutztiere definierte acht Punkte als ethische Grundanforderungen bezüglich der Haltung von Nutztieren.²⁴⁷ Im biologischen Landbau wird eine eigene **angepasste, sanfte Technologie** entwickelt. Es gab Beiträge zur Güllebelüftung und umweltgerechten Hofdüngeraufbereitung. Mit der Kompostierung wird die Verrottung von organischem Material gefördert und gelenkt, das Abflamngerät wird zur Unkrautbekämpfung genutzt, der Hackstriegel ersetzt tiefes Pflügen.²⁴⁸ Grosse Aufmerksamkeit kommt der **Pflege der Bodenfruchtbarkeit und der Bodenlebewesen** zu. Im Pflanzenbau sind die Verwendung von Hofdünger, die Kompostierung und die biologische Stickstoffgewinnung beispielsweise durch Leguminosen zentral. Die Wechselwirkungen zwischen Boden und Pflanze sowie die Dynamik von Schädlings- und Unkrautpopulationen werden bei der Bestimmung der Fruchtfolge beachtet.²⁴⁹ Die biologische Landwirtschaft setzt sich zum Ziel, ohne Zufuhr von Kunstdünger, Kraftfutter, Antibiotika, Bioziden usw. auszukommen. Die Vielfalt und der Artenreichtum werden gefördert. Die biologische Landwirtschaft ist mit einem Mehraufwand an Handarbeit verbunden. Sie nutzt **erneuerbare Rohstoffe** mit grösster Effizienz und braucht wenig Fremdenergie. Insgesamt trägt die biologische Landwirtschaft zur **Verbesserung der Umweltbedingungen** bei. Die Wirtschaftlichkeit ergibt sich aus den geringeren Unkosten und der häufig höheren Erlöse.²⁵⁰ Als weitere wichtige Aspekte werden die Verringerung der Abhängigkeit und die soziale Stellung des Landwirts gesehen:

245 AGU: Seminar (1973), S. 123.

246 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. L I 4.

247 Ebd. S. L II 7–12, L III 11–12; L IV 1–4.

248 Ebd., S. L III 7–12; L I 3 f.

249 Koepf (1974), S. 4.

250 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. L I 3–6, L III 4; Matile (1972), S. 166 f.

Es ist kein Zufall, dass sich in dieser Hinsicht eine Partnerschaft zwischen Konsumenten und Produzenten entwickelt hat, eine Art Symbiose, deren Haushalt nach den Bedürfnissen der Partner geregelt wird. Eine derartige Partnerschaft ergibt sich zwangsläufig aus der Erweiterung der ökologischen Betrachtung auf den sozialen Bereich.²⁵¹

Eine Möglichkeit der direkten **Zusammenarbeit von ProduzentInnen und KonsumentInnen** wurde von der KonsumentInnen-Arbeitsgruppe (KAG) vorgestellt. Die KAG «fördert die tierfreundliche, umweltgerechte, bäuerliche Tierhaltung» und setzt sich insbesondere für die Freilandhühnerhaltung ein. Sie dient als Kontaktstelle für kleine «Selbstversorgergruppen», «welche sich bei ihrem nächsten Bauern direkt ab Hof eindecken, indem abwechslungsweise einer für alle die Erzeugnisse des Bauern wöchentlich abholt».²⁵²

Die «Vermarktung» von biologischen Produkten wird im Alternativkatalog folgendermassen charakterisiert: «Ausrichtung auf Selbstversorgung, aber nicht auf individueller Basis, sondern kommunal, regional, national... Förderung lokaler Märkte.»²⁵³ Konkret umgesetzt wurde dieser Ansatz mit der Gründung von alternativen Absatzgemeinschaften und der Förderung des Direktverkaufs. Die Trennung zwischen Stadt und Land und zwischen Produzenten und Konsumenten sollte überwunden werden.²⁵⁴

Sehr präsent ist in der Ausstellung auch die **anthroposophische Ausrichtung** des biologischen Landbaus: «Die Anthroposophie zeigt Wege zum Umdenken in Wissenschaft und Lebenspraxis». Verschiedene Ansätze von Rudolf Steiner werden vorgestellt. Wichtige Themen sind die «Pflanzenbeobachtung als Grundlage des biologisch-dynamischen Landbaus» und die «Bildschaffende Methode zur Erfassung der Nahrungsmittelqualität» sowie der «Pflanzenverträglichkeit des Hofdüngers». Zusammenhänge zwischen kosmischen Einflüssen und Pflanzenwachstum werden aufgezeigt.²⁵⁵

Viele Beiträge enthalten eine Gegenüberstellung der konventionellen und biologischen Landwirtschaft. Dabei wird versucht Vorurteile auszuräumen, die in der Diskussion um den biologischen Landbau in den siebziger Jahren sehr präsent waren: Die biologische Landwirtschaft sei kein nostalgisches Zurück zur Natur, keine rückständige Produktionsmethode, ihre Lebensauffassung sei nicht mystisch, sektiererisch, sie sei weder technologiefeindlich noch ertragsminderwertig und bezwecke auch nicht die

251 Matile (1972), S. 168.

252 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. I II 13 f.

253 Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 2, S. 180.

254 Ebd., S. 203.

255 AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. I I 9–12, L V 1–8.

ausschliessliche Selbstversorgung.²⁵⁶ Dänzer fasste im Seminar in Ökologie die Einstellungen zum biologischen Landbau zusammen: Durch den Verlust an Tradition und die Ausrichtung auf Rentabilität falle es den Bauern schwer auf biologischen Landbau umzustellen. Die Umstellung sei weitgehend ein (Aus-)Bildungsproblem, das durch die jahrzehntelange Verleumdung des biologischen Landbaus noch verschärft worden sei. An den landwirtschaftlichen Schulen, Forschungsanstalten und der ETH gebe es sowohl Befürworter als auch militante Gegner des biologischen Landbaus, sowie Verfechter eines biologisch-chemischen Landbaus. Aufgabe der Konsumentenorganisationen sei es, einen Nachfragedruck zu erzeugen, zu informieren und direkte Kontakte zwischen Bauern und Konsumenten zu organisieren.²⁵⁷ Matile legt dar, warum die Entfaltung und Entwicklung der Methoden des biologischen Landbaus gehemmt sind: «Dem biologischen Landbau fehlen namentlich die Mittel zu einer methodischen Forschung.» Eine öffentliche Anerkennung wäre ein erster Schritt zur Entthemung. Von grosser Bedeutung wäre «die Umstellung eines landwirtschaftlichen Schulbetriebs, woraus sich eine Schule für biologischen Landbau entwickeln könnte» sowie «eine eigene Forschungsanstalt, die sich ganz auf die Entwicklung der Methodik und auf die Beratung der Bauern konzentrieren würde».²⁵⁸

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die ökologische Bewegung den biologischen Landbau als ganzheitliches Konzept verstand, das ein grundsätzliches Umdenken beinhaltet: Dem biologischen Landbau liegt eine qualitativ-ganzheitliche Sichtweise zugrunde. Damit wird das herkömmliche Modell der nach Industrieprinzipien organisierten Landwirtschaft durch ein Modell der Kreislaufwirtschaft und des «Betriebsorganismus» ersetzt. Durch die Nutzung des hofeigenen Düngers anstelle von Kunstdünger wird der Energieverbrauch massiv reduziert und die Kompostierung verhindert Umweltschäden wie die Eutrophierung von Gewässern. Der biologische Landbau nutzt ökologische Synergien und verzichtet auf chemisch-synthetische Hilfsstoffe. Die Tiere sollen tiergerecht gehalten und mit hofeigenem Futter versorgt werden. Mit diesem Prinzip werden Futtermittelimporte verhindert, die in direkter Konkurrenz zur Nahrungsmittelproduktion oft in Drittweltländern angebaut werden. Der biologische Landbau erscheint somit als eine adäquate Antwort auf die von der AGU beschriebenen Problemkreise.

256 Ebd., S. L I 3, L I 7; vgl. auch die Broschüre der Schweizerischen Gesellschaft für Umweltschutz (SGU): *Biologische Landwirtschaft als notwendige öffentliche Aufgabe*, revidierte und ergänzte Auflage, Zürich 1882 (Erstveröffentlichung 1977?).

257 AGU: Seminar (1973), S. 124 f.

258 Matile (1972), S. 168.

5. Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL)

Im ersten Teil dieser Arbeit wurden Visionen, Ziele und Absichtserklärungen der ökologischen Bewegung dargestellt. Auf dieser Grundlage wird nun die konkrete Weiterentwicklung einer Alternativkultur im Bereich Landwirtschaft am Beispiel des Forschungsinstituts für biologischen Landbau untersucht.

Zur Beantwortung der Frage, ob die ökologische Bewegung ihren Charakter als politisch-kulturelle Bewegung erhalten und als Lebensform zum Umschwenken beitragen konnte, werden zwei Aspekte untersucht: Einerseits stellen sich Fragen zum Übergang der Bewegung in eine Institution. Wurden die Forderungen der Bewegung und die relevanten Fragestellungen am Forschungsinstitut weiter verfolgt? Oder verlor das FiBL unter dem «institutionellen Druck» und mit dem Wunsch zur Profilierung die eigentlichen Anliegen aus den Augen? Andererseits wird nach den Möglichkeiten und Begrenzungen gefragt: Was konnte umgesetzt werden? Welche internen und externen Einflussfaktoren bestimmten die Entwicklung des FiBL?

VertreterInnen des FiBL betonten jeweils, dass der biologische Landbau mehr als eine Technik ist. In der Landwirtschaft sollen soziale, ökologische und gesundheitliche Aspekte massgebend sein.²⁵⁹ Es gibt jedoch keine expliziten Verweise darauf, dass die Grundprinzipien des biologischen Landbaus im Widerspruch zur kapitalistischen Wirtschaft stehen, die auf Wachstum, Profitmaximierung und Ungleichheit basiert. Ich suche deshalb nach Verweisen auf eine Gesellschaftsvision über die Landwirtschaft hinaus, beispielsweise zur Frage, wie eine auf Kreisläufen basierende Wirtschaft funktionieren könnte. Wie flossen die theoretischen Auseinandersetzungen mit den Grenzen des Wachstums und die Beteiligung an der Ausstellung «umdenken – umschwenken» in die Arbeit am Forschungsinstitut ein? Kommt die politisch-kulturelle Bewegung als Hintergrund vieler MitarbeiterInnen in den eigenen Strukturen und der Arbeit am Forschungsinstitut zum Ausdruck?

Weiter interessieren die Anfänge des FiBL: Warum wurde ein alternatives Institut gegründet? Wie konnte aus der heterogen zusammengesetzten Stiftung mit einem Kapital von CHF 13 000.– ein renommiertes Forschungsinstitut entstehen?

Im ersten Abschnitt wird die Entstehungsgeschichte des FiBL rekonstruiert. Es folgt ein kurzer Überblick zur Entwicklung des Instituts von 1974 bis 1984 bezüglich Finanzen, MitarbeiterInnen und Standorte. Als Schwerpunkte werden die Forschungstätigkeit, die Beratung und Öffentlichkeitsarbeit, die Organisationsstruktur und das FiBL

²⁵⁹ Matile (1972), S. 163–169; Vogtmann (1977), S. 181; Stiftung, 13/1980, S. 24 f.

als Gemeinschaft sowie das FiBL als Vernetzungsplattform der schweizerischen und internationalen Biobewegung recherchiert.

5.1 Entstehungsgeschichte

Bis in die 1970er Jahre wurde der biologische Landbau (unsystematisch) in der Praxis entwickelt. Wissenschaftliche Grundlagen und Kenntnisse zu den Verfahren wurden erst vereinzelt erarbeitet.²⁶⁰ Die konventionelle Landwirtschaft sowie die Agronomie waren auf Ertragssteigerung ausgerichtet, wobei ökologische Zusammenhänge kaum beachtet wurden.

5.1.1 Politische Vorstösse

Ende der 60er Jahre begannen einzelne Politiker, Praktiker sowie KonsumentInnenorganisationen sich auf politischem Weg für den biologischen Landbau einzusetzen. Im Zentrum standen Bemühungen um die Berücksichtigung des biologischen Landbaus an den landwirtschaftlichen Schulen und Forschungsanstalten:

Wenn schon in solchem Masse, wie es aus diesen Urabstimmungen, Eingaben und Vorstössen der grossen Konsumentenorganisationen unmissverständlich hervorgeht, der Ruf nach giffreier Nahrung, nach natürlich, biologisch gezogenem Obst und Gemüse erhoben wird, dann kann es sich der Staat nicht länger leisten, bei der Beschaffung der Forschungsgrundlagen abseits zu stehen oder sie gar, wie bis jetzt leider vielfach geschehen, zu erschweren²⁶¹

1968 reichte Nationalrat Heinrich Schalcher, Vertreter der Evangelischen Volkspartei²⁶², beim Bundesrat ein Postulat ein, in dem er Bericht über die «Koordination der Bemühungen gegen die Gefahren der Technisierung, wie namentlich der Gewässerverschmutzung, des Lärms, der Luftverpestung, der Chemisierung und der Atomspaltung» verlangte. In der mündlichen Begründung seines Postulates im März 1969 führte Schalcher aus: «Am meisten im argen liegt es noch auf dem heute bald alles beherrschenden Gebiet der *Chemisierung*, angefangen bei der übermässigen chemischen Düngung und chemischen Schädlingsbekämpfung». Im Kanton Zürich sei die Regierung «zur klaren Feststellung und Forderung gekommen, dass dem *natürlichen Geschehen der Vorzug zu geben sei* und die *Chemisierung nur als Notbehelf* zu gelten habe.» Als konkrete Vor-

260 Die Forschung vor 1970 bezog sich vor allem auf Bodenfruchtbarkeit, Wirkung von Fruchtfolgen und Düngemitteln. Der Systemvergleich «Das Haughley Experiment» kann als das erste landwirtschaftliche Forschungsprojekt angesehen werden, das bewusst von ökologischen Betrachtungsweisen ausging. Vgl. Jean-Marc Besson/Hardy Vogtmann (Hg.): Towards a Sustainable Agriculture. International Conference Sissach 1977. Papers, Aarau 1978.

261 Heinrich Schalcher, In: Amtliches Bulletin der Bundesversammlung (ABB), Nationalrat, 1971, S. 1579.

262 Archiv für Zeitgeschichte, Bestandesübersicht «Nachlass Heinrich Schalcher», In: <http://onlinearchives.ethz.ch/load.aspx?guid=2cafca7ded874df7a9dd52a17878a379>.

kehrung nannte Schalcher biologische Bekämpfungsmethoden und allgemein die Förderung des biologischen Landbaus und der Forschung auf diesem Gebiet.²⁶³ Im 4. Landwirtschaftsbericht wurde diese Forderung jedoch nicht berücksichtigt. 1970 wollte Schalcher den Bundesrat schliesslich mit einer Motion beauftragen, Bericht und Antrag zur Schaffung einer «landwirtschaftlichen Versuchsanstalt für biologische Anbaumethoden» zu erstatten. Inzwischen hatte Schalcher in Philippe Matile einen Verbündeten gefunden. Schalcher zitierte in seiner mündlichen Begründung ausführlich aus dessen am Symposium «Umweltschutz und Landwirtschaft» vom 13./14. September 1971 gehaltenen Vortrag. Schalcher betonte: «Die Forschungsanstalt, die mit dieser Aufgabe betraut wird, muss sich voll und ganz dieser Aufgabe widmen, [...] vorurteilslos der Erforschung und Förderung der biologischen Landwirtschaft verpflichtet.»²⁶⁴ Matile hatte bereits 1969 ein 8-seitiges Konzept für eine «Schweizerische Versuchsanstalt für den Biologischen Landbau» vorgelegt.²⁶⁵ In einem Brief an Schalcher schrieb er dazu:

Wie zu erwarten war, bin ich in die Schusslinie der Direktoren unserer Versuchsanstalten geraten. Andererseits konnte ich feststellen, dass wir erstaunlich viele uns wohlgesinnte Fachleute der Landwirtschaft haben, teilweise in hohen Stellungen, nur sind sie alle leider öffentlich stumm.²⁶⁶

Der Bundesrat war skeptisch und nahm die Motion nur als Postulat entgegen. Trotzdem setzte Bundesrat Ernst Brugger eine Arbeitsgruppe unter dem Vorsitz von Jean-Claude Piot, dem Direktor der landwirtschaftlichen Abteilung, ein. Vonseiten des biologischen Landbaus hatten Philippe Matile und Fritz Baumgartner, Präsident des biologisch-dynamischen Produzentenvereins, Einsitz. Die Forderung nach einer eigenen Forschungsanstalt wurde auch in der Arbeitsgruppe nicht gutgeheissen. Stattdessen forderte der Bundesrat die existierenden Forschungsanstalten auf, sich vermehrt mit dem biologischen Landbau zu beschäftigen. Aufgrund der Empfehlungen der Arbeitsgruppe wurden verschiedene Vergleichsuntersuchungen vorgeschlagen.

5.1.2 Gründung der Schweizerischen Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus

Dem Kreis von Initianten um Schalcher war bald klar, dass die geplanten Vergleichsuntersuchungen den Bedürfnissen der biologisch arbeitenden Höfe zuwenig entsprachen. Deshalb wurde beschlossen, auf privater Basis ein Forschungsinstitut zu schaf-

²⁶³ Heinrich Schalcher zitiert in: «Nachrichten und Informationen. Aktuelles aus der Schweiz, Schutz der Umwelt vor Immissionen. Zur Motion von Nationalrat H. Schalcher», *Schweizer Naturschutz*, 2/1969, S. 33 f.

²⁶⁴ ABB, Nationalrat, 1971, S. 1581.

²⁶⁵ Philippe Matile: Schweizerische Versuchsanstalt für den Biologischen Landbau, Zürich 1969.

²⁶⁶ Philippe Matile zit. von Schalcher, In: ABB, Nationalrat 1971, S. 1581.

fen. Als wirtschaftlicher Träger wurde am 1. Februar 1973 die gemeinnützige **Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus** gegründet.²⁶⁷

Im Zweckartikel der Satzungen stellt sich die Stiftung folgende Aufgaben:

- a) Sie ist wirtschaftlicher Träger eines wissenschaftlichen Forschungsinstitutes für biologischen Landbau, welches praktische Methoden der Lebensmittelproduktion unter besonderer Berücksichtigung ernährungsphysiologischer, ökologischer und sozialökonomischer Gesichtspunkte weiter entwickelt (Institut).
- b) Sie unterstützt die sich aus dieser Forschungsarbeit ergebende Beratung landwirtschaftlicher Betriebe (Beratungsstelle).
- c) Sie fördert die Aufklärung und Zusammenarbeit von Produzenten und Konsumenten (Kooperationsstelle).²⁶⁸

Im Stiftungsrat versammelten sich die am biologischen Landbau interessierten Kreise: Fachleute aus Wissenschaft, Wirtschaft und Politik, VertreterInnen der verschiedenen Richtungen des biologischen Landbaus, aus Umweltschutz- und KonsumentInnenorganisationen. Stiftungsräte waren Philippe Matile, Willi Hauert, Ernst Neuenchwander, Hans Ramseier, Michael Rist, Werner Schaer und Fritz Baumgartner. Als Präsident wurde Heinrich Schalcher gewählt. Die Stiftung legte sich auf keine ideologische Richtung im Biolandbau fest, sie sei «allen Richtungen offen, die keinen Zaun um sich errichten und bereit sind, nach den Grundsätzen der Stiftung loyal mitzuarbeiten». Der Stiftungsrat war mehrheitlich anthroposophisch ausgerichtet. Die biologisch-organische Richtung stand vorerst «offiziell noch abseits».²⁶⁹ An der ersten Vollversammlung²⁷⁰ vom 25. Mai 1974 wurde der Stiftungsrat erweitert: Otto Buess, Leiter der Schule Ebenrain, und Irène Hagmann, Redaktorin des WWF-Magazins *Panda*, stiessen neu dazu.²⁷¹ 1975 wurde Werner Scheidegger, Präsident der Biofarm-Genossenschaft, als Vertreter der organisch-biologischen Richtung in den Stiftungsrat gewählt.²⁷² Die Stiftung war somit breit abgestützt und brachte Personen mit vielfältigen Zugängen zum biologischen Landbau zusammen.

267 Schalcher, Jb 1973, In: Stiftung, 2/1974, S. 15; Schmid (1994), S. 1.

268 Art. 3 des Stiftungsstatuts vom 1. 2.1973, zit. nach: Stiftung, 2/1974, S.15.

269 Schalcher, Jb 1973, In: Stiftung, 2/1974, S. 16.

270 Zur Organisationsstruktur von Stiftung und Institut vgl. Kap. 5.5.1.

271 Stiftung: Protokoll der 1. VV vom 25.5.1974 in Zürich, FiBL Archiv (Frick); vgl. *der biologische Landbau*, 36/1974, S. 8.

272 Stiftung: Protokoll der 2. VV vom 31.5.1975 in Zürich, FiBL Archiv (Frick).

5.1.3 Aufbau des Forschungsinstituts

Im ersten Jahresbericht der Stiftung zuhanden der Vollversammlung im Mai 1974 konnte der Präsident bereits einiges berichten: Die Stiftung realisierte das «**Forschungsinstitut für biologischen Landbau**» (FiBL), das am 1. März 1974 auf dem von privater Seite zur Verfügung gestellten Gut «Bruderholzhof» in Oberwil seine Tätigkeit aufnahm. Die Bewirtschaftung des Hofes übernahm Fritz Baumgartner, Institutsleiter und vorerst einziger Mitarbeiter wurde Hartmut Vogtmann.²⁷³

Der Vorschlag für den ersten Leiter kam von Matile.²⁷⁴ Vogtmann promovierte an der ETH im Bereich Tierernährung und arbeitete zu der Zeit an der University of Alberta in Edmonton (Kanada). Er meint rückblickend «Ohne Matile und Rist wäre ich nicht im biologischen Landbau gelandet. Ich habe ihr naturphilosophisches Seminar besucht, das sie jeweils am Montag um 17 Uhr ausser Lehrplan in der Bibliothek der Biologen angeboten haben.»²⁷⁵ Die Besetzung dieser Stelle war von entscheidender Bedeutung: «Vorhanden waren die verschiedensten Bedürfnisse und Erwartungen – von den Biodynamikern über die abtrünnigen Müllerbauern bis zu Matile von der ETH und dann noch Schalcher mit seiner konservativen Haltung, jedoch kein Geld.» Es ging darum, ein Verbindungsnetz aufzubauen, erste Projekte zu formulieren, Finanzierungsmöglichkeiten zu erschliessen. «Wenn Hardy nicht ein total starker Typ gewesen wäre, wäre er gleich wieder abgereist nach Kanada zurück.»²⁷⁶ Seine Motivationen beschreibt Vogtmann folgendermassen:

Erstens mal war es für mich nicht nur die Landwirtschaft, sondern auch alternative Lebensformen. Also in einer Gruppe zu arbeiten, in einer Gruppe auch zu leben. [...] Ich hatte genug publiziert, hatte in Kanada in den wenigen Jahren 26 internationale Publikationen geschrieben in wissenschaftlichen *Referee Journals* [...] Es war auch die Herausforderung mal etwas anderes zu tun, was sich auch zeigte, als ich dann Kollegen von der ETH wieder traf und die sagten: «Was du machst Bio-Landbau? Wir dachten du wärst ein seriöser Wissenschaftler».²⁷⁷

Während der Start mit der Gründung der Stiftung vor allem von traditionellen, bäuerlichen Ansichten geprägt war, brachten die MitarbeiterInnen ökologische Fragestellungen ein. Aus dem Kreis der AGU kamen zwischen 1976 und 1978 Franz Augsburger, Otto Schmid, Rosmarie Eichenberger und Max Eichenberger ans FiBL. Wichtige

273 Schalcher, Jb 1974, In: Stiftung, 2/1974, S. 16.

274 Stiftung: Protokoll der Sitzung des Stiftungsrates vom 27.8.1973 im land- und forstwirtschaftlichen Gebäude der ETH Zürich, FiBL Archiv (Frick).

275 Hartmut Vogtmann zitiert bei Beat Hugli: «Bio lässt sich nur gemeinsam durchsetzen», Protokoll einer Gesprächsrunde mit den Gründervätern der Bio Suisse vom 26.6.2006 in Basel, In: *Kultur und Politik*, 3/2006, S. 22; Vogtmann, Berlin 10.10.2011.

276 Max Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

277 Hartmut Vogtmann, Berlin 10.10.2011.

Motivationen waren die Gestaltungsfreiheit und das Entwicklungspotential: Sie interessierten sich für Ökosystemforschung²⁷⁸ und die Verbindung von Leben und Arbeiten.²⁷⁹ Durch das Engagement dieser jungen Generation im Kollegium wurde das FiBL Teil der ökologischen Alternativenbewegung.

5.2 Entwicklung – Finanzen, MitarbeiterInnen, Standorte

Die Stiftung begann mit einem Anfangsvermögen von CHF 13 000.–²⁸⁰, dieses konnte 1973 mit CHF 77 000.– aus Spenden, Förderbeiträgen und Zinsen ergänzt werden.²⁸¹ Das FiBL finanzierte sich ausschliesslich über Projekte und Spendengelder, was mit viel Mühe und Unsicherheit verbunden war: Meist konnten die laufenden Kosten des Instituts erst im Verlauf des Jahres gedeckt werden. Gleichwohl entwickelte sich der Einmannbetrieb von 1974 bis 1984 zu einem Institut mit 16 MitarbeiterInnen und 8 PraktikantInnen:

Anzahl MitarbeiterInnen und PraktikantInnen am FiBL

	1974	1975	1976	1977	1978	1979	1980	1981	1982	1983	1984
MitarbeiterInnen	1	3	6	5	7	11	11	14	15	16	16
PraktikantInnen				3	5	2	5	6	7	7	8

Eigene Darstellung basierend auf den Rechenschaftsberichten des Instituts

Zu den Förderern und Gönnern gehörten neben Privatpersonen der WWF, der Kantonalverband der Vogelschutzvereine, die SGU, der Verein für Volksgesundheit, der Reformhausverband, die Siedlungs- und Gartenbau-Genossenschaft (SIGA) Brassersdorf, die Migros, der Zürcher Konsumentenverein usw. Die Unterstützung reichte also von bürgerlichen Naturschutzorganisationen, über lebensreformerische Kreise bis zu den Grossverteilern. Ab 1980 gelang es in einzelnen Kantonen über politische und persönliche Vorstösse Gelder für die Biolandbau-Beratung des FiBL zu bekommen. Dabei wollte das Institut «nicht von einer Gruppe besonders stark abhängig sein»:

278 «Das grösste Hindernis war, dass die Forschungsanstalten vom Bund wirklich «Anstalten» gewesen sind, die haben ihren Namen zu Recht getragen. Im Reckenholz, ich hätte da bleiben können und eine Diss. machen [...] aber die ETH hatte für mich nichts geboten, das mich gereizt hätte, weil sie sehr, sehr wenig ökologische Forschung gemacht haben, und die Tendenz war weg von den höheren Pflanzen in Richtung Molekularbiologie.» Max Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

279 «Wichtig war, dass wir am gleichen Ort arbeiten konnten, etwas zu suchen, das beiden Freude macht, dass nicht der eine am Morgen da hin geht, der andere dort und am Abend trifft man sich vielleicht wieder einmal.» Rosmarie Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

280 Stiftung: Auszug aus den Satzungen, Oberwil 1978, S. 1, FiBL Archiv (Frick).

281 Stiftung: Protokoll der 1. VV vom 25.5.1974 in Zürich, FiBL Archiv (Frick).

Unser Idealbild war: ein Drittel kommt von der Stiftung über Spenden, ein Drittel kommt vom Staat über Forschungsvorhaben beim Nationalfonds, bei der Kommission Allemann und ähnlichen und ein Drittel kommt von privaten Unternehmen, mit denen wir auch zusammenarbeiten dann in bestimmten Bereichen, die uns passen. Das konnte die Weleda sein, das konnte mit anderen Unternehmen sein, die auf unserer Wellenlänge waren, Biotta oder Ähnliches [...] Das haben wir, würde ich sagen, in meiner Zeit auch noch so durchgehalten.²⁸²



Eigene Darstellung basierend auf den Jahresberichten der Stiftung

Der Ausgabenüberschuss 1981 (–57986) liess das Stiftungsvermögen auf CHF 49679.– zusammenschrumpfen. 1983 kam es zu einer «defizitären Jahresrechnung» (–39276).

Ein wichtiger Grund dafür war, dass das FiBL schon 1984 mit einer Unterstützung durch den Bund gerechnet hatte: «1983 forderte die Geschäftsprüfungskommission des Nationalrates dem FiBL an die Forschung und Beratung jährlich CHF 600000.– zu reservieren, was zum Teil heftige Attacks von Seiten der konventionellen Forschung und Beratung auslöste.» 1985 erhöhte der Bund seinen Beitrag: CHF 300000.– für die Forschung, CHF 30000.– an die Berater-Weiterbildung.²⁸³

²⁸² Hartmut Vogtmann, Berlin 10.10.2011.

²⁸³ Vgl. Schmid (1995), S. 3.

Wichtige Eckdaten zur Entwicklung des FiBL

1973	Gründung der Stiftung
1974	Gründung des Institutes
1976	Beginn des DOK-Versuches
1977	Beginn des Beratungsdienstes, IFOAM Konferenz in Sissach
1978	Neuer Präsident der Stiftung Heinz Zumstein
1979	Neuer Standort Bernhardsberg, Aufbau der Laboratorien
1980	Herausgabe gemeinsamer Richtlinien (Schweiz und IFOAM)
1981	Neuer Institutsleiter Henri Suter
1982	Gründung der VSBLO (heute Bio Suisse)
1983	Herausgabe der Zeitschrift zB
1984	Finanz- und Vertrauenskrise
1985	10 MitarbeiterInnen verlassen das FiBL; Erster Infrastrukturbeitrag an Forschung
1990	Neuer Institutsleiter: Urs Niggli, Neuer Präsident der Stiftung: Martin Schüpach
1992	Akkreditierung als Kontrollstelle durch Bund und EG
1993	Offizielle Anerkennung seitens der Agrarpolitik; Einführung Coop Naturaplan

Das Institut war zuerst auf dem Versuchsbetrieb Bruderholzhof in Oberwil untergebracht. Büro, Bibliothek und Labor wurden «mit relativ geringen Mitteln mehr oder weniger provisorisch eingerichtet»²⁸⁴. 1975 konnte das Institut in ein älteres Einfamilienhaus umziehen. Um die Labors und Büros für alle MitarbeiterInnen unterzubringen, mussten die vorhandenen Räume bald darauf mit zwei Baubaracken ergänzt werden. Aufgrund dieser unbefriedigenden Platzverhältnisse und des befristeten Mietvertrages bemühte sich der Stiftungsrat um einen neuen Institutsstandort. 1979 erfolgte der Umzug auf den Bernhardsberg. Die Liegenschaft mit 6 ha Umschwung gehörte der Christoph Merian Stiftung und befand sich ebenfalls in Oberwil in der Nähe des DOK-Versuch-Geländes²⁸⁵. Sie bot Raum für fünf Labors, Hilfsräume, vier Büros und eine grosse Bibliothek, die auch als Besprechungs- und Veranstaltungsraum diente. Einrichtungsgegenstände und Laborgeräte konnten jeweils «zu günstigen Bedingungen, z. T. aus Lagerbeständen und aus Liquidationsverkäufen» übernommen werden.²⁸⁶

284 Vogtmann: Rb 1974, In: Stiftung, 5/1976, S. 19.

285 Vgl. Kap. 5.3.3.

286 Vgl. Vogtmann: Rb 1975, In: Stiftung, 6/1976, S. 22; Vogtmann: Rb 1977, In: Stiftung, 8/1978, S. 20; Zumstein: Jb 1978 und Vogtmann: Rb 1978, In: Stiftung, 10/1979. «Ich wusste noch was so rum stand an der ETH [...] Wir hatten bis 1984 Geräte mit einer ETH-Nr., die über Matiles Institut gelaufen sind – ausgeliehen, Standort Oberwil.» Max Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

Mit dem neuen Standort verband sich der Wunsch, einen vielseitigen Landwirtschaftsbetrieb aufzubauen.²⁸⁷ Zum Betrieb auf dem Bernhardsberg gehörten Hühner und Schafe, Ackerbau, Obstbäume sowie Gemüseanbau für den Eigenbedarf und zum Verkauf.²⁸⁸ Besonders erfolgreich war die Einführung von einem bis dahin in der Schweiz unbekanntem Kürbisgewächs, das vom FiBL «Rondini» getauft wurde. An die landwirtschaftlichen Flächen wurden damit verschiedenartige Ansprüche gestellt: Einerseits sollte nach den Grundsätzen des biologischen Landbaus ein Kleinbetrieb aufgebaut werden, andererseits wurden die Anbauflächen für Praxisversuche gebraucht. Es zeigte sich, dass dem FiBL für einen landwirtschaftlichen Betrieb die Mittel für geeignete Maschinen und Stallungen fehlten, sowie Lagerraum, Platz zum Trocknen usw. Die Bewirtschaftung überstieg insgesamt die Kapazitäten des für die Betreuung der Tiere und Pflanzungen angestellten Landwirts.²⁸⁹ Schliesslich wurde das Prinzip der Produktion verbunden mit Ertragsdenken aufgegeben zugunsten einer Nutzung des Landes für Versuchs- und Ausbildungszwecke.²⁹⁰

5.3 Forschung

Zur «Bedeutung der Forschung auf dem Gebiet der biologischen Landwirtschaft» referierte Prof. Dr. H. Koepf²⁹¹ an der ersten Vollversammlung der Schweizerischen Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus am 25. Mai 1974 in Zürich.²⁹² Der Vortrag wurde zusammen mit dem ersten Jahresbericht der Stiftung publiziert.²⁹³ Anhand der darin formulierten Schwerpunkte wird im zweiten Teil dieses Kapitels die Forschungstätigkeit des FiBL dargestellt. Koepf begann seine Ausführungen mit allgemeinen Überlegungen zum Verhältnis des biologischen Landbaus zur Forschung:

Auch die biologischen Bewegungen haben sich die Ergebnisse der Forschung zu nutze gemacht, vor allem soweit sie sich auf bodenbiologische, ökologische, landschaftspflegerische Themen beziehen. Die Zweifel, die heute bestehen, richten sich nicht gegen die Forschung als solche. Es handelt sich vielmehr darum, die Alternativen, die der biologische Landbau anbietet, zu erkennen und durch Forschung weiter auszuarbeiten.²⁹⁴

287 Vgl. Zumstein: Jb 1980, In: Stiftung, 13/1981 (falsche Nummerierung, eigentlich 14/1981), S. 1 f.; Zumstein: Jb 1981, In: Stiftung, 16/1982, S. 2.

288 Vgl. Vogtmann: Rb 1980, In: Stiftung, 13/1981 (falsche Nummerierung, eigentlich 14/1981), S. 33 ff.

289 Vgl. Suter: Rb 1981, In: Stiftung, 16/1982, S. 31 ff.; Suter: Rb 1982, In: Stiftung, 17/1983, S. 28 ff.; Rosmarie Eichenberger, Protokoll LW-Sitzung Bernhardsberg vom 23. 8.1982, Privatarchiv (Rodersdorf).

290 Suter: Bericht über die Tätigkeit am Forschungsinstitut, In: Stiftung: Jb 1986, S. 43 f.

291 Emerson College, Forest Row, Sussex GB.

292 Laut Protokoll waren ca. 120 Personen anwesend: «fast die Hälfte sind junge Leute. Der Vortrag wird gut aufgenommen und die Aussprache rege benützt!». Im Beitrag von Vogtmann zur Ausstellung «umdenken – umschwenken» wurden die grundsätzlichen Überlegungen fast wörtlich übernommen, vgl. AGU: umdenken – umschwenken (1975), S. L I 1.

293 Stiftung, 2/1974, S. 1–14.

294 Koepf (1974), S. 1; vgl. Vogtmann (1976), S. 8.

Die qualitativ-ganzheitliche Betrachtungsweise bedinge keine neue Wissenschaft, erläutert auch Vogtmann in seinem Vortrag anlässlich der Ausstellung «umdenken – umschwenken», sondern eine «Umkehrung der uns geläufigen Denkrichtung» und als Folge davon eine Änderung des Verhaltens.²⁹⁵

5.3.1 Ausrichtung der Forschung und Zusammenarbeit

«Die Forschungstätigkeit des Instituts ist darauf ausgerichtet, tiefer in die im biologischen Landbau wirksamen Lebensgesetze einzudringen und aus dieser Erkenntnis methodische Fortschritte für die Praxis abzuleiten» – so lautet der einleitende Satz zur Forschung in den Rechenschaftsberichten des Institutsleiters. Die Forschungsprojekte können nach ihrer Ausrichtung in zwei Gruppen unterteilt werden: Bei den einen stand die Erarbeitung der grundlegenden Kenntnisse im Vordergrund (beispielsweise Wirkung organischer Düngemittel, biologische Stickstoff-Fixierung, Qualität), bei anderen die methodischen Fortschritte (beispielsweise Kompostierung, Fütterung, Untersaaten).²⁹⁶ Wegleitend für die Forschung und Entwicklung war die Idee des Betriebsorganismus. Der biologische Landbau betraf demnach den Betrieb als Ganzes vom Anbau über die Düngerwirtschaft und -behandlung, die Tierhaltung, die Umweltfreundlichkeit der Massnahmen, die Nachhaltigkeit des Erzeugungspotentials bis zur Sozialgestalt der Betriebe.²⁹⁷ Neben dem Aufbau des Forschungsinstituts gehörte von Anfang an ein Versuchsbetrieb zur Stiftung. Die Forschung am FiBL basierte auf einer engen Zusammenarbeit mit biologisch wirtschaftenden Bauern:

Wir wollten ja Ergebnisse liefern, die man umsetzen kann, das war unser Ziel, keine Ergebnisse im Elfenbeinturm [...] Mit den Bauern zu reden, überhaupt herauszufinden: Wie machen die das? Wie funktioniert denn das? Wo sind eure Schwachstellen? Was kann man verbessern? Mit der Frage sind wir dann entweder in Parzellenversuche, in Grossversuche rein gegangen und haben versucht, die Antwort direkt wieder an die Bauern weiterzugeben.

Wir waren angewiesen mit den Bauern direkt vor Ort Versuche zu machen. Das war gut, dass wir da draussen waren. [...] Die Bauern haben das FiBL wahrgenommen als ihr Institut.²⁹⁸

Die gestellten Aufgaben sollten nicht im Alleingang gelöst werden, was «auch aus arbeitstechnischen und finanziellen Gründen unmöglich wäre». Angestrebt wurde von Anfang an «eine grössere, dezentralisierte Arbeitsgemeinschaft [...] in die auch staatliche Institutionen einbezogen werden».²⁹⁹ Im Rahmen verschiedener Forschungsprojekte arbeitete das FiBL mit der Eidgenössischen Forschungsanstalt für

²⁹⁵ Vogtmann (1976), S. 3.

²⁹⁶ Vogtmann: Rb 1976, In: Stiftung, 7/1977, S. 20.

²⁹⁷ Koepf (1974), S. 2 ff.

²⁹⁸ Hartmut Vogtmann, 10.10.2011.

²⁹⁹ Vogtmann: Rb 1974, In: Stiftung, 5/1976, S. 17.

Agrikulturchemie und Umwelthygiene in Liebefeld, mit der EAWAG in Dübendorf sowie mit der Naturwissenschaftlichen Sektion am Goetheanum in Dornach zusammen. Die Erhebungen über Milchvieh wurden gemeinsam mit der Arbeitsgruppe «Physiologie und Hygiene landwirtschaftlicher Nutztiere» am Institut für Tierproduktion an der ETH Zürich durchgeführt. Auf dem Gebiet der Hofdüngeraufbereitung wurde eng mit der Kantonalen Landwirtschaftlichen Schule Ebenrain in Sissach zusammengearbeitet. Es bestanden gute Kontakte zum Entomologischen Institut und zum Labor für Bodenkunde der ETH insbesondere durch die gemeinsame Betreuung von einer Dissertation und von Diplomarbeiten. Bei den Qualitätsuntersuchungen am Weizen aus dem DOK-Versuch konnte das Institut für Lebensmittelwissenschaften an der ETH und die JOWA AG (Migros Bäckerei) in Volketswil für eine Mitarbeit gewonnen werden. Zudem bestanden Verbindungen zur Eidgenössischen Forschungsanstalt für Betriebswirtschaft und Landtechnik in Tänikon, zur Eidgenössischen Forschungsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau in Wädenswil und zur Station fédérale de recherches agronomiques de Changins. Internationale Kontakte wurden mit der Bundesforschungsanstalt für Ernährung in Karlsruhe (Deutschland) sowie mit dem Bodенlabor Dr. F. Balzer in Amönau (Deutschland) und dem Bodенlabor dipl. Ing. W. Felderer in Deventer (Holland) gepflegt.³⁰⁰ Angesichts der verbreiteten Skepsis gegenüber dem biologischen Landbau ist diese Bereitschaft zur Zusammenarbeit auf den ersten Blick erstaunlich. Erreicht wurde die Arbeitsgemeinschaft über persönliche Kontakte:

Das Glück war ja, dass ich überall Studienkollegen vor mir sitzen hatte. Jean-Marc Besson sass neben mir bei seiner Promotion mit dem wir den DOK-Versuch angefangen hatten. [...] Dann sass in Bern inzwischen auch schon Leute in den Einrichtungen, an der ETH waren alte Kollegen von mir. [...] Und für Bern war es gut, dass sie nach aussen sagen konnten – wenn wieder von aussen Druck kam – «Ja wir tun ja was, unsere Forschungsanstalt arbeitet mit dem FiBL zusammen».³⁰¹

5.3.2 Schwerpunkte und Forschungsprojekte

«Das Ziel ist, den vielfältigen Interessen weiter Bevölkerungskreise nach Umweltschutz, Umweltpflege und der gesunden Lebensmittelproduktion zu entsprechen.»³⁰²

Die ersten Forschungsprojekte waren Untersuchungen zur Betriebsumstellung des Bruderholzhofes in Hinblick auf Boden, Pflanzen und Tiere, Erhebungen zur Fruchtbarkeit, Gesundheit, Leistung, Nutzungsdauer und Fütterung von Milchvieh in biologischen Betrieben, Studien zu Betriebswirtschaft und Arbeitstechnik basierend auf der

300 Vgl. Stiftung, 13/1980, S. 6 und die Rechenschaftsberichte von 1974 bis 1984.

301 Hartmut Vogtmann, 10.10.2011.

302 Stiftung, 1/1973 zitiert in Stiftung, 13/1980, S. 3.

Auswertung bestehender Buchhaltungen von Bio-Betrieben sowie verschiedene Versuche zur Hofdüngeraufbereitung. Die meisten Projekte waren als Langzeitstudien angelegt, die Planung, Durchführung und Auswertung erstreckte sich demnach über mehrere Jahre. Der 1976 gestartete DOK-Versuch, ein umfangreicher Parzellenversuch zum Vergleich von drei Wirtschaftweisen (D = dynamisch, O = organisch, K = konventionell), wird bis heute weitergeführt.³⁰³ Otto Schmid unterscheidet in seiner Darstellung zur Geschichte des FiBL die ersten Jahre auf dem Bruderholzhof und an der Bottmingerstrasse von der Aufbauphase von 1979 bis 1981 und der Expansionsphase bis 1984. Während der Aufbauphase traten die biologisch-dynamischen Forschungsansätze in den Hintergrund, chemisch-analytische sowie biologische Laboratorien wurden eingerichtet und die internationale Forschung wurde mit einem Projekt in Bolivien initiiert. In der Expansionsphase wurden unter der Leitung von Henri Suter verschiedene neue Forschungsschwerpunkte aufgegriffen. Dazu gehörten Versuche zu Pflanzenschutz und Gemüsesorten, das Landschaftsprojekt im Klettgau und agrarpolitische Studien.³⁰⁴

Ich möchte mich der umfangreichen Forschungstätigkeit mit zwei Fragen nähern: Kommt die politisch-kulturelle Bewegung als Hintergrund vieler MitarbeiterInnen in der Arbeit am Forschungsinstitut zum Ausdruck? Inwiefern beeinflusste die schwierige Finanzlage und die damit einhergehende Abhängigkeit von Aufträgen sowie die Zusammenarbeit mit staatlichen Institutionen die Forschungstätigkeit des Instituts? Als Grundlage dienen die Rechenschaftsberichte vom Institutsleiter, die jeweils in den Publikationen der Stiftung veröffentlicht wurden, sowie das Extraheft «Erreichtes und Geplantes» von 1980, in dem Beispiele aus der praxisbezogenen Forschung ausführlicher beschrieben werden.

5.3.2.1 Energie- und nährstoffeffiziente Landwirtschaft

Durch eine angepasste Technik sollen der Treibstoffverbrauch und die Abhängigkeit von Fremdenergie reduziert sowie Alternativen zu energieintensiven Betriebsmitteln wie Stickstoffdünger weiterentwickelt werden.³⁰⁵

Versuche zur umweltgerechten Hofdüngeraufbereitung gehörten zu den ersten Forschungsarbeiten am FiBL. Dabei wurden grosse Anstrengungen unternommen «um die besten Bedingungen für die Aufbereitung von Gülle und die Kompostierung von Stallmist herauszufinden». Angelegt wurden die Versuche im Hinblick auf möglichst

303 Vgl. *Schweizerische landwirtschaftliche Forschung*, 32(4)/1993 (Themenheft zum DOK-Versuch).

304 Schmid (1994), 8 S.

305 Vgl. Koepf (1974), S. 5–9.

geringe Verluste an Pflanzennährstoffen und eine gute Qualität des Komposts, die in Pflanzenversuchen festgestellt wurde. Bei der Gülleaufbereitung wurde der Einfluss vom Rühren, Belüften und verschiedener Zusätze erprobt. Bezüglich der Anwendung von Hofdünger wurden umfangreiche Düngungsversuche zum Vergleich verschiedener Düngerarten (Frischmist/Stapelmist, Kompost 2/10 Monate alt, mineralische NPK-Düngung³⁰⁶) mit je zwei Düngungsstufen und einer 5-jährigen Fruchtfolge durchgeführt.³⁰⁷ Ein weiterer Bereich bildeten Feldversuche über die Förderung der Bodenfruchtbarkeit, insbesondere des Stickstoffnachlieferungsvermögens von Leguminosen-Untersaaten zu Weizen und Mais: «Statt Unkrautbekämpfung mit Herbiziden wird «Unkraut» in Form von nützlichen Kleearten, welche den Mais nicht konkurrieren, kultiviert».³⁰⁸

5.3.2.2 Umweltqualität und Artenvielfalt

Ein hoher Düngeraufwand benötigt nicht nur viel Energie, es kommt auch zu Stickstoffauswaschungen und gasförmigen Verlusten. Die Düngewirtschaft beeinflusst insbesondere die Qualität der Gewässer.³⁰⁹

Mit verschiedenen Versuchsanordnungen wurde die Ausschwemmung von Nitrat beim Kompostieren von Stallmist untersucht: Bei einer speziell hergestellten Rotteplatte konnten Auswaschungen von individuellen Kompostmieten gemessen und analysiert werden. Zudem wurden in speziellen Versuchsanordnungen der Rotteverlauf sowie gasförmige N-Verluste gemessen und der Abbau von Schadstoffen untersucht. Mit der Lysimeteranlage wurde die Anwendung und Auswaschung verschiedener Dünger untersucht. Neben der Art und Intensität der Düngung spielt die Bodenbedeckung eine wichtige Rolle: Eine permanente Bodenbedeckung erhält die Bodenstruktur und vermindert Erosion und Nährstoffverluste. Bei Feldversuchen wurden der Zeitpunkt der Einsaat und geeignete Pflanzenarten ermittelt.³¹⁰ 1982 erarbeitete das FiBL im Auftrag des WWF eine Dokumentation über Möglichkeiten zur Verminderung der Umweltbelastung durch die Landwirtschaft. Im Bereich Pflanzenschutz wurden Möglich-

306 Synthetisch hergestellter Dünger. NPK steht für Stickstoff, Phosphor und Kalium.

307 Ergebnisse wurden u. a. publiziert in: Hartmut Vogtmann u. a.: «Die Reduktion der Keimfähigkeit von Unkrautsamen und Hygienisierungseffekte durch die Belüftung von Gülle», In: *Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte*, 57/1979, S. 225–234; Pierre R. Ott: The composting of farmyard manure with mineral additives and under forced aeration, and the utilization of FYM and FYM compost in crop production, Diss. Fachgebiet Methoden des alternativen Landbaus Gesamthochschule Kassel, Witzenhausen 1990.

308 Stiftung, 6/1976, S. 19; Stiftung, 13/1980, S. 7–14. Ergebnisse wurden u. a. publiziert in: Max Eichenberger u. a.: «Determination of Nitrogenase activity under field conditions», In: *Soil Science*, 130(3)/1980, S. 163–166; Rudolf Kläy: Untersaaten zu Mais, Diss. ETH Nr. 7530, Bern 1984.

309 Vgl. Koepf (1974), S. 9–11.

310 Stiftung, 13/1980, S. 7–13.

keiten zur Abwehr von Schnecken, die Wirksamkeit von Pflanzenextrakten zur Regulierung von Pilzkrankheiten sowie pflanzeneigene Abwehrreaktionen untersucht.³¹¹ Ebenfalls in meiner Untersuchungsperiode wurde das agrar-ökologische Projekt Klettgau initiiert. Dieses Projekt erweiterte den Fokus über den einzelnen Hof hinaus auf den ganzen Lebensraum einer Region. Unter Einbezug von ProduzentInnen, BewohnerInnen und Fachleuten wurden Arbeitsgruppen gebildet, die verschiedene Themen bearbeiteten. Als Schwerpunkte wurden die starke Nitratbelastung und der Mangel an naturnahen Landschaftsstrukturen in der intensiv landwirtschaftlich genutzten Region bearbeitet.³¹²

5.3.2.3 Qualität der Nahrungsmittel und Futterstoffe

Eines der wichtigsten Anliegen des biologischen Landbaus ist die Qualität der erzeugten Nahrungsmittel und Futterstoffe hinsichtlich Inhaltsstoffen, Geschmack, Haltbarkeit sowie bezüglich der Gesundheit der Tiere. Bei der analytischen Qualitätsermittlung steht die begriffliche und experimentelle Bearbeitung der Qualitätskriterien im Vordergrund.³¹³

Am FiBL wurden in den ersten Jahren Versuche zur «Eignung bildschaffender Methoden als Hilfsmittel zur Qualitätsbestimmung» angelegt. An der Struktur der Kristallisationsbilder konnte die Düngungsart statistisch gesichert abgelesen werden. Die Bewertung der Bilder erwies sich jedoch als äusserst schwierig.³¹⁴ Weitere Versuche wurden zum Nitratgehalt und Trockensubstanzertrag bei Spinat, Schnittmangold und Kopfsalat durchgeführt. Dabei interessierte vor allem die Wirkung von Kompost im Vergleich zu mineralischer NPK-Düngung. Selbst bei massiver Überdüngung mit Stickstoff in Form von Mistkompost traten niedrige Nitratgehalte auf. Dagegen enthielten die Pflanzen bei NPK-Düngung die bekannten hohen Nitratwerte.³¹⁵

Beim DOK-Versuch wurden neben Inhaltsstoffen weitere qualitative Merkmale wie die Lagerfähigkeit von Kartoffeln, die Backfähigkeit beim Weizen und der Nährwert von Gerste oder Grünfutter untersucht. Zur Fütterung von Legehennen in Auslaufhaltung mit hofeigenem Futter gab es am FiBL 1977 ein erstes Kurzzeit-Experiment. Die

311 Stiftung, 18/1984, S. 14–16; vgl. Max Eichenberger: «Abwehrverhalten der Pflanzen und Anbaumassnahmen», In: *ZB*, 12/1984, S. 11–13.

312 Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen (Hg.): *Klettgau erforschen. Bericht von einer Tagung am 2. Mai 1999 in Neunkirch, Neuhausen 1999*, S. 15.

313 Koepf (1974), S. 12 f.

314 Stiftung, 7/1977, S. 24; Stiftung 13/1980, S. 19.

315 Stiftung, 12/1980, S. 13; Stiftung 13/1980, S. 18. Ergebnisse wurden u. a. publiziert in: Peter Schudel u. a.: «Über den Einfluss von Kompost- und NPK-Düngung auf Ertrag, Vitamin-C- und Nitratgehalt von Spinat und Schnittmangold», In: *Schweizerische landwirtschaftliche Forschung*, 18(4)/1979, S. 337–350.

Futtermischung bestand zur Hauptsache aus Ackerbohnen, Körnermais, Gerste, Raps und Grasmehl und war frei von handelsüblichen Zusätzen wie Antibiotika. Gegenüber dem Handelsfutter ergaben sich deutlich tiefere Futterkosten pro Ei trotz einer leicht verringerten Legeleistung. Beim Eigewicht und den üblichen Qualitätskriterien traten keine Unterschiede auf. Ab 1980 konnte der Fütterungsvergleich erweitert und über die ganze Legeperiode ausgedehnt werden.³¹⁶

5.3.2.4 Erträge und Wirtschaftlichkeit der Betriebe

Schliesslich sind bei der Weiterentwicklung des biologischen Landbaus auch die Erträge von Interesse. So wurde oft in Frage gestellt, ob bei einer weiteren Ausdehnung der biologischen Landwirtschaft noch genügend Nahrung erzeugt werden könne. Die Erträge sind jedoch nur ein Aspekt bei der Erhebung betriebswirtschaftlicher Daten. Es stellen sich auch Fragen einerseits zum Arbeitsvolumen, andererseits zu den (tieferen) Ausgaben sowie zum Potential, das privat- und volkswirtschaftlich in der mehr regional orientierten Vermarktung einer gemischten Produktion liegt.³¹⁷

Die Erträge flossen als ein Aspekt in die Analyse verschiedener Bewirtschaftungsformen ein, beispielsweise bei der Untersuchung zu Leguminose-Untersaaten und beim DOK-Parzellenversuch. Im Bereich Betriebswirtschaft und Arbeitstechnik unterstützte das FiBL eine langfristige Untersuchung der Forschungsanstalt für Agrikulturchemie und Umwelthygiene in Liebefeld. Dabei wurden die Buchhaltungsabschlüsse von 30 biologischen mit vergleichbaren konventionellen Betrieben verglichen. Aus personellen Schwierigkeiten wurde die Untersuchungsperiode mehrmals verschoben. Die Auswertung erwies sich als schwierig, da die Erträge in der Landwirtschaft stark schwanken und neben der Produktionsweise weitere Faktoren wie das Wetter entscheidend sind.³¹⁸

5.3.3 Ganzheitliche Perspektive und die Rolle der Vergleichsstudien

Die Fragestellung der Forschungsprojekte beschränkte sich selten auf nur einen der Bereiche. Sie zeichnen sich durch eine ganzheitliche Perspektive aus: Beispielsweise wurden beim DOK-Versuch zur Bewertung der verschiedenen Anbausysteme neben den Erträgen auch ökologische und qualitative Kriterien berücksichtigt. Die Fragestellung zu den Leguminose-Untersaaten lautete: «Ist der Anbau von Mais ohne Einsatz

316 Stiftung, 8/1978, S. 6; Stiftung, 13/1981 (falsche Nummerierung, eigentlich 14/1981), S. 19 f.; Stiftung, 16/1982, S. 18.

317 Koepf (1974), S. 11 f.

318 Stiftung, 8/1978, S. 7; Stiftung, 16/1982, S. 19.

von Herbiziden mit einer langdauernden Bodenbedeckung und bei ausschliesslicher Düngung mit Kompost und Gülle ohne wesentliche Ertragseinbussen möglich?» Die Versuchsanordnung beinhaltete die Aspekte Untersaaten, Düngung, Ertrag, Pflanzenentwicklung, Stickstoff-Fixierung, Auswaschung von Nitrat, Bodenstruktur und -aktivitäten sowie Schädlingsbefall. Mit diesem breiten, stark ökologisch geprägten Erkenntnisinteresse kommt die ökologische Bewegung als Hintergrund vieler MitarbeiterInnen zum Ausdruck.

Als das FiBL 1974 mit seiner Arbeit begann, wurden Nahrungsmittelkontaminationen wie hohe Nitratgehalte und Pestizidrückstände in Gemüse und Obst breit thematisiert und erschreckten die Öffentlichkeit. Der biologische Landbau bot sich als Lösung für diese Probleme an, weshalb auch die Behörden sich mit alternativen Landbaumethoden auseinandersetzen mussten. Ihre ersten Forschungsfragen betrafen die Machbarkeit und Leistung des biologischen Landbaus. Mit den vergleichenden Studien nahm das FiBL diese Ansätze auf.³¹⁹ Dass es bei der Frage «Wie gut ist der biologische Landbau im Vergleich zur konventionellen Landwirtschaft?» vor allem um das Image und die Akzeptanz des biologischen Landbaus in der Öffentlichkeit ging, wird deutlich, wenn man sich die eigentlichen Forschungsinteressen der InitiantInnen vergegenwärtigt: Matile nennt als konkrete Aufgaben die Entwicklung der Methodik des biologischen Landbaus, die Ausarbeitung einer Strategie zur Umstellung von Betrieben und den Aufbau einer geeigneten Beratung für Betriebsleiter. «In Anbetracht der gegenwärtigen Situation muss auf vergleichende Experimente – Biologisch/Konventionell – verzichtet werden. Die Anstalt widmet sich ausschliesslich den Problemen des Biologischen Landbaus» schrieb der Botaniker 1969 im ersten Konzept für eine «Schweizerische Versuchsanstalt für den Biologischen Landbau»³²⁰. Für die Initianten der Stiftung stand die Existenzberechtigung und Entwicklungsfähigkeit des biologischen Landbaus ausser Frage. Die Forschung sollte gerade von der quantitativen Betrachtungsweise, die den landwirtschaftlichen Erfolg alleine am Ertrag misst, wegkommen. Die Kompromissbereitschaft des FiBL ermöglichte die Zusammenarbeit und die Unterstützung durch staatliche Forschungsanstalten. Die oben dargestellte Forschungstätigkeit zeigt, dass es den MitarbeiterInnen gelang, ihre eigenen Fragestellungen bei vergleichenden Untersuchungen einzubringen und dabei die öffentlichen Forschungseinrichtungen für eine qualitativ-ganzheitliche Betrachtungsweise zu sensibilisieren. Durch die daraus entstehende Aufgabenteilung konnten die Forschungskapazitäten ausgeweitet werden. So heisst es beispielsweise im Bericht von 1980: «Dank

319 Vgl. Urs Niggli: «FiBL and Organic Research in Switzerland», In: William Lockeretz (Hg.): *Organic Farming. An International History*, Trownbridge 2007, S. 247.

320 Matile (1969), S. 3.

unserem Anstoss wurden die Arbeiten mit der Güllebelüftung durch die FAC Liebefeld weitergeführt. Damit kann das Institut den Schwerpunkt seiner Arbeit auf die Aufbereitung der festen organischen Abfälle, insbesondere Stallmist, legen.»³²¹ Der DOK-Versuch, der gemeinsam mit der Forschungsanstalt Liebefeld durchgeführt wurde, verhalf dem FiBL zur Reputation, die es ermöglichte, in der Forschungsgemeinschaft überhaupt wahrgenommen zu werden. Der Austausch brachte für beide Seiten positive Impulse. Das FiBL profitierte insbesondere von technischen Inputs:

Sie brachten wahnsinnig viel Know-how ins FiBL ein, bei der Versuchstechnik und Anlage von Feldversuchen. Sie waren eingerichtet – und das ist dann [lacht]: Da hattest du den Versuchsleiter Herr Besson, das war der Chef, der war mit der Krawatte auf dem Feld. Er hatte eine Truppe, die Feldequipe. Das waren Bauern, die angestellt waren als Versuchsfeldmitarbeiter. Die kamen von Liebefeld mit dem Tieflader, dem Traktor und allen Maschinen, mit denen man Parzellen bewirtschaften konnte.³²²

5.4 Beratung und Öffentlichkeitsarbeit

In den ersten Jahren beschränkte sich die Beratungstätigkeit auf die Beantwortung schriftlicher und telefonischer Anfragen und Hofbesuche. Das FiBL arbeitete in Fachgruppen von bestehenden Produzentenvereinigungen mit und wurde von Seiten des Gewässerschutzes zur Beratung beigezogen. Ab 1977 war es dank der Finanzierung durch den WWF möglich, einen vollamtlichen Berater anzustellen. Der Beratungsdienst wurde von Otto Schmid aufgebaut, der bis heute am FiBL tätig ist. Mit Einzelbetriebsberatungen, Weiterbildungen für Gruppen, Kursen und Vorträgen, Praxiserhebungen, Merkblättern und Publikationen wurde versucht, eine Brücke zwischen Forschung und Praxis zu schlagen.³²³

5.4.1 Betriebsumstellung

Eine Hauptaufgabe stellte die Beratung von Umstellungsbetrieben dar. Das erste «Merkblatt für die Praxis» war diesem Thema gewidmet. Die Empfehlungen reichen von Umstellungsmassnahmen im Bereich Bodenverbesserung, Anpassung des Tierbestandes, Hofdüngeraufbereitung und Fruchtfolge über die Düngungsplanung, Unkrautabwehr- und Pflanzenschutzmassnahmen bis zur Arbeitsorganisation und Absatzmöglichkeiten.³²⁴

321 Stiftung, 13/1980, S. 13.

322 Max Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

323 Vgl. Stiftung, 6/1976, S. 22; Schmid (1994).

324 Otto Schmid: Die Umstellung des Betriebes auf den ökologischen Landbau, In: Fördergemeinschaft organisch-biologischer Land- und Gartenbau (Hg.): Lehrheft für Biologischen Landbau, Heiningen 1983, S. 10.

Zentral für die Beratung waren die Motivationen der LandwirtInnen für die Umstellung auf den biologischen Landbau. BetriebsleiterInnen, die in den 1970er Jahren umstellten, taten dies vor allem aus ideellen Gründen. Für sie war der Biolandbau eine Antwort auf der Suche nach einem sinnerfüllten Leben. Zu Beginn der 1980er Jahre interessierten sich vorwiegend sehr spezialisierte Betriebe, welche die Probleme der Intensivierung selber schon erlebten, für alternative Landbaumethoden: Rindermast- und Gemüsebaubetriebe mit Bodenverdichtungsproblemen in ihren Kulturen und Nährstoffüberschüssen mussten beraten werden. Ein grosser Beratungsauftrag der Migros erlaubte 1982 den Ausbau des Beratungsdienstes. In einer ersten Phase konnten auf den Migros-Sano-Betrieben Kompostierungstechniken und nichtchemische Bekämpfungsmethoden eingeführt werden. Eine steigende Zahl von aufgeschlossenen BetriebsleiterInnen interessierte sich für die Methoden des biologischen Landbaus, beispielsweise für den Einsatz von Hack- und Striegeltechniken, Mais-Untersaaten, Kompostierung und naturgemäßem Kräuteranbau. Mitte der 1980er Jahre wurde die Hemmschwelle umzustellen oder sich zumindest zu informieren auch für eher traditionell wirtschaftende Betriebe kleiner. Für sie stellte der biologische Landbau eine Alternative zum immer stärkeren Einsatz von Düngern und Pflanzenschutzmitteln dar.³²⁵

5.4.2 Kurse, Vorträge und Publikationen

Neben der direkten Betriebsberatung waren Kurse, in denen die Prinzipien des biologischen Landbaus praktisch veranschaulicht wurden, von grosser Bedeutung für die Verbreitung biologischer Anbaumethoden. Zusammen mit der Biofarm-Genossenschaft bot das FiBL über mehrere Jahre sehr gut besuchte Biolandbaukurse an. Eine rege Nachfrage bestand zudem für biologische Gartenbaukurse. Die BeraterInnen des FiBL versuchten dabei immer wieder Querverbindungen zur Landwirtschaft aufzuzeigen, um das Verständnis für die Anliegen der Landwirte bei den Kleingärtnerinnen und Konsumenten zu fördern.³²⁶ Die Liste mit den von MitarbeiterInnen des FiBL gehaltenen Vorträgen sowie Podiumsgesprächen und Kursen, an denen sich das FiBL beteiligte, füllt jeweils mehrere Seiten in den Rechenschaftsberichten. An der *Natura 79*, einem internationalen Kongress über Naturheilkunde in Basel, bot sich dem FiBL erstmals die Gelegenheit, eine Sonderschau über den biologischen Land- und Gartenbau zu gestalten. Das grösste Projekt im Bereich Öffentlichkeitsarbeit war die Beteiligung an der *Grün 80* in Basel.³²⁷ Das FiBL stellte im Sektor «Erde» den ökologischen Land-

³²⁵ Vgl. Schmid (1995).

³²⁶ Stiftung, 7/1977, S. 1–17; Stiftung, 10/1979, S. 18 f.

³²⁷ Die gross angelegte Ausstellung in Basel wurde vom Verband Schweizerischer Gärtnermeister organisiert. Sie bot nicht nur der offiziellen Landwirtschaft, sondern auch der ökologischen Bewegung eine Plattform.

bau vor und gestaltete auf dem Ausstellungsgelände einen Mischkulturgarten. Zusammen mit der Arbeitsgruppe für biologischen Gartenbau und der SGBL wurden während der Ausstellungszeit von April bis Oktober 24 Gartenbaukurse mit insgesamt 540 TeilnehmerInnen durchgeführt.³²⁸

Das FiBL veröffentlichte die Erkenntnisse aus der Forschung zudem in zahlreichen Publikationen. Neben Artikeln in wissenschaftlichen Fachzeitschriften wurden Erfahrungsberichte, Informationsblätter und Broschüren zusammengestellt. Ein grosser Erfolg war die «Wegleitung zum biologischen Gartenbau für Anfänger», von der zwischen 1975 und 1980 über 25 000 Exemplare verkauft wurden. Zusammen mit der Arbeitsgruppe für biologischen Gartenbau wurde eine zweite Broschüre «für Fortgeschrittene» herausgegeben.³²⁹

1982 beschlossen das Forschungsinstitut und die Stiftung die Zeitschrift «Zum Beispiel» (z. B.) herauszugeben. «Das Ziel: Bauern, Gärtnern und Verbrauchern sollen sachliche Informationen über den biologischen Landbau sowie über die Arbeit des Forschungsinstituts erhalten, und zudem soll ein Bindeglied zwischen Produzenten und Konsumenten geschaffen werden.»³³⁰ Die Zeitschrift erschien ab März 1983 14-täglich, später monatlich. Über die Jahre entstand ein qualitativ hoch stehendes Nachschlagewerk, das mit einem Sachregister ergänzt wurde.

5.4.3 Wahrnehmung des biologischen Landbaus in der öffentlichen Kommunikation

«Eine Bewegung, über die nicht berichtet wird, findet nicht statt»³³¹ schreibt der Politikwissenschaftler Joachim Raschke und verdeutlicht damit die grosse Bedeutung, die der Öffentlichkeit und insbesondere den Massenmedien für soziale Bewegungen zukommt. Das Ausmass und die Art der Berichterstattung zum biologischen Landbau ist in diesem Sinne ein entscheidender Faktor für die Entwicklung eines alternativen Paradigmas in der Landwirtschaft. Anhand einer Auswahl von Zeitungsartikeln aus den Jahren 1970 bis 1985³³² wird im Folgenden die Frage untersucht, inwiefern es zu einem Wandel in der öffentlichen Wahrnehmung des biologischen Landbaus gekommen ist und ob die Akteure rund um das FiBL Zugang zu einer breiteren Öffentlichkeit erlangten.

328 Vogtmann: Rb 1980, In: Stiftung, 13/1981 (falsche Nummerierung, eigentlich 14/1981), S. 30 f.

329 Ebd. S. 26.

330 Suter und Mitarbeiter: Rb 1983, In: Stiftung, 18/1984, S. 23.

331 Joachim Raschke: Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriss, Frankfurt a. M. 1985, S. 343; vgl. Friedhelm Neidhardt (Hg.): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen, Opladen 1994.

332 Schweizerisches Sozialarchiv (Zürich), Dossier 91.6 ZA «Alternative Landwirtschaft». Leider fehlen bei den ausgeschnittenen Artikeln die Seitenangaben.

Bis in die 1970er Jahre war der biologische Landbau ein Anliegen einer kleinen Gruppe von PionierInnen, das öffentlich kaum beachtet wurde. Als 1972 die landwirtschaftliche Schule Ebenrain in Sissach ihren Schulbetrieb auf biologische Landwirtschaft umstellte, geriet der Leiter der Schule, Otto Buess, unter Beschuss: «die Kritik hat eingesetzt, und man macht uns lächerlich».³³³ In diese Richtung zielte auch der *Weltwoche*-Report «Biologischer Landbau – Glaube oder Aberglaube» von 1976. Der Report enthüllte den bisher unter Verschluss gehaltenen Expertenbericht zuhanden der Eidgenössischen Ernährungscommission, der zu dem Ergebnis kam, dass die Bezeichnung «biologisch» im Zusammenhang mit Nahrungsmitteln zu verbieten sei, da «solche Produkte bis heute nicht eindeutig von landesüblichen Erzeugnissen unterschieden werden können, weshalb eine Täuschung der Konsumenten nicht verhindert werden kann.»³³⁴ Laut *Weltwoche* entzaubert der Bericht «Dogmen von fast religiöser Weihe». Anhand des Artikels lassen sich gängige Vorurteile aufzeigen: Unter dem Titel «Aufgeladener Kuhmist und handwarmes Regenwasser» werden verschiedene Richtungen des biologischen Landbaus mit einem Fokus auf ihre Kuriositäten und Unstimmigkeiten vorgestellt. Der biologische Landbau stelle keine Alternative zum «traditionellen Landbau» dar. Es sei hingegen die Frage zu stellen, «ob eine moderne Volkswirtschaft oder gar die Menschheit sich eine Rückkehr zum Betriebsorganismus im Sinne des biologischen Landbaus mit all ihren Konsequenzen leisten will oder kann.» Dank eines «vernünftigen Einsatzes» von Pestiziden sei der Kontaminationsgrad in der Schweiz erfreulich niedrig. Es gelte für die konventionelle Landwirtschaft «den eingeschlagenen Weg konsequent weiterzuerfolgen».³³⁵ Nach einer ausführlichen Darstellung zu «Vorstellungen und Wirklichkeit im landwirtschaftlichen Pflanzenbau» kam auch die NZZ zum Schluss, dass der biologische Landbau «keine Alternative» darstelle.³³⁶

Ab Mitte der 70er Jahre widmeten sich verschiedene Organe wohlwollend dem Thema: «Weshalb die Familie Leuthold biologisch baut?»³³⁷ – «Der biologische Landbau spart viel Energie»³³⁸ – «Das Beispiel Ebenrain»³³⁹ – «Die Unternehmung in der Zeit – Biotta AG, biologischer Landbau»³⁴⁰. Die Zeitung *Vaterland* bezog pointiert Stellung

333 Otto Buess: «Warum biologischer Landbau in Ebenrain?», In: *Die Grüne*, 16.3.1973, S. 378.

334 EEK, Wissenschaftliche Subkommission, Arbeitsgruppe «Biologischer Landbau»: Anwendung der Bestimmung von Artikel 6 Absatz 6 der Lebensmittelverordnung für sog. «Biologische Produkte», Bern 1974, Begleitbrief zum Bericht, 1.5.1974.

335 Marcel H. Keiser: «Biologischer Landbau – Glaube oder Aberglaube?», In: *Die Weltwoche*, 28.7.1976.

336 «Vorstellungen und Wirklichkeit im landwirtschaftlichen Pflanzenbau», In: *NZZ*, 20.4.1977; E. R. Keller: «Biologischer Landbau – Alternative oder Denkansatz?», In: *NZZ*, 27.4.1977.

337 *Tages-Anzeiger*, 5.8.1976.

338 *Basler Zeitung*, 7.4.1977.

339 *Schweizerische Finanzzeitung*, 31.10.1977.

340 *St. Galler Tagblatt*, 24.1.1978.

und schrieb: «Alternative Landwirtschaft ist damit anspruchsvoller, aber auch interessanter, und nicht zuletzt moderner, denn sie wirkt offensichtlich marktentlastend, umweltschonend, energiesparend, gesundheitsfördernd.»³⁴¹ «Vorzüge des ökologischen Landbaus» thematisierte nun auch die *NZZ* anlässlich der Streitschrift «Ökologische Landwirtschaft als notwendige öffentliche Aufgabe» der SGU, die der Presse von Vogtmann, Zumstein und Buess vorgestellt wurde.³⁴² Auf Resonanz stiess 1979 eine Tagung der SGU, an der die Umweltorganisation Thesen für eine neue Landwirtschaftspolitik vor- und zur Diskussion stellte. «Statt wirtschaftlich maximal soll die Schweizer Landwirtschaft ökologisch optimal produzieren» ist die Schlussfolgerung im *Volksrecht*.³⁴³ Die *NZZ* vermittelte eine kritische Sicht: Die Vorschläge würden den wirtschaftlichen Realitäten nur schwer standhalten.³⁴⁴ Im gleichen Jahr berichtete der *Tages-Anzeiger* über die «Wachsende Nachfrage nach biologischen Produkten».³⁴⁵

1979 bis 1982 stand die Rückstandsproblematik im Mittelpunkt der Debatten um die Schweizer Landwirtschaft: «Gift in der Nahrung», «Nitrat im Trinkwasser und Gemüse», «DDT in der Muttermilch» – nun nahm die *Weltwoche* die konventionelle Landwirtschaft ins Visier: «Siebenmal zwischen Saat und Ernte fahren die Bauern mit dem Düsegestänge über den Acker. 1977 verspritzten sie für CHF 87 Mio. 800 Tonnen Wirkstoffe gegen Unkräuter, 550 Tonnen gegen Pilzkrankheiten und 100 Tonnen gegen Insekten.»³⁴⁶ Unter dem Titel «Biologisch angebaut: Rückstandsarm und naturgerecht erzeugt» kritisiert Martin Schüpbach, Kantonschemiker Basel-Stadt, den Landwirtschaftlichen Informationsdienst, der der irreführenden Meinung Vorschub leiste, dass sich biologisch angebaute Produkte hinsichtlich der Rückstände kaum von konventionell produzierter Ware unterscheiden würden. Es seien durchaus Unterschiede feststellbar. Ausserdem gehe es den weitsichtigen Konsumenten auch um eine tiergerechte Haltung und ökologische Gesamtzusammenhänge.³⁴⁷ Im Bezug auf den biolo-

341 Franz Moos: «Zur Diskussion gestellt: Alternativen zur Agrarpolitik», In: *Vaterland*, 22.7.1978.

342 Zr: «Vorzüge des ökologischen Landbaus. Eine Streitschrift der Gesellschaft für Umweltschutz», In: *NZZ*, 16.8.1977. Vogtmann war der erste Leiter des FiBL, Zumstein wurde 1978 zum Präsidenten der Schweizerischen Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus gewählt und Buess war Mitinitiant und Co-Präsident derselben.

343 Hanspeter Guggenbuehl: «Was braucht es zum naturgerechten Bauern?», In: *Volksrecht*, 9.4.1979.

344 Zr: «Oekologischer Vorstoss in die Agrarpolitik», In: *NZZ*, 9.4.1979.

345 Richard Diethelm: «Wachsende Nachfrage nach biologischen Produkten», In: *Tages-Anzeiger*, 3.9.1979.

346 Erwin R. Müller: «Gift in der Nahrung», In: *Die Weltwoche*, 7.11.1979. Vgl. ath: «Nitrat verseuchte Lebensmittel», In: *Aargauer Tagblatt*, 31.1.1980; Heini Ringger: «Überdüngung gefährdet menschliche Gesundheit», In: *Tages-Anzeiger*, 14.2.1980; Markus Kübler: «Nitrat im Wasser und Gemüse: Ein Umdenken in der Landwirtschaft ist dringlich», In: *Schaffhauser Nachrichten*, 28.11.1981.

347 *Basler Zeitung*, 3.5.1982.

gischen Landbau wurde nun das Fehlen rechtlicher Normen thematisiert.³⁴⁸ Entsprechend positiv wurden die Richtlinien über Verkaufsprodukte aus biologischem Landbau, die die Anbauverbände vorlegten³⁴⁹, aufgenommen – «Biologischer Landbau ist definierbar».³⁵⁰ «Nur biologischer Landbau löst Probleme»³⁵¹ titelte der *Tages-Anzeiger* und resümierte 1985 «Die Diskussion über biologische Anbaumethoden in der Landwirtschaft ist auch im Kreis der etablierten Wissenschaft und der Agrarpolitik salonfähig geworden».³⁵²

Interessant ist die Haltung der Bauernzeitung: Ein Artikel verteidigte die Anwendung von Mineraldünger, welche «im Gegensatz zu der meist tendenziösen Berichterstattung gerade die Verarmung, Auslaugung und Versteppung der Böden» verhindere. Eine befriedigende Nahrungsproduktion sei ohne Einsatz mineralischer Düngemittel nicht denkbar.³⁵³ Hingegen wurde eine Exkursion der Obstproduzenten und des Vereins ehemaliger Landwirtschaftsschüler zum biologischen Betrieb der Schule Ebenrain positiv kommentiert: «Die Exkursion [...] brachte viele Anregungen und Einblicke in neue Wirtschaftsformen und darf als interessant und gelungen bezeichnet werden.»³⁵⁴ Biologischer Landbau wurde jedoch weiterhin mit geringeren Erträgen und Missernten gleichgesetzt: ««Alternative» Landbaumethoden bleiben ein Luxus für Randgruppen in den reichen Industrieländern». Ausserdem stellten Pflanzenschutzmittel kein Problem dar, diese unterlägen einer strengen Prüfung.³⁵⁵ Ähnlich äusserte sich die deutsche *Die Zeit*: «Ohne Chemie kein Brot – Warum in der Landwirtschaft Chemikalien unentbehrlich sind».³⁵⁶

Zum FiBL finden sich im Dossier zu alternativer Landwirtschaft auffallend viele, durchweg wohlwollende Pressemeldungen. Die *Basler Zeitung* berichtete über die erste internationale Konferenz über Forschung im biologischen Landbau, die vom FiBL organisiert wurde.³⁵⁷ Es erschienen verschiedene Artikel zum FiBL anlässlich des jähr-

348 Zr: «Rechtsschutz für biologische Nahrungsmittel», In: *NZZ*, 2.4.1980; Rosmarie Gerber: «Bio-Gemüse: Saubere Ware, unsauberer Begriff», In: *Basler Zeitung*, 9.5.1980; Rosmarie Gerber: «Bioprodukte – Fragen zu Begriff und Preisen», In: *Luzerner Neuste Nachrichten*, 10.5.1980.

349 Vgl. Kap. 5.6.

350 pd: «Produzentenorganisationen legen Richtlinien vor. «Biologischer Landbau» ist definierbar», In: *Aargauer Tagblatt*, 11.12.1980; vgl. Zr: «Richtlinien für biologische Nahrungsmittel», In: *NZZ*, 11.12.1980.

351 Franz Lohri: «Nur biologischer Landbau löst Probleme», In: *Tages-Anzeiger*, 26.1.1981.

352 gre: «Methoden des Bio-Landbaus werden salonfähig», In: *Tages-Anzeiger*, 15.4.1985.

353 H. F.: «Seit Jahren ein Klamauk ob der Mineraldünger!», In: *Innerschweizer Bauernzeitung*, 5.7.1979.

354 p. h.: «Alternative Landwirtschaft», In: *Innerschweizer Bauernzeitung*, 12.7.1979.

355 er: «Chemie-Diskussion Pflanzenschutz», In: *Innerschweizer Bauernzeitung*, 12.2.1981.

356 Max Perutz; «Ohne Chemie kein Brot», In: *Die Zeit*, 14.8.1981.

357 W. G.: «Bio-Landbau: Die Landwirtschaft der Zukunft?», In: *Basler Zeitung*, 15.10.1977.

lich durchgeführten «Tag der offenen Tür»³⁵⁸ sowie ein Bericht zum FiBL an der Grün 80.³⁵⁹ Die Finanzierungsprobleme wurden thematisiert – «Trotz nationaler Bedeutung: Bio-Institut in Geldnöten»³⁶⁰ – sowie Forschungsarbeiten und die Beratung des FiBL vorgestellt – «Hier wird realistisch und praxisbezogen geforscht».³⁶¹ In verschiedenen Tageszeitungen wurden zudem Artikel von MitarbeiterInnen des FiBL und der Stiftung publiziert, darunter: «Der biologische Landbau in der Schweiz – Konzept einer umweltgerechten Alternative»³⁶² von Hartmut Vogtmann, dem ersten Leiter des Instituts, «Der biologische Land- und Gartenbau schont die Natur»³⁶³ von Rosmarie Eichenberger, Mitarbeiterin des FiBL, sowie ein Interview mit Henri Suter, Leiter des Instituts, zum Thema Anerkennung des biologischen Landbaus.³⁶⁴ Im *Magazin* erschien ein Artikel vom FiBL-Mitarbeiter Max Eichenberger und Ruedi Albonico zur Milchverwertung und Futtermittelinitiative.³⁶⁵ Insgesamt hatte das FiBL die Möglichkeit der Stellungnahme und wurde als wichtiger Akteur wahrgenommen.

Mit der Presseanalyse konnte ein grundlegender Wandel in der öffentlichen Wahrnehmung des biologischen Landbaus aufgezeigt werden. Die ökologische Landwirtschaft gewann markant an Bedeutung: «Heute ist die Notwendigkeit einer Neugestaltung der Landwirtschaft im Sinne der Ideale des biologischen Landbaus im öffentlichen Bewusstsein fest verankert; zunehmendes Interesse und aktive Teilnahme an der Forschung macht sich auch in Fachkreisen bemerkbar»³⁶⁶ stellten die FiBL-MitarbeiterInnen 1980 fest. VertreterInnen des biologischen Landbaus wurde Mitte der 1980er Jahre mehr Respekt entgegengebracht, Kontroversen blieben jedoch bestehen: «Der biologische Landbau wird zwar nicht mehr belächelt, aber umstritten ist er immer noch.»³⁶⁷

358 hg: «Alternative zum chemisch-industriellen Agrobusiness», In: *Badener Tagblatt*, 12.9.1979; WF: «Landbau biologisch und konventionell», In: *Basellandschaftliche Zeitung*, 1.7.1980; Conrad Engler: «Biologischer Landbau: «Eine Idee schlägt Wurzeln»», In: *Basler Zeitung*, 21.6.1984.

359 Bea Wyler: «Bio-Landbau: Neues Verständnis für die Naturzusammenhänge», In: *Basler Zeitung*, 4.8.1980.

360 tz: «Forscher vom Bernhardsberg», In: *Basler AZ*, 7.11.1980.

361 RG: «Zürcher Berater lassen sich über den Bio-Landbau informieren», In: *Der Zürcher Bauer*, 15.7.1983; vgl. Zr: «Kooperationsnetz für biologischen Landbau. Jahresbericht der Oberwiler Stiftung», In: *NZZ*, 18.6.1982; Rosmarie Waldner: «Die Risiken im Bio-Landbau vermindern. Forschungsanstalt für biologischen Landbau untersucht Düngung und Pflanzenschutz», In: *Tages-Anzeiger*, 6.7.1982; wy: «Landwirtschaft: Mit der Natur arbeiten, denn sie hat Grenzen», In: *Basler Zeitung*, 28.7.1982.

362 *Basler Zeitung*, 25.8.1979.

363 *St. Galler Tagblatt*, 15.9.1982.

364 Guntram Rehsche: «Wird der biologische Landbau bald offiziell anerkannt?», In: *Tages-Anzeiger*, 2.3.1984.

365 Ruedi Albonico/Max Eichenberger: «Futter statt Butter», In: *Tages Anzeiger Magazin*, 24/1983, S. 6–13.

366 *Stiftung*, 13/1980, S. 4.

367 Mark Egger: «Bio-Bauern – Rufer in der Wüste?», In: *Der Bund*, 29.4.1983.

Dass die ökologische Bewegung einen wichtigen Beitrag zum Durchbruch des biologischen Landbaus leistete, verdeutlicht folgender Kommentar aus dem *Badener Tagblatt*:

Wenn die biologische Landwirtschaft heute Gegenstand wissenschaftlicher Forschung ist und ihre Anliegen plötzlich ernst genommen werden, so hat das seinen Grund im wachsenden *Umweltbewusstsein* und dem zunehmenden Verständnis für die grösseren *ökologischen Zusammenhänge*.³⁶⁸

Spannend ist, dass sich in dieser Phase die Einflussnahme und Öffentlichkeitsarbeit positiv auf die eigene Identität auswirkte: Im Spannungsfeld zwischen Abgrenzung und Akzeptanz gelang es, die eigene Methodik weiterzuentwickeln und gleichzeitig den Wert der biologischen Methoden zu beweisen.

5.5 FiBL Gemeinschaft

Das FiBL verstand sich im Sinne der Alternativenbewegung als Arbeitskollektiv, wobei angesichts der langen Arbeitstage mit gemeinsamem Mittagessen, Diskussionen bis in die Nacht hinein und Wochenendtagungen das «Insti» zum Lebensmittelpunkt vieler MitarbeiterInnen wurde. Vogtmann beschreibt das Institut rückblickend als «Experiment in sich»:

Am Anfang war das FiBL mehr als nur ein Institut für die Forschung der Gesetzmässigkeiten und der Verbesserung der Praxis einer biologischen, das heisst lebensfolgerichtigen Landwirtschaft, es war auch ein Experiment in sich. Es war eine Suche nach den passenden Formen des Arbeitens und Zusammenlebens und des gemeinsamen Wirtschaftens der Mitgestalter im Stiftungsrat und im Team der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.³⁶⁹

5.5.1 Organisationsstruktur

Das Institut war von Anfang an stark geprägt von der Idee der Selbstverwaltung und der Mitbestimmungsbewegung:

Das Institut gab sich eine Geschäftsordnung, die vom Stiftungsrat genehmigt wurde. Es handelt sich hierbei im Wesentlichen um eine Rahmenordnung mit entsprechender Zuteilung der Pflichten und einer Abgrenzung der Kompetenzen zwischen Forschungsinstitut und Stiftungsrat. Die wesentlichen Merkmale dieser Geschäftsordnung sind die konsequente Durchsetzung des Mitbestimmungsprinzips für alle freien Mitarbeiter und der Versuch, die übliche Leistungszahlung durch eine Bezahlung zur Bedarfsdeckung zu ersetzen.³⁷⁰

368 hg: «Alternative zum chemisch-industriellen Agrobusiness», In: *Badener Tagblatt*, 12.9.1979.

369 Hartmut Vogtmann: «Rückblick. Neue Inhalte, neue Formen: Die Anfänge des FiBL». In: *zB*, 2/1994, S. 4.

370 Vogtmann: *Rb* 1974, In: *Stiftung* 5/1976, S. 17.

Die MitarbeiterInnen sollten also keine Angestellten sein. «Das ging von einer Idealvorstellung aus, dass jeder sich nach besten Kräften einsetzt für die Sache und auf keinen Fall so eine, ich sag mal 40-Stunden-Mentalität akzeptiert worden wäre.»³⁷¹ Zur Mitbestimmung gehörte die gemeinsame Verantwortung für die anstehenden Aufgaben und die gleichmässige Bezahlung aller MitarbeiterInnen (ohne Lohnabstufungen). Die Bezahlung «zur Bedarfsdeckung» richtete sich primär nach den «objektiven» Bedürfnissen und wurde im Sinne eines Soziallohns mit Kinderzulage umgesetzt.

Dieses System führte jedoch zu Unstimmigkeiten und juristischen Problemen mit der AHV: Erstens wurde klar, dass sich die Leute im Team nicht «alle nach gleichen Kräften» engagierten und sich nicht alle gleich verantwortlich fühlten. «Und das ist eben dann etwas problematisch geworden als uns bewusst wurde, dass wir eben doch Menschen hatten, die lieber um 16h nach Hause gingen auch wenn die Ernte noch draussen zu tun war.»³⁷² Der zweite Punkt war der Druck von aussen:

Beim Nationalfonds gibt es ganz strikte Regeln wie wer bezahlt wird. Wir konnten denen nicht verkaufen, dass ein Laborant gleich viel verdient wie der Institutsleiter. Wir mussten also im Bezug auf die äusseren Geldgeber immer etwas schummeln und das war auf die Dauer auch etwas schwierig. [...] Dann kam die AHV-Frage, dann kam die 2. Säule, private Versicherungen haben wir ja auch suchen müssen, überhaupt Versicherungen für Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.³⁷³

Schlussendlich einigte man sich 1978 auf ein Angestelltenverhältnis für die Dauer von drei Jahren «zur Verarbeitung neuer Vorschläge für die Sozialfrage des Instituts».³⁷⁴

Im Gegensatz zu anderen selbstverwalteten Betrieben finanzierte sich das Forschungsinstitut nicht durch eigene wirtschaftliche Aktivitäten. Die MitarbeiterInnen konnten Forschungsgesuche bei verschiedenen Geldgebern einreichen oder sich um Forschungs- und Beratungsaufträge von Firmen und Einzelpersonen bemühen. Grundsätzlich wollte das Institut jedoch unabhängige Forschung betreiben und war deshalb auf Spenden angewiesen. Als wirtschaftlicher Träger des Instituts fungierte die Schweizerische Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus. Das Verhältnis von Stiftungsrat und Forschungsinstitut wurde in den Statuten und der Geschäftsordnung³⁷⁵ geregelt: Gemäss Statuten bestand die Vollversammlung aus den Stiftern, den Förderern und den Mitarbeitern des Instituts. Sie war das oberste Organ der Stiftung. Die

371 Hartmut Vogtmann, Berlin 10.10.2011.

372 Hartmut Vogtmann, Berlin 10.10.2011.

373 Hartmut Vogtmann, Berlin 10.10.2011.

374 Vogtmann (FiBL), Einladung zum 4. Kolloquium über soziale Formen des FiBL vom 8. Juni 1979, Oberwil 1979, Privatarchiv (Rodgersdorf); vgl. Stiftung, Protokoll der 5. VV vom 25.2.1978 in Zürich, S. 2, FiBL Archiv (Frick).

375 Stiftung: Geschäftsordnung des Forschungsinstituts fuer biologischen Landbau, Basel 1978, Privatarchiv (Rodgersdorf).

Vollversammlung genehmigte das Budget, nahm den Rechenschaftsbericht des Instituts entgegen, nahm die Rechnung ab und wählte die Stiftungsräte sowie den Präsidenten.³⁷⁶ Das Institut bestand aus einem Kollegium von MitarbeiterInnen, das die wichtigen Entscheidungen mit Mehrheitsbeschluss traf und die laufenden Geschäfte selbständig organisierte. Der Institutsleiter vertrat das Institut nach aussen. Er leitete das Stiftungssekretariat, war für einen wesentlichen Teil der Öffentlichkeitsarbeit zuständig und vertrat die Anliegen der MitarbeiterInnen gegenüber dem Stiftungsrat.

Die Abgrenzung der Kompetenzen zwischen dem Stiftungsrat einerseits und dem Kollegium andererseits waren auf ein gegenseitiges Einverständnis ausgelegt, beispielsweise, was die Einstellung der MitarbeiterInnen betraf: «Anträge zur Einstellung oder Entlassung von Mitarbeitern stellt ausschliesslich das Kollegium. Die Wahl bzw. Entlassung erfolgt durch den Stiftungsrat.» Offizieller Arbeitgeber war der Stiftungsrat. Weiter wurde festgelegt: «Das Kollegium schlägt dem Stiftungsrat einen Institutsleiter vor, der vom Stiftungsrat bestätigt werden muss.»³⁷⁷

5.5.2 Praktizierte Selbstverwaltung

Das Institut war bis in die 1980er Jahre noch so klein, dass es relativ unstrukturiert funktionieren konnte: Am Montag fand die Wochensitzung statt, an der Organisatorisches besprochen wurde, an den Abenden wurden projektbezogene Fragen diskutiert und ausgehandelt. Viele Projekte entstanden durch den Austausch mit den Bauern: «Die Stärke des Instituts war, dass es von Anfang an einen Beratungsdienst gab [...] – die Bauern, das waren dann völlig eigenständige Köpfe, die Ideen hatten, die sagten «da funktioniert etwas nicht», «das müsst ihr anschauen». Die Auseinandersetzung mit der Praxis führte zu Fragestellungen.» Andere Projekte wurden aus naturwissenschaftlichem Interesse heraus entwickelt. «Und dann mussten Gesuche gestellt werden, das war auch ein pragmatisches Vorgehen.»³⁷⁸ Innerhalb des Kollegiums hatte jeder sein Spezialgebiet. Es gab jedoch keine «Hilfsbrigade», manche Versuche erforderten die Mitarbeit vom ganzen Kollegium: «Beim DOK mussten zu gewissen Zeiten alle, die da waren bis zum Institutsleiter, entweder Wässern oder Setzen, bei der Ernte mithelfen.»³⁷⁹

376 Stiftung: Auszug aus den Satzungen, Oberwil 1978, FiBL Archiv (Frick). Die Gründungssatzungen galten bis 1980. Neben formellen Änderungen (Sitzverlegung, Obergrenze der Anzahl Stiftungsräte aufgehoben) wurde 1980 die Wahl des Präsidenten durch die Vollversammlung aufgehoben, vgl. Stiftung: Protokoll der 7. VV vom 12.4.1980 in Olten, FiBL Archiv (Frick). 1984 wurden die Satzungen erneut geändert. Es liegt kein Protokoll der Versammlung vor.

377 Geschäftsordnung des FiBL, Basel 1978, Privatarchiv (Rodgersdorf).

378 Max Eichenberger, Rodgersdorf 4.9.2011.

379 Rosmarie Eichenberger, Rodgersdorf 4.9.2011.

Auch wenn sich das Institut im engeren Sinne nicht «selber verwalten» konnte, fühlte es sich den selbstverwalteten Betrieben zugehörig und wurde auch so wahrgenommen: Das Netzwerk für Selbstverwaltung verschickte einen Fragebogen an «alle uns bekannten Kollektive» und berücksichtigte dabei das FiBL. Ebenso kursierte die «Einladung zum Seminar der selbstverwaltenden Betriebe» vom 3./4. Mai 1980 auf der Passetz bei den MitarbeiterInnen des FiBL mit der Bitte zur Stellungnahme.³⁸⁰ Fragen zur Selbstverwaltung, Mitbestimmung, Personalpolitik, zur Prioritätensetzung und der Ausrichtung des Instituts wurden am FiBL intensiv diskutiert. Als Forum dienten die Montagabendsitzungen und «Insti»-Besprechungen sowie gemeinschaftliche Exkursionen und Arbeitswochenenden.³⁸¹ Im Winter 1979 bis 1984 nahmen sich die MitarbeiterInnen jeweils zwei, drei Tage Zeit für «Arbeitstage» auf dem Dorfberg in Langnau. Diese Tagungen dienten der Standortbestimmung, der persönlichen Aussprache und Weiterbildung ebenso wie der konkreten Planung.³⁸²

Die Tage der offenen Tür boten den Förderern und Gönnern eine Gelegenheit, das Institut zu besuchen. Zum Programm gehörten Führungen auf dem Bernhardsberg sowie durch das Versuchsfeld Birsmatte, die MitarbeiterInnen demonstrierten «Neues aus Feld und Labor» und neben einem gemütlichen Imbiss gab es Raum für Fragen, Anregungen und Gedankenaustausch.³⁸³

5.5.3 Prozess zur Klärung der sozialen Frage des Instituts

Ab 1979 wurden die sozialen Aspekte mit einem Kolloquium, gecoachten Gesprächen sowie an den Dorfberg-Tagungen bewusst thematisiert.

Rückblickend auf das fünfjährige Bestehen veranstaltete das FiBL eine Reihe von vier Kolloquien. Die ersten drei befassten sich mit den Ergebnissen der Forschungstätigkeit und deren Diskussion unter praktischen und wissenschaftlichen Fachleuten. Die vierte Veranstaltung befasste sich schliesslich mit der sozialen Form des Instituts. Neben den Stiftungsräten und Beisitzenden sowie Umweltorganisationen (WWF, SGU) wurden VertreterInnen von verschiedenen Kollektiven eingeladen um ihre Gemeinschaft mit einem Kurzreferat vorzustellen und die verschiedenen Betriebsformen und Erfahrungen auszutauschen. An der Veranstaltung, die Anfang Juni am neuen Standort des Ins-

380 Privatarchiv (Roddersdorf).

381 Vgl. Hartmut Vogtmann, Vorbereitungsgespräch fuer das Treffen mit Herrn Hermannsdorfer [sic], Bernhardsberg 1980, S. 3, Privatarchiv (Roddersdorf).

382 Programm, Unterlagen und Protokolle zu den Tagungen der Instituts-MitarbeiterInnen auf dem Dorfberg in Langnau (1979–1984), Privatarchiv (Roddersdorf).

383 Vogtmann: Rb 1979, In: Stiftung, 12/1980, S. 24 f. und folgende Rb; FiBL: Programm der Führungen am «Tag der offenen Tür» 1983, Privatarchiv (Roddersdorf).

tituts auf dem Bernhardsberg stattfand, beteiligten sich VertreterInnen von kleinen Kollektiven wie die Beratungsgemeinschaft für Umweltfragen, die Genossenschaft Restaurant Rössli, das Fabrik-Atelier am Wasser sowie von den beiden grösseren selbstverwalteten Betrieben Metron und Schweizerischer Studentenreisedienst (SSR). Ebenfalls vertreten waren das GDI und die Rudolf-Steiner-Schule Wetzikon. Im Programm wurden vier Diskussionsthemen vorgeschlagen: «Gruppendynamik – Entscheidung in der Gruppe – Verantwortung, Mitbestimmung, Mitsprache – Lohnsystem, Leistungslohn, Soziallohn, Bedarfslohn, usw.»³⁸⁴ Alle Gruppen betonten die Wichtigkeit regelmässiger Aussprachen. Im Gespräch wurde auf die ähnliche Struktur vom FiBL und GDI hingewiesen. Die Selbstbestimmung funktioniere als Institut gut, es fehle jedoch eine juristische Absicherung.³⁸⁵

Im weiteren Prozess der Verarbeitung von Vorschlägen für die Sozialfragen des Institutes wurden 1980 vier Gespräche mit Udo Herrmannstorfer geführt. Der Sozialökonom und Journalist war ebenfalls Teilnehmer des 4. Kolloquiums. Alle Gespräche sowie ein institutsinternes Vorbereitungsgespräch wurden protokolliert. Im Mittelpunkt stand die Lohnfrage. Weitere Anliegen bezogen sich auf «Fragen der Organisationsform, der Arbeitsteilung, der Hierarchie, gemeinschaftlicher Zielsetzung, Motivationen zur Mitarbeit (Idealismus, Materialismus), Stress, Selbstausbeutung, Druck von aussen, Sachzwänge, Leistungszwang – Erfolgswang, etc.»³⁸⁶.

Beim Studium des Buches «Inseln der Zukunft» (Limmat-Verlag, 1979) über die Selbstverwaltung in der Schweiz wird deutlich, dass gewisse Probleme all diesen Gruppen – z.T. auch uns – anzuhaften scheinen. Alle Gruppen scheinen unterkapitalisiert zu sein, wobei das fehlende Kapital durch verstärkten Arbeitseinsatz ausgeglichen werden muss.³⁸⁷

Bei der Diskussion der Motivationen wurde klar, dass sich die MitarbeiterInnen des FiBL lohnmassig nicht mit Leuten im üblichen Wirtschaftssystem vergleichen konnten. Die Arbeitsmotivation konnte nur vom Inhalt der Arbeit herrühren. Viele Sitzungen fanden abends statt, was als persönliches Opfer für unabhängiges Arbeiten gewertet wurde: «Dies dürfte deshalb notwendig sein – und da können wir auch aus eigener Erfahrung sprechen – da durch die Zielsetzung der Erreichung eines undogmatischen Konsens erheblich mehr Zeit für Entscheidungen aufgebracht werden muss, als in einer stark hierarchisch gegliederten Struktur.» Ein reger Gedankenaustausch sei auch

384 Vogtmann (FiBL), Einladung zum 4. Kolloquium, Oberwil 1979; vgl. Rosmarie Eichenberger, handschriftliches Protokoll vom 8.6.1979, Privatarchiv (Rodendorf).

385 Notizen zur Veranstaltung von Max Eichenberger. Rosmarie Eichenberger notierte ebenfalls «GDI – ähnliche Struktur, informelle Selbstbest.», Privatarchiv (Rodendorf).

386 Vogtmann, Vorbereitungsgespräch fuer das Treffen mit Herrn Hermannsdorfer [sic], Bernhardsberg 1980, S. 3, Privatarchiv (Rodendorf).

387 Ebd., S. 2.

als Ausgleich zur praktizierten Arbeitsteilung und der damit verbundenen Entwicklung von Fachkompetenzen und Hierarchien wichtig. Insbesondere beim Wissen über die Finanzierung und die ökonomische Entwicklung der Gruppe sowie über die politischen Randbedingungen müsse ein ausgeglichener Stand erreicht werden.³⁸⁸ In den Gesprächen mit Herrmannstorfer wurden verschiedene Lohnsysteme diskutiert. Zur Beurteilung einer wirtschaftlichen Tätigkeit sei für den sozialen Organismus vor allem wesentlich, welche «Werte und Qualitäten» geschaffen werden. «Die Ziele wären, für alle einen Platz zu finden, wo jeder das bringen kann, um vom erzielten Preis leben zu können, sowie die anonymen Marktmechanismen durch das bewusste Gestalten der Individuen zu ersetzen.»³⁸⁹ Das Bedarfslohnsystem entkoppelt die Bezahlung von der Leistung. Bei begrenzten Mitteln beinhaltet dieses System eine Beurteilung der Legitimität individueller Bedürfnisse. Als problematisch wurde die Gefahr der Bevormundung erachtet. Die folgenden Gespräche drehten sich um die Leistungsbewertung, den Leistungsdruck und die Funktion des Einzelnen für das Ganze. Ergebnis der Verhandlungen war ein Modell der Gehaltsfestsetzung, das sich aus dem Grundlohn, dem Funktionslohn, dem Leistungslohn und Kinderzulagen zusammensetzte. Der Grundlohn und die Kinderzulagen richteten sich nach dem Bedarf der Mitarbeitenden. Dabei wurden insbesondere die familiären Verhältnisse berücksichtigt. Der Funktions- und Leistungslohn war ein Zuschlag, der in vier Abstufungen aufgrund der Ausbildung, Erfahrung und dem Pflichtenheft festgesetzt wurde. Die daraus errechneten Löhne variierten von CHF 2340.– bis 5450.–.³⁹⁰

5.5.4 Stiftungsrat und Institut

Im Schlusswort der Rechenschaftsberichte wurde jeweils das grosse Engagement der MitarbeiterInnen erwähnt, die ihre Freizeit für viele zusätzlich anfallende Arbeiten einsetzen:

Auch im Berichtsjahr wurden in verschiedenen Regionen der Schweiz Kurse durchgeführt oder Vorträge gehalten. Die Mitarbeiter setzten dafür meist ihre Freizeit ein, was nur Zeichen dafür sein kann, dass die Arbeit eines jeden am Forschungsinstitut getragen wird von Ueberzeugung an der gemeinsamen Zielsetzung.³⁹¹

Dieser hohe Grad an Identifikation mit der Arbeit stand in einem starken Widerspruch zu den Anstellungsbedingungen der MitarbeiterInnen. Mit einem Verweis auf die be-

388 Ebd., S. 3.

389 Max Eichenberger: Zusammenfassung der Diskussion vom 21. 2. 80 mit Herrn Hermannsdorfer [sic] über soziale und ökonomische Fragen im Wirtschaftsleben, Oberwil 1980, S. 1, Privatarchiv (Rodersdorf).

390 Vgl. Roland Widmer: Zusammenfassung der Diskussion vom 23. 6. 80 mit Herrn Hermannsdorfer [sic] über die Richtlinien und Weisungen für die Gehaltsfestsetzung, Oberwil 1980; Lohntabelle, Privatarchiv (Rodersdorf).

391 Henri Suter: Rb 1981, In: Stiftung, 16/1982, S. 45.

grenzten Mittel der Stiftung begründete Henri Suter 1984 im Kontext der Finanz- und Vertrauenskrise die ausgesprochenen Kündigungen wie folgt: «Der Grossteil der Mitarbeiter ist durch zeitlich befristete Projektbeiträge finanziert. Verfügbare Geldmittel können also auslaufen und in diesen Fällen wird stets auch die eine oder andere Anstellung in Frage gestellt.»³⁹²

Die Abhängigkeit des Instituts vom Stiftungsrat sowie von Förderern und Gönnern gestaltete sich zu Beginn als Rollenteilung zwischen zwei Generationen: «Das Ziel ist, den vielfältigen Interessen weiter Bevölkerungskreise am Umweltschutz, der Umwelpflege und der gesunden Nahrungsmittelproduktion zu entsprechen. Dabei wird der jungen Generation ein konkretes Betätigungsfeld und der älteren eine reale Förderaufgabe geschaffen.»³⁹³

An der Vollversammlung von 1977 wurden gewisse Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Stiftungsrates angesprochen. Auf die Frage wie «der Präsident für Bio-Landbau eintreten und im Nationalrat für Militärkredite stimmen könne?» wurde entgegnet, dass sich die Stiftung auf eine breite Basis abstütze, «wir möchten doch keine Monokultur im Stiftungsrat». Es blieben jedoch Bedenken bestehen, «die Blut- und Bodenhaltung» würde der Stiftung schaden.³⁹⁴ Im gleichen Jahr trat Nationalrat Schaller als Präsident zurück. Als neuer Präsident wurde einstimmig Heinz Zumstein, Vorstandsmitglied der SGU, gewählt.³⁹⁵

Sicher unterschieden sich die Einstellungen der MitarbeiterInnen von denjenigen einzelner Stiftungsräte in Bezug auf die Arbeitsorganisation und Selbstverwaltung. Dies zeigt sich schon in der Sprache, wenn Zumstein beispielsweise berichtet, der Stiftungsrat habe «die Marschrichtung für unsere Stiftungsarbeit festgelegt»³⁹⁶. «Der patriarchale Stil, darüber machten wir eher Witze. Wir hatten eine so starke Unabhängigkeit, sie waren auf das Kollegium angewiesen, dass es überhaupt funktionieren konnte.»³⁹⁷ Sehr wichtig war die fachliche Unterstützung von Matile und Rist: «die intellektuelle, wissenschaftliche Auseinandersetzung über die Versuche – da hast du zum Teil die Versuchsplanung ganz konkret mit ihnen angeschaut.»³⁹⁸ Insgesamt kann von einer gegenseitigen Toleranz ausgegangen werden:

392 Henri Suter: Rb 1984, In: Stiftung, 19/1985, S. 27.

393 Stiftung, 1/1973, S. 2.

394 Stiftung: Protokoll der 4. VV vom 2.4.1977 in Zürich, FiBL Archiv (Frick).

395 Otto Buess: Jb 1977, In: Stiftung, 8/1978, S. 2; Stiftung: Protokoll der 5. VV vom 25.2.1978 in Zürich, FiBL Archiv (Frick).

396 Heinz Zumstein: Jb 1978, In: Stiftung, 10/1979, S. 3.

397 Max Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

398 Max Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

Die Zusammenarbeit innerhalb des Stiftungsrates wie auch zwischen Stiftungsrat und Forschungsinstitut erfolgte auch im Berichtsjahr in gewohnt kollegialer und von gegenseitigem Vertrauen getragener Weise, was angesichts der sehr differenzierten Zusammensetzung des involvierten Personenkreises keine Selbstverständlichkeit darstellt. Von noch grösserer Bedeutung ist aber zweifellos der kameradschaftliche und gute Teamgeist, der das gesamte Mitarbeiterkollegium am Forschungsinstitut beseelt.³⁹⁹

Nur ein Jahr später berichtet Zumstein von tiefgreifenden «Meinungsverschiedenheiten zwischen Stiftungsrat und Institutsleitung auf der einen Seite und einem Grossteil der Mitarbeiter auf der anderen»⁴⁰⁰, die 1984 zu einem schweren Zerwürfnis führten.

5.5.5 Finanz- und Vertrauenskrise

Anfangs 1984 häuften sich die Probleme fachlicher, organisatorischer und zwischenmenschlicher Art zwischen dem Institutsleiter Suter und dem Kollegium.⁴⁰¹

Es war eine totale Vertrauenskrise, wir konnten ihm nichts mehr glauben. [...] Wir waren es uns gewohnt und sind davon ausgegangen, dass der Institutsleiter unsere Interessen gegenüber dem Stiftungsrat offen legt und vertritt. Es kam dann aus, dass dies nicht der Fall ist. Das war schwierig und wir haben es lange nicht bemerkt, weil niemand sonst im Stiftungsrat vertreten war.⁴⁰²

«Plötzlich war es nicht mehr so, dass man etwas diskutiert hat und ernst genommen wurde.» Fachliche Fragen, hinter denen die MitarbeiterInnen nicht stehen konnten (eine Konfliktfrage war die Freisetzung von radioaktiv markierten Schnecken) seien unter den Tisch gewischt worden. Henri Suter habe seine Kompetenzen übertreten und ohne Diskussion Leute angestellt.⁴⁰³ Angesichts der finanziellen Probleme der Stiftung schlug Suter die Auflösung der Laborstelle vor. Die MitarbeiterInnen hielten am Labor fest und schlugen als Alternative Teilzeitarbeit und Lohnrückstellungen vor. Die Lohnverzichte der MitarbeiterInnen beliefen sich auch in den Jahren davor jährlich auf CHF 100 000.– bis 150 000.–.⁴⁰⁴

Suter drohte wiederholt mit seiner Kündigung, die er im Mai auch tatsächlich einreichte. Der Stiftungsrat akzeptierte und bestätigte den Weggang von Suter auf Ende 1984. Kurz darauf widerrief Zumstein als Präsident der Stiftung diesen Entscheid.⁴⁰⁵

399 Heinz Zumstein: Jb 1983, In: Stiftung, 18/1984, S. 1.

400 Heinz Zumstein: Jb 1984, In: Stiftung, 19/1985, S. 2.

401 Mitarbeiter des FiBL, Brief an die Förderer und Gönner, Binningen, 30.1.1985, Privatarchiv (Rodersdorf).

402 Rosmarie Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

403 Rosmarie und Max Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011; vgl. Geschäftsordnung des FiBL, Basel 1978, Privatarchiv (Rodersdorf), Abschnitt «2. Aufbau des Instituts»: «Anträge zur Einstellung oder Entlassung von Mitarbeitern stellt ausschliesslich das Kollegium.»

404 Vgl. Brief an die Stiftungsrätinnen und Stiftungsräte, Oberwil, 3.10.1984, für die MitarbeiterInnen zeichneten Otto Schmid und Andreas Schmutz (beide arbeiten immer noch oder wieder am FiBL), Privatarchiv (Rodersdorf).

405 Vgl. Mitarbeiter des FiBL, Brief an die Förderer und Gönner, Binningen, 30.1.1985, Privatarchiv (Rodersdorf); Stiftungsrat, Brief an die Förderer und Gönner, 1986, Privatarchiv (Rodersdorf).

Auf den Antrag von Suter hin beschloss der Stiftungsrat eine Änderung der Geschäftsordnung mit sofortiger Wirkung, die er dem Kollegium im Rundschreiben vom 30. Juli 1984 mitteilte. Entlassungen sollten neu alleine in der Kompetenz des Institutsleiters liegen. In ihrer Stellungnahme verweisen die MitarbeiterInnen darauf, dass «Änderungen nach erfolgter Art und Weise nicht in der gültigen Geschäftsordnung (vergleiche Punkt 8) vorgesehen sind». Diese müssten zwischen dem Stiftungsrat und dem Institutskollegium «vereinbart» werden. Zudem entspreche der Inhalt des Beschlusses nicht dem von Mitarbeiterseite vorgeschlagenen Organigramm. Dieses wurde ebenfalls vom Stiftungsrat anlässlich der Sitzung vom 4. Juli, also nur einen knappen Monat vorher, «in seinen wesentlichen Grundzügen» akzeptiert. In der «kurzen Uebergangszeit» erscheine es nicht sinnvoll, dem Institutsleiter in personellen Fragen vermehrt Kompetenzen einzuräumen. Die MitarbeiterInnen zeigten sich jedoch zuversichtlich: «Uns, den verbleibenden Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ist es ein Anliegen, die anstehenden Probleme gemeinsam mit dem Stiftungsrat und dem zukünftigen Institutsleiter zu bewältigen.»⁴⁰⁶ Erst am 21.8.1984 teilte Zumstein im Gespräch unmissverständlich mit, dass er alles daran setze, Suter am FiBL zu behalten. Am selben Tag diskutierten der Stiftungsrat Matile und Mitarbeiter mit Suter über seine Nachfolge.⁴⁰⁷ Suter beteuerte weiterhin, dass er nicht am FiBL bleiben werde. Die langjährigen Mitarbeiter Otto Schmid und Max Eichenberger beantragten, an der Stiftungsratsitzung vom 19.9.1984 teilnehmen zu können, was ihnen nicht gestattet wurde. An dieser Sitzung wurde ein «Reglement für das FiBL» beschlossen, das die alte Geschäftsordnung ersetzte. Dieses basierte auf einer straffen Führungsstruktur: Oberstes Organ ist der Stiftungsrat. Dieser wählt den Institutsleiter. Ihm zur Seite steht die Leitungsgruppe, der neben zwei Stiftungsräten und dem Institutsleiter die Projektleiter angehören. Die Teamsitzung dient lediglich der Arbeitskoordination, dem Informationsaustausch und der Vorbereitung gemeinsamer Anlässe.⁴⁰⁸ Die MitarbeiterInnen verwiesen wiederholt darauf, dass eine Änderung des Organigramms die bestehenden Probleme mit Suter nicht löse. Als problematisch sahen sie die Delegation von Finanzfragen und der Projektplanung, die zusätzliche Belastung der Projektleiter mit administrativen Aufgaben sowie die «willkürliche Projektgruppenbildung ohne sachliche Zusammenhänge».⁴⁰⁹

406 Stellungnahme zur Aenderung der Geschäftsordnung an den Präsidenten und die Stiftungsräte, Oberwil, 6.8.1984, gezeichnet von 12 MitarbeiterInnen des Instituts, Privataarchiv (Roddersdorf).

407 Brief der MitarbeiterInnen an die Stiftungsrätinnen und Stiftungsräte, Oberwil, 3.10.1984, Privataarchiv (Roddersdorf).

408 Der Stiftungsrat: Reglement für das FiBL, o. O. 1984, Privataarchiv (Roddersdorf).

409 Brief der MitarbeiterInnen an die Stiftungsrätinnen und Stiftungsräte, Oberwil, 3.10.1984, Privataarchiv (Roddersdorf).

Auf Ende Januar 1985 erhielten 5 MitarbeiterInnen die Kündigung, weitere 5 reichten selber die Kündigung ein. Somit verliessen 10 von insgesamt 14 MitarbeiterInnen das FiBL.⁴¹⁰ Ebenso gab es im Stiftungsrat von 1984 bis 1985 grössere Vakanzen: Philippe Matile sowie die beiden einzigen Frauen Irène Hagmann und Silvia Henggeler traten zurück.⁴¹¹ Vonseiten der ehemaligen Mitarbeiter wurde behauptet, Matile sei aus dem Stiftungsrat hinaus geekelt worden.⁴¹² Als 1990 publik wurde, dass Bernhard Wehrli, Präsident der SGU und juristischer Berater des Stiftungsrates, in den 1980er Jahren für den geheimen Nachrichtendienst P 27 arbeitete, stellte sich zudem die Frage, ob der Gesinnungswandel im Stiftungsrat im Kontext einer politischen Säuberung von Umweltorganisationen zu sehen war.⁴¹³

Zumstein legte seine Beweggründe 1984 in einem Schreiben an die MitarbeiterInnen folgendermassen dar: Er sei zur Einsicht gelangt, «dass ein Weggang von H. Suter zum jetzigen Zeitpunkt den Zusammenbruch des FiBL und wohl auch der Stiftung zur Folge haben müsste.» Das FiBL verdanke seine Stellung und sein Ansehen in hohem Masse der Person Suters. Dabei verweist Zumstein insbesondere auf externe Geldgeber:

Nicht nur innerhalb des Kreises der Förderer und Gönner, sondern auch – und das scheint mir fast noch wesentlicher zu sein – bei eidgenössischen und kantonalen Instanzen und Behörden und bei zahlreichen weiteren Institutionen, die als Auftrag- und/oder Geldgeber für das FiBL von vitaler Bedeutung sind, verfügt H. Suter heute über ein Prestige und ein Ansehen, auf welche der FiBL noch Stiftung verzichten können, ohne schweren Schaden zu nehmen [...].⁴¹⁴

Diese Einschätzung teilen ehemalige MitarbeiterInnen nicht.⁴¹⁵ Zumstein bestätigt das «oft ungeschickte Verhalten von H. Suter, vor allem auch das – von ihnen [den MitarbeiterInnen, Anm. d. V.] ebenfalls erwähnte – unselige «Kündigungstheater»⁴¹⁶. Im Jahresbericht 1984 beschreibt Zumstein als Kern der Probleme jedoch die «Mitbestimmungs- und Gleichschaltungsforderungen» der MitarbeiterInnen, die den Institutslei-

410 Schmid (1994), S. 3.

411 Stiftung: Jb 1984/1985.

412 Stiftung: Protokoll der Hauptversammlung vom 10.5.1986, o. O., FiBL Archiv (Frick).

413 Max Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011 – «Wir haben keine Belege für das. Der einzige Hinweis, der konkret war in diese Richtung war eine Bemerkung von jemandem, der im Vorstand der SGU war und dann bei der Alternativen Bank gelandet ist, der Begriff «Säuberung» war von ihm.»; vgl. Rolf Gilgen: «Bernhard Wehrli: «Geheimdienst zwingend notwendig»», In: *Tages Anzeiger*, 14.12.1990, S. 17.

414 Heinz Zumstein, Brief an die Mitarbeiter des FiBL, Oberwil 6.10.1984, Privatarchiv (Rodersdorf).

415 «Suter hatte ein eher schlechtes Ansehen. [...] Also in der Forschung, in der Agrarszene hatte er keinen sehr guten Ruf. Aber er ist eigentlich ein guter Entomologe. Am Anfang brachte er sehr viel Dynamik rein – ohne ihn hätte es kein «Zum Beispiel» gegeben, ideenreich, ein lässiger Typ, aber einfach menschlich als Institutsleiter dem nicht gewachsen und als Wissenschaftler, ja, mit dem Umgang mit Misserfolgen nicht sehr souverän.» Max Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

416 Heinz Zumstein, Brief an die Mitarbeiter des FiBL, Oberwil 6.10.1984, Privatarchiv (Rodersdorf).

ter «in der Ausübung seiner Leitungs- und Geschäftsführungsfunktion blockiert» hätten.⁴¹⁷ Unklar bleibt, warum Zumstein vermittelnde Gespräche strikt ablehnte.

Das weitere Vorgehen, z.B. «in welcher Form eine Orientierung über die gravierenden Veränderungen am Institut erfolgen soll», wurde im Stiftungsrat nicht diskutiert.⁴¹⁸ In der Zeitschrift *zB* wurde lediglich vermerkt, dass «einige Mitarbeiter» das Forschungsinstitut verliessen.⁴¹⁹ Ende Januar 1985 verfassten 8 ehemalige MitarbeiterInnen einen Brief an die Förderer und Gönner, in dem sie die Gründe für ihre Kündigung erläuterten. In einem weiteren Schreiben fordert Max Eichenberger die Förderer auf, sich nicht von der Stiftung zurückzuziehen, sondern an der Hauptversammlung vom 4. Mai 1985 Auskunft zu verlangen und ihre Rechte wahrzunehmen. Diese Versammlung verlief sehr turbulent: «Sie musste geschlossen werden, ohne dass die Genehmigung der Jahresrechnung 1984 erfolgen konnte.»⁴²⁰ Verschiedene Förderer reichten anschliessend eine Beschwerde gegen den Stiftungsrat ein, die jedoch nicht erfolgreich war. Zudem kam es zu Gerichtsverhandlungen bezüglich Lohnnachzahlungen und ausstehenden Berichten von ehemaligen MitarbeiterInnen. An der Hauptversammlung 1986 wurden die Jahresrechnungen 1984 und 1985 schliesslich genehmigt.

Resultat der Krise von 1984 war eine klare Institutionalisierung und Abkehr vom Mitbestimmungsmodell: Bis 1983 wurden die Vollversammlungen jeweils durch eine öffentliche Veranstaltung ergänzt. Auch an der eigentlichen Versammlung waren jeweils um die 70 Personen anwesend. Es wurden viele Fragen gestellt, das Budget musste genehmigt werden und alle zwei Jahre fanden Wahlen statt. 1987 wurde die Versammlung ohne Diskussion innerhalb von einer Stunde abgehandelt.⁴²¹

Neben der Lücke im Archiv des FiBL – die Protokolle der Vollversammlungen sowie die Jahres- und Rechenschaftsberichte der Jahre 1984 und 1985 fehlen – sticht der abrupte Wechsel der Aufmachung der Publikationen der Stiftung ins Auge: Bis 1984 zeichneten sich die Publikationen durch ihr kräftiges Rot aus, ab 1985 erschien der Jahresbericht in Hellgrün und weiteren Pastellfarben.

Insgesamt bedeutete die Krise am FiBL eine massive Schwächung des Instituts, was sich neben der wissenschaftlichen Arbeit auch auf die politischen Vorstösse für eine rechtliche Absicherung des biologischen Landbaus auswirkte.⁴²²

417 Heinz Zumstein: *Jb 1984*, In: *Stiftung*, 19/1985, S. 2.

418 Brief von Irène Hagman an Heinz Zumstein, Basel 26.1.1985, Privatarchiv (Rodersdorf).

419 FiBL (Hg.): *zB*, 19/1985, S. 9.

420 Stiftungsrat, Brief an die Förderer und Gönner, 1986, Privatarchiv (Rodersdorf).

421 Stiftung, Protokoll der 14. Hauptversammlung vom 25.4.1987 in Sissach, FiBL Archiv (Frick).

422 Vgl. Schmid (1995), S. 3.

5.6 Vernetzung

Das FiBL war nicht nur ein privates Forschungsinstitut, sondern auch ein wichtiger politischer Akteur. Urs Niggli, Leiter des FiBL seit 1990, sieht die Stärke des FiBL in der Kombination der wissenschaftlichen Forschung mit der Förderung des biologischen Landbaus. Neben der Verbesserung der Methoden, der Entwicklung einer angepassten Technik, der direkten Beratung und Öffentlichkeitsarbeit engagierte sich das FiBL für den Aufbau von Strukturen und die Verbreitung von Informationen und Know-how. Das FiBL entwickelte sich früh zu einer Vernetzungsplattform: «FiBL's mission was to build up capacities, structures and communication in organic farming and to organize the community.»⁴²³

Die Vernetzung der Biobewegung fand zuerst auf der internationalen Ebene statt: 1972 wurde in Paris die internationale Dachorganisation *International Federation of Organic Agriculture Movements* (IFOAM) gegründet. Das FiBL trat der IFOAM bei und organisierte die erste internationale wissenschaftliche Konferenz der IFOAM an der Landwirtschaftsschule Ebenrain in Sissach 1977. Vogtmann betreute zudem von 1976 bis 1980 das Sekretariat der IFOAM.⁴²⁴ Mit dem Titel der ersten Konferenz «Auf dem Weg zur nachhaltigen Landwirtschaft» führte die Biobewegung ein Konzept ein, an dem sich viele Biobetriebe orientierten, das jedoch erst Jahre später von der Politik aufgegriffen wurde. Die 26 ReferentInnen aus acht Ländern gaben eine Übersicht über schon behandelte und noch offene Fragen. Die Tagung diente somit als Standortbestimmung für die Forschung auf dem Gebiet des biologischen Landbaus. Die Konferenz, an der über 200 Leute teilnahmen, trug wesentlich zur Bekanntheit des Institutes bei.⁴²⁵

In der Schweiz gab es in den 70er Jahren eine Vielzahl von Anbauverbänden mit je eigenen Anschauungen und Prinzipien. Die Bestrebungen des FiBL zielten darauf hin, die verschiedenen Richtungen des biologischen Landbaus zu einer Interessengemeinschaft zusammenzubringen und gemeinsame Basisrichtlinien zu entwickeln. Mit der starken Nachfrage gewann die Vermarktung von biologisch erzeugten Produkten an Bedeutung. Verarbeitungs- und Handelsfirmen erweiterten ihre Übernahmekapazitäten. Da jedoch eine rechtliche Absicherung fehlte, konnte jeder seine Produkte als «biologisch» bezeichnen.⁴²⁶ Ausschlaggebend für einen engeren Zusammenschluss war die Entscheidung der Eidgenössischen Ernährungskommission, die den Antrag von Müller zur offiziellen Anerkennung des biologischen Landbaus ablehnte, da wis-

423 Niggli (2007), S. 251.

424 Vgl. Niggli (2007), S. 251; Vogtmann: Rb 1976 bis 1980, In: Stiftung 7/1977 bis 13/1981 (falsche Nummerierung, eigentlich 14/1981).

425 Besson/Vogtmann (1978); vgl. Schmid (1994), S. 2.

426 Vgl. Vogtmann: Rb 1978, In: Stiftung, 10/1979, S. 20 f.

senschaftlich keine Unterschiede zwischen Produkten aus biologischem und konventionellem Anbau feststellbar seien.⁴²⁷ Die Biobewegung setzte deshalb darauf, den Begriff «biologisch» an bestimmte Produktionsmethoden zu knüpfen. Dabei konnte sie sich auf die so genannte «Vorzugsmilch» beziehen, die es bereits auf dem Markt gab: Auch zwischen der Vorzugsmilch und der konventionellen Milch waren chemisch-analytisch keine Unterschiede feststellbar. Die Auszeichnung wurde aufgrund bestimmter Produktionsmethoden vergeben. «Und die Vorzugsmilch verbieten, das haben sie bei der starken Milchlobby nicht geschafft. Also war die Tür offen zu sagen, ok, wenn nach Richtlinien, die man kontrollieren kann, produziert wird – wie bei der Vorzugsmilch auch – dann dürft ihr weiterhin Bio-Produkte haben.»⁴²⁸

Unter Federführung des FiBL setzten sich die verschiedenen Produzentenvereinigungen zusammen um gesamtschweizerische Rahmenanbaurichtlinien auszuarbeiten. Als Ergebnis der Verhandlungen wurden am 20. Oktober 1980 die ersten Richtlinien verabschiedet. Die Vereinbarung wurde von folgenden Organisationen unterzeichnet: Produzentenverein für biologisch-dynamische Landwirtschaftsweise, Biofarm-Genossenschaft, SGBL, Organisation Provana, Schweizerische Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus. Müller und die AVG Galmiz konnten nicht für die gemeinsame Vereinbarung gewonnen werden.⁴²⁹ Die «Richtlinien für Verkaufsprodukte aus biologischem Anbau» lieferten eine Umschreibung des biologischen Landbaus aufgrund von kontrollierbaren Produktionsvorschriften und enthielten Angaben über Ziele, Gültigkeit, Methoden, Verbindlichkeit und Kontrolle. Als Markenzeichen, um die biologischen Produkte zu kennzeichnen, wurde die Knospe gewählt, das damalige Logo des FiBL. Die Vertragspartner bestimmten eine aus Vertretern der Produzenten- und Konsumentenorganisationen sowie der Lebensmittelkontrolle zusammengesetzte Aufsichtskommission, die die Einhaltung der Richtlinien kontrollierte. Laut Schmid war dieses «Modell für eine handelsneutrale Kontrolle und Zertifizierung von Bio-Produkten» damals beispielgebend und wurde später von verschiedenen Zertifizierungsorganisationen im Ausland übernommen.⁴³⁰ 1981 wurde für die Vergabe der inzwischen als Schutzzeichen angemeldeten Kollektivmarke eine verbindliche Rechtsstruktur geschaffen, die Vereinigung Schweizerischer biologischer Landbauorganisationen (VSBLO). Die VSBLO entwickelte sich über die Jahre zu einem angesehenen Dachverband, der 1996 in Bio Suisse umgetauft wurde.

427 Vgl. dazu Kap. 6.3.1 zur staatlichen Anerkennung des biologischen Landbaus.

428 Hartmut Vogtmann, Berlin 10. 10 2011.

429 H. Lechmann, Protokoll über die Zusammenkunft der bisher an den «Richtlinien über Verkaufsprodukte aus biologischem Landbau» Mitarbeitenden und der Organisationsvertreter, 20.10.1980 in Zürich, FiBL Archiv (Frick).

430 Schmid (1995), S. 2.

Vom FiBL gingen wichtige Impulse für die Schaffung gemeinsamer internationaler Anbaurichtlinien aus. Diese wurden an der IFOAM Generalversammlung von 1982 verbindlich festgelegt. Eine technische Kommission, in der das FiBL durch Otto Schmid vertreten war, stellte Weisungen für die Kontrolle im internationalen Handel zusammen.⁴³¹

Nach Vogt kam der Schweiz insgesamt eine Pionierrolle zu:

Die für die 80er und 90er Jahre typischen Veränderungen in den Organisationsstrukturen des ökologischen Landbaus vollzogen sich zuerst in der Schweiz: Zunahme der Anzahl ökologisch wirtschaftender Betriebe, Entstehen einer Vielfalt an Anbauverbänden, Weiterentwicklung der Anbaurichtlinien und Ausbau des Zertifikations-Systems, Zusammenschluss der Anbauverbände in einem nationalen Dachverband sowie staatliche Förderung ökologischer Landbewirtschaftung. Die entsprechende Entwicklung in Deutschland und Österreich folgte mit einer Verzögerung von fünf bis zehn Jahren.⁴³²

5.7 Zwischenergebnisse

Der biologische Landbau erhielt in den 70er Jahren auf Bundesebene wenig Unterstützung, worauf ein Forschungsinstitut auf privater Basis gegründet wurde. Rückblickend wird dieser Weg von den Akteuren als grosse Chance gewertet: Die Forschung im biologischen Landbau könne «nicht innerhalb bestehender Formen und damit in den Gesetzmässigkeiten der etablierten Forschung durchgeführt werden, neue Inhalte bedürfen neuer Formen!»⁴³³

Die Biobewegung zeichnete sich durch eine Vielfalt an Zugängen aus: Über die Schweizerische Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus und das Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL) wurden erstmals Bezüge zwischen den verschiedenen Gruppen hergestellt. Daraus ergaben sich Synergien zwischen Akteuren aus der traditionellen Landwirtschaft, den anthroposophisch ausgerichteten Kreisen und der ökologischen Bewegung.

Unter den MitarbeiterInnen am FiBL waren keine traditionellen Landwirte. Wichtige Anstösse für die Entwicklung des biologischen Landbaus kamen seit den 70er Jahren nicht mehr ausschliesslich aus der Landwirtschaft. Fragestellungen und Erkenntnisinteressen wurden durch die ökologische Bewegung geprägt, von AkademikerInnen mit einem oft städtischen Hintergrund, die ihre eigene Vision einer alternativen Landwirtschaft zur Versorgung der KonsumentInnen in den Städten einbrachten. Anhand der

431 Suter: Rb 1982, In: Stiftung, 17/1983, S. 25; vgl. Schmid (2003).

432 Vogt (2000), S. 273 f.

433 Vogtmann (1994), S. 4.

Forschungstätigkeit, der Öffentlichkeitsarbeit und der intensiven Diskussionen um Lohnsysteme und Mitbestimmungsmodelle konnte aufgezeigt werden, dass sich das Institut als Teil der Alternativenbewegung verstand. Die politisch-kulturelle Bewegung war als Hintergrund vieler MitarbeiterInnen für das Institut bis in die 1980er Jahre richtungweisend.

5.7.1 Errungenschaften und Begrenzungen

Wichtige Errungenschaften in den ersten Jahren des FiBL waren wissenschaftliche Fortschritte und die Weiterentwicklung von Methoden im biologischen Landbau: Im Bereich der Wiederverwertung organischer Abfälle konnte die Kompostierung verbessert werden. Im Gemüsebau stellte sich heraus, dass die Auswahl der Sorten eine wichtige Rolle spielt. Im DOK-Versuch konnte gezeigt werden, dass in der biologischen und in der konventionellen Landwirtschaft vergleichbare Erträge erzielt werden können. Im Bereich Lebensmittelqualität wurde anhand von Rückstandsanalysen aufgezeigt, dass in den meisten Fällen Produkte aus biologischem Landbau eine deutlich bessere Qualität aufweisen als solche aus konventionellem Anbau. Das FiBL zeichnete sich nicht durch Spitzenforschung, sondern durch sein gesellschaftspolitisches Engagement aus. Damit trug das FiBL massgebend zur Bekanntheit des biologischen Landbaus bei. Mindestens so wichtig wie die eigentliche Forschung waren die Umstellungsberatung, der Einfluss auf die staatlichen Forschungsanstalten und die öffentliche Wahrnehmung des biologischen Landbaus. Die Biobewegung verlor ihr sektiererisches Image und stand nun für eine moderne ökologische Landwirtschaft. Auf der politischen Ebene konnte verhindert werden, dass der Begriff «biologischer Landbau» und «biologische Produkte» verboten wurde.

Bei der Darstellung der Entwicklung des FiBL konnten verschiedene Schwierigkeiten und Begrenzungen identifiziert werden. Zentrale Faktoren waren die interne Zusammensetzung, der Druck von aussen und die schwierige Finanzlage:

Die heterogene Zusammensetzung der Stiftung führte auch zu Konflikten. Gerade bei der sozialen Organisation des FiBL gingen die Meinungen auseinander. Gemeinsame Ziele der verschiedenen Akteure waren der Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen und die Förderung des biologischen Landbaus. Die Vielfalt der Zugänge unterstützte die Verbreitung des biologischen Landbaus, bedeutete jedoch auch, dass keine gemeinsame Gesellschaftsvision über die Landwirtschaft hinaus vertreten werden konnte.

Hinzu kam der Druck von aussen: Der biologische Landbau galt noch in den 1970er Jahren als Spinnerei und als rückständige, ertragsarme Wirtschaftsform. Bis er als Al-

ternative ernst genommen wurde, mussten weit verbreitete Vorurteile überwunden werden. Das FiBL stand in diesem Sinne unter einem Erwartungsdruck: Resultate mussten vorgewiesen werden, um das Funktionieren biologischer Methoden zu beweisen. Angesichts der verhärteten Fronten und persönlichen Anfeindungen konnten sich Wissenschaftler und Politiker wie Matile, Schalcher und Buess nicht noch mehr exponieren. Die heftigen Widerstände hatten jedoch auch eine vereinigende Wirkung innerhalb der Biobewegung, die sich zusammenraufte, um gemeinsame Basis-Richtlinien für den biologischen Landbau zu definieren.

Eine aufwändige und schwierige Aufgabe war die Beschaffung der finanziellen Mittel. Die angespannte Finanzlage war ein Dauerthema und erschwerte die Arbeit am FiBL: Nur wenig Ressourcen standen zur Verfügung und es konnten nur tiefe Löhne bezahlt werden. Ein grosser Teil der Projekte wurde über Forschungsaufträge und die Zusammenarbeit mit staatlichen Instituten finanziert. Die Abhängigkeit von Auftraggebern sowie von Förderern und Gönnern beeinflusste die Forschungstätigkeit. Insgesamt wurden die Handlungsoptionen des Instituts durch die knappen Ressourcen beschränkt: Diese mussten möglichst zielgerichtet eingesetzt werden, es gab keinen Spielraum für gross angelegte Experimente mit völlig ungewissem Ausgang.

In Bezug auf die Ziele der ökologischen Alternativenbewegung kann festgestellt werden: Eine Einflussnahme auf die Landwirtschaftspolitik und die staatlich geförderte Forschung wurde höher gewichtet und war realistischer als die Mitgestaltung einer «grundsätzlichen Alternative», wie sie von der AGU gefordert wurde. Mit der «ökologischen Welle» der 1980er Jahre kam ein grosses Interesse für den biologischen Land- und Gartenbau auf. Am FiBL wurde die Öffentlichkeitsarbeit ein wichtiger Tätigkeitsbereich. Neben der Forschung und landwirtschaftlichen Beratung wurden diverse Vorträge, Ausstellungen und Kurse organisiert. Angesichts des enormen Engagements, aber auch der Belastung der MitarbeiterInnen, entsteht der Eindruck, dass das FiBL fast ein wenig vom eigenen Erfolg überrannt wurde. Trotzdem blieb die Lebensform am FiBL ein zentrales Thema.

5.7.2 Entwicklungslinien – Vom Direktverkauf zum Grossverteiler

Die auffallendste Entwicklung im biologischen Landbau vollzog sich beim Verhältnis von ProduzentInnen und KonsumentInnen.

Rätus Fischer beschrieb die Absatzwege von Bio-Bauern gemäss den Ergebnissen seiner qualitativen Untersuchung von 1978 folgendermassen: Der Vertrieb der Produkte basiert weitgehend auf dem direkten Kontakt zwischen ProduzentInnen und Konsu-

mentInnen. Absatzwege der biologisch-dynamischen Betriebe sind der Verkauf ab Hof, Wochenmärkte, Reformhäuser und Konsumvereine. «Bauern und Gemüseproduzenten berichten von einem festen und teilweise organisierten Kundenkreis, der möglichst vielseitig versorgt wird. Diese Kunden nehmen meist auch persönlich Anteil am Hof.» Die organisch-biologisch arbeitenden Betriebe vertreiben meist den grössten Teil ihrer Ernte über die Anbau- und Verwertungsgenossenschaft Galmiz (AVG) oder die Biofarm-Genossenschaft.⁴³⁴ «Weil die Partnerschaft mit dem Staat und der Industrie die Probleme der Landwirte nicht löst, sondern eher noch vergrössert, besinnt man sich auf das Naheliegende: den Kontakt und die Zusammenarbeit mit den Verbrauchern.»⁴³⁵ Während Bernward Geier das «Verhältnis zwischen den biologisch wirtschaftenden Betrieben und ihren Kunden» 1985 mit den Aspekten Direktverkauf, Partnerschaft und Regionalität charakterisierte⁴³⁶, dominieren heute die Grossverteil-ler Coop und Migros.

In den Satzungen der Stiftung wurde neben dem Forschungsinstitut der Aufbau einer Kooperationsstelle zur Förderung der Zusammenarbeit von ProduzentInnen und KonsumentInnen als Ziel definiert. Diese Idee ist – angesichts der anthroposophischen Ausrichtung der Stiftung – im Zusammenhang mit dem Konzept der Dreigliederung des sozialen Organismus von Steiner zu sehen: Als Selbstverwaltungs- und Steuerungsorgane der Wirtschaft werden Assoziationen gebildet, in denen VertreterInnen der drei Wirtschaftsfunktionen Produktion, Handel und Konsumtion sich gleichberechtigt zusammenschliessen.⁴³⁷ Mit diesem Organisationsprinzip werden «die Verbraucher zu bewussten und tätigen Mitträgern wirtschaftlichen Handelns».⁴³⁸ Die Aufgabe der Kooperationsstelle sollte laut Geschäftsordnung von Mitgliedern des Instituts übernommen werden.⁴³⁹ Obwohl die Stiftungsgründer sowie die ökologische Alternativenbewegung die sozialen Aspekte des biologischen Landbaus hoch gewichteten, wurde im Untersuchungszeitraum bis 1984 der Aspekt der sozialökonomisch richtigen Erzeugung von landwirtschaftlichen Produkten nur beim Projekt Klettgau als zentrale Fragestellung berücksichtigt. Die Entwicklung in diesem Bereich wird im Folgenden anhand der Konzeption des Projekts einerseits und den Ergebnissen andererseits aufgezeigt.

434 Fischer (1982), S. 34.

435 Geier (1985), S. 103.

436 Ebd., S. 99–105.

437 Wolfgang Latrille: *Assoziative Wirtschaft. Ein Weg zur sozialen Neugestaltung*, Stuttgart 1985, S. 117.

438 Heinz Kloss: *Selbstverwaltung und die Dreigliederung des sozialen Organismus*, Frankfurt a. M. 1983, S. 83.

439 Vgl. Geschäftsordnung des FiBL, Basel 1978, Privatarchiv (Rodgersdorf), Abschnitt «1. Aufgabenstellung» und Abschnitt «2.3 Kooperationsstelle».

Das agrarökologische Projekt Klettgau im Kanton Schaffhausen vereinigte umweltgestalterische, landwirtschaftliche und soziale Aspekte in Bezug auf die ländliche Entwicklung. In einem geografisch definierten und abgegrenzten Raum sollten modellhaft Wege aufgezeigt werden für eine Abkehr von der einseitigen zu einer vielseitigen Landschaftsnutzung, für eine landwirtschaftliche Produktion unter Ausnützung der positiven Wirkungen einer gezielten Landschaftsgestaltung und angepassten Produktionsweise sowie für eine Belebung der Beziehung der nicht-landwirtschaftlichen Bevölkerung zur Produktion von Grundnahrungsmitteln.⁴⁴⁰ Unter Einbezug von ProduzentInnen, KonsumentInnen und Behörden wurden zu verschiedenen Themen Arbeitsgruppen gebildet. Laut Projektbeschreibung waren zum Thema «Einbezug der nicht landwirtschaftlichen Bevölkerung» drei Arbeitsgruppen geplant: Die Gruppe «Kontakt und Erziehungswert für Kinder» plante und gestaltete die notwendigen Einrichtungen für Schul- und Freizeitaktivitäten, die erlebnisreich und praxisnah waren und sowohl körperlichen als auch geistigen Einsatz erforderten. Die Gruppe zur «Passiven Auseinandersetzung mit den Projektschwerpunkten» regte die selbständige Beobachtung der Naturvorgänge und Nutzungsformen der Landwirtschaft an. Vorgeschlagen wurden Radwege, Picknickplätze und Informationstafeln. Die Gruppe «Integration der Bevölkerung» entwarf verschiedene Programme, die durch direkte Bezugspunkte wie Direktverkauf oder aktive Mitarbeit eine Beteiligung der nicht landwirtschaftlichen Bevölkerung ermöglichten. Durch eine abwechslungsreiche Gestaltung landwirtschaftlicher Produktionsgebiete konnte ein fließender Übergang zu den klassischen Erholungsräumen geschaffen werden. Ziel war es, das Verständnis für ökologische Zusammenhänge zu fördern und Einblicke in die landwirtschaftlichen Produktionsweisen zu gewähren. Das Interesse an der Herkunft der Grundnahrungsmittel sollte gesteigert und das Konsumverhalten indirekt beeinflusst werden. Dadurch sollte sich ein Vertrauensverhältnis zwischen den BäuerInnen und der Verbrauchergruppe entwickeln.⁴⁴¹

Nach einer längeren Vorbereitungszeit wurde 1984 mit den Projektarbeiten begonnen. Im Rechenschaftsbericht wurde der Stand der verschiedenen Gruppen dokumentiert: Es wurden grössere Diplomarbeiten zu einer vielfältigen Landschaftsgestaltung verfasst, die Zusammenarbeit mit einzelnen Betrieben wurde aufgenommen um Möglichkeiten für eine biologische Bewirtschaftung zu prüfen und der Zusammenhang zwischen dem Nitratgehalt im Grundwasser und der Bewirtschaftungsweise wurde untersucht. Die Gruppe «Oekologie» befasste sich mit Schädlingen und Nützlingen im

440 Vgl. Henri Suter: Rb 1983, In: Stiftung, 18/1984, S. 10.

441 Henri Suter/Rosmarie Eichenberger: Agrar-oekologisches Projekt Klettgau. Diskussionsbasis zu einem Projektvorschlag, Oberwil o. D., Privatarchiv (Rodersdorf).

Zusammenhang mit der Produktionsweise und Landschaftsgestaltung und die Gruppe «Bevölkerung» prüfte «verschiedene Anliegen von allgemeinem Interesse» wie die Erhaltung von Obstbäumen, naturnahe Gartengestaltung und die Bereicherung von Bachläufen. Die Ergebnisse dieser letzten Gruppe wirken etwas mager gegenüber den ursprünglichen Zielen. Während es in den anderen Gruppen gelang, «dank der Mitarbeit von Fachleuten aus verschiedenen Organisationen» relativ schnell Informationen zusammenzutragen, waren bei der Gruppe «Bevölkerung» nur BewohnerInnen beteiligt.⁴⁴² 1985 folgte bei der Gruppe eine «Ruhepause».⁴⁴³

In der ersten Publikation zum Projekt Klettgau wird betont, dass eine «Intensivierung der Beziehung zwischen Produzenten und Konsumenten» anzustreben sei «mit dem Ziel, die regionalen Landwirtschaftsprodukte unter der ansässigen Bevölkerung direkt zu vermarkten». Dadurch liessen sich Transport- und Lagerenergie sparen und die Einkommenssituation der bäuerlichen Bevölkerung verbessern.⁴⁴⁴ In 15 Jahren war ein gross angelegtes Vernetzungsprojekt entstanden mit einer Gesamtfläche von 42 Hektaren. Es beinhaltete Hochstamm-Obstgärten, Wiesland-Streifen, Hecken mit Krautsäumen, Buntbrachen und Ackerschonstreifen sowie ökologische Ausgleichsflächen, die störungsarme Refugien für die stark gefährdete Flora und Fauna boten. Die Förderung der direkten Zusammenarbeit von ProduzentInnen und KonsumentInnen durch Direktverkauf und Mitarbeit der KonsumentInnen war im Jahre 1999 jedoch kein Thema mehr.⁴⁴⁵

Die Entwicklung des Projekts macht deutlich, dass ein gesellschaftspolitischer Ansatz wie die regionale Lebensmittelversorgung und die direkte Zusammenarbeit von ProduzentInnen und KonsumentInnen weit schwieriger umzusetzen war als die eher anbautechnisch anzugehenden ökologischen Problembereiche Nitratauswaschung und Landschaftsverarmung. An bekannten Möglichkeiten für den Einbezug der Bevölkerung fehlte es hingegen nicht. Ein Modell der direkten Zusammenarbeit hatte das FiBL direkt vor Augen: Die Anbauflächen des DOK-Versuches gehörten zum Birsmatthof in Therwil, der seit 1980 von der ProduzentInnen-KonsumentInnen-Genossenschaft *Agrico* bewirtschaftet wird. Im Zusammenhang mit der Bewirtschaftung der landwirtschaftlichen Flächen auf dem Bernhardsberg wurde die Variante Genossenschaftsgärten («Genoga») diskutiert.⁴⁴⁶

442 Henri Suter: Rb 1984, In: Stiftung 19/1985, S. 10 f.

443 Stiftung: Jb 1985, S. 14.

444 N. Hufschmid u.a.: Agrar-ökologisches Projekt «Klettgau». Eine Modellstudie für biologischen Landbau, Oberwil 1987, S. 96.

445 Vgl. Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen (1999).

446 Rosmarie Eichenberger, Protokoll LW-Sitzung Bernhardsberg vom 23.8.1982, Privatarchiv (Rodersdorf).

Als wichtiger Grund dafür, dass die Idee der Kooperationsstelle nicht weiterverfolgt wurde, können die fehlenden Kapazitäten angenommen werden. Diese Begründung ist jedoch nicht hinreichend, da mit dem Ausbau der Forschungskapazitäten eine neue Ausrichtung festzustellen ist: Mit dem Verkauf von biologisch erzeugten Produkten über Grossverteiler gewann der biologische Landbau in der Schweiz einen enormen Aufschwung: «between 1992 and 2005 the number of organic farms grew from 800 to 7000»⁴⁴⁷. Die Grossverteiler, bei denen kein persönlicher Kontakt zwischen Produzent/Innen und KonsumentInnen besteht, forderten ein besseres Aussehen und eine höhere «technische Qualität» (wie die Transportierbarkeit) der Produkte sowie eine kontinuierliche Lieferung.⁴⁴⁸ Laut Urs Niggli richtete das FiBL seine Forschungstätigkeit nach dieser Entwicklung aus: «The booming sales influenced the research agenda of FiBL heavily, and the whole food chain was subjected to micro- and macroeconomic analyses.» Zentrale Themen waren ab 1990 die Elastizität von Preisen, die Erwartungen der KonsumentInnen an biologische Produkte und ihr Kaufverhalten.⁴⁴⁹ Schliesslich traten anstelle des direkten Kontakts Markenzeichen wie «Regio» in Coop und Migros.

Auf den Entscheidungsprozess über den Verkauf von biologisch erzeugten Produkten in Grossverteilern kann im Rahmen dieser Arbeit nicht genauer eingegangen werden. Die damit einhergehende Integration in den Lebensmittelmarkt sowie die Marktdifferenzierung werden im folgenden Kapitel dargestellt. Ein weiteres Thema ist die Konventionalisierung des biologischen Landbaus und Gegenstrategien, die im letzten Kapitel diskutiert werden.

447 Niggli (2007), S. 249.

448 Ebd., ebd.

449 Ebd., S. 249 f.

6. Ausstrahlung und gesellschaftliche Bedeutung

In diesem Kapitel wird nach der Ausstrahlung und gesellschaftlichen Bedeutung des FiBL und der Biobewegung gefragt: Was wurde erreicht? Wo scheiterte die Bewegung? Wie kam es zur staatlichen Anerkennung des biologischen Landbaus? Gibt es einen Einfluss auf den offiziellen Wissenschaftsbetrieb? Wie ist die Wirkung in der Praxis? Konnten alternative Lebensweisen realisiert werden? In welchen Bereichen fand ein Umdenken und Umschwenken statt?

6.1 Internationale Bedeutung

Die internationale Ausrichtung des FiBL wurde stark durch den ersten Leiter Hartmut Vogtmann gefördert. Sein persönlicher Werdegang verdeutlicht die Ausstrahlung des FiBL über die Landesgrenzen hinaus.

IFOAM

Das FiBL engagierte sich in der internationalen Dachorganisation IFOAM und rettete die Organisation in ihren ersten Jahren vor dem Zusammenbruch: Als die französische Umweltorganisation *Nature et Progrès* die Koordination nicht mehr weiterführen wollte, stand das Fortbestehen auf der Kippe. 1975 trafen sich die Mitglieder auf Einladung des FiBL in Seengen (CH) zu einer dreitägigen Krisensitzung. «Dann haben wir gesagt vom FiBL aus ‹Wir führen weiter›. Dann brauchen wir Geld. Und dann sind die Leute nach vorne marschiert, einer hat 100 Dollar gegeben, der andere 200. Da wurde richtig Geld auf den Tisch gelegt von allen Anwesenden um zu sagen ‹So, fangt an, macht weiter›.»⁴⁵⁰ Die IFOAM zählt heute über 750 Mitgliederorganisationen in 116 Ländern. Sie leitet, vernetzt und unterstützt die Biobewegung in ihrer ganzen Vielfalt.⁴⁵¹

Richtlinien

Vogtmann meint heute: «Die Richtlinien, die es weltweit gibt, sind vom FiBL ausgegangen.»⁴⁵² Entscheidend ist dabei, dass es sich um gemeinsame Richtlinien handelte: Die Organisationen Biofarm und SGBL formulierten in der Schweiz bereits Anfang der 1970er Jahre je eigene Regeln. Es ging also darum

450 Vogtmann, Berlin 10.10.2011.

451 Vgl. IFOAM: About IFOAM/Mission and Goals, www.ifoam.org/about_ifoam/index.html.

452 Vogtmann, Berlin 10.10.2011.

ein Dach zu finden, unter dem alle biologischen Richtungen Platz finden können. Das Ergebnis der Arbeiten sollte sein, mit diesem Rahmen den Behörden gegenüber aktiv zu werden, um [...] eine offizielle Anerkennung durchzusetzen [...] und dass damit eine Definition des biologischen Landbaus vom Produktionsweg und Prozess und nicht vom Produkt angestrebt wird.⁴⁵³

Dieser Ansatz wurde von der deutschen Arbeitsgemeinschaft Öko-Landbau (AGÖL) übernommen. Aus den AGÖL-Richtlinien entstanden die IFOAM Richtlinien sowie später die EU-Richtlinien. Diese kamen ironischerweise 1997 als Bio-Verordnung in die Schweiz zurück.

Entwicklungszusammenarbeit

Das FiBL beteiligte sich international an zahlreichen Projekten – sowohl in der Forschung, Beratung und Weiterbildung als auch in der Entwicklungszusammenarbeit. Über das Bolivienprojekt bestehen seit 1979 intensive Kontakte zur DEZA. Prominente Beispiele für internationale Projekte sind der Aufbau einer Zertifizierungsorganisation in Indien (Indocert) und der Aufbau einer Biozitrusproduktion in Kuba. «Biologischer Pflanzenschutz, Gründüngung, Fruchtfolge: Kubas Bauern haben in der Not zu einer ökologischen Landwirtschaft gefunden.», berichtete der *Tages-Anzeiger* 2011. Wichtiger Bestandteil dieser «Graswurzelbewegung» sind urbane Gemüse- und Gewürzgärten: Gesunde Lebensmittel werden dort produziert wo viele Menschen leben. Der Agraringenieur Lukas Kilcher vom FiBL half unter anderem mit, eine alte Zuckerrübenfabrik in der Provinz Villa Clara vor der Schliessung zu retten: «Heute ist sie ein Vorzeigebetrieb, für den 500 Bauern und Landarbeiter tätig sind. Sie produzieren Biofrüchte und Biozucker, aus der Melasse stellen sie mit einer Schweizer Brennerei Biorum her, mit den Abfällen erzeugen sie grünen Strom für ein ganzes Dorf.»⁴⁵⁴

Erster Lehrstuhl für Ökolandbau

«Kaum jemand hat den ökologischen Landbau in Deutschland so nach vorne gebracht wie Hartmut Vogtmann, Präsident des Bundesamtes für Naturschutz.»⁴⁵⁵ 1981 wurde Vogtmann vom FiBL an die Universität Kassel berufen, um in Witzenhausen den europaweit ersten Lehrstuhl für biologischen Landbau aufzubauen. Das Fachgebiet «Methoden des alternativen Landbaus» wurde 1992 in «Fachgebiet Ökologischer Landbau» umbenannt. «Im Hörsaal und auf angeschlossenen Versuchsbetrieben wird

453 Vogtmann in einem Brief an die Mitglieder der Arbeitsgruppe für gemeinsame Richtlinien 1976, zit. nach Beat Hugli: «Bio lässt sich nur gemeinsam durchsetzen», Gesprächsprotokoll, Basel 26.6.2006, S. 4.

454 Oscar Alba: «Die grüne Revolution», In: *Tages-Anzeiger*, 6.9.2011, S. 10; vgl. FiBL: FiBL Schweiz – seit über 30 Jahren Forschung für die biologische Landwirtschaft, www.fibl.org/de/schweiz/standort-ch.html.

455 Andrea Hösch: «Der Vordenker», In: *greenpeace magazin*, 1/2003, www.greenpeace-magazin.de/index.php?id=3482.

der Nachwuchs ausgebildet. Hier wird praxisnah geforscht – und von hier aus wird beraten. Wenn es um Öko-Landbau geht – Witzgenhausen ist die erste Anlaufstelle der Republik.»⁴⁵⁶

Prinz Charles und *organic farming* in England

Einen weiteren Verbündeten hat Vogtmann in Prinz Charles gefunden. Dieser gilt als «prominenter Vordenker der Ökobewegung», der nicht nur über Naturliebe und Nachhaltigkeit als hehre Ziele redet, sondern auch danach handelt.⁴⁵⁷ Seit Jahrzehnten ist Vogtmann ein enger Berater des Prinzen, wenn es um Landwirtschaft geht. Charles besuchte in den 1980er Jahren das FiBL und beschloss – als einer der ersten in Grossbritannien – sein Gut *Highrove* auf biologischen Landbau umzustellen. Das Gut hatte 40 Jahre Intensivanbau und Monokulturen hinter sich. Heute werden die gesamten 1800 Hektaren *Highrove*- Ländereien biologisch bewirtschaftet. Nicht zuletzt aufgrund überzeugender Wirtschaftsdaten gilt die *Home Farm* als Grossbritanniens wichtigste Brutstätte für den Biolandbau. Jahr für Jahr besuchen mehrere hundert Bäuerinnen und Bauern den Musterhof.⁴⁵⁸

Vogtmanns Engagement beschränkte sich nicht auf die fürstlichen Ländereien. Er ist langjähriges Mitglied und Präsident des *Organic Research Centre at Elm Farm*, dem bedeutendsten Forschungs- und Beratungszentrum für biologischen Landbau in England.⁴⁵⁹

6.2 Biologischer Landbau in der Forschung und Lehre des Bundes

Über Jahrzehnte begegneten AgrarwissenschaftlerInnen der Forschungsanstalten und der ETH den Ideen des Biolandbaus mit grosser Skepsis und Vorbehalten. Forschung zu Fragen des Biolandbaus fand nicht statt. Einzig in den 1950er Jahren führte die Forschungsanstalt Zürich-Oerlikon einen Versuch mit Steinmehl durch und kam zum Schluss, dass keine Wirkung bestehe.⁴⁶⁰ So war die Lehre und Forschung des Bundes im Agrarbereich bis Anfang der 1990er Jahre weiterhin einseitig auf Ertragssteigerung und Rationalisierung der Agrarproduktion ausgerichtet. Die Vernachlässigung des biologischen Landbaus hatte laut Peter Moser weitreichende Folgen:

456 Südwestrundfunk: «Bio-Pionier als Berater. Der Ökoflüsterer von Prinz Charles», www.swr.de/im-gruenen-rp/-/id=100810/nid=100810/did=4293922/185vrvw/index.html, aus der Sendung vom 5.1.2010.

457 Rolf Seelmann-Eggebert: «Der grüne Prinz», In: *greenpeace magazin*, 3/2011, www.greenpeace-magazin.de/index.php?id=6407.

458 Marcel Keiffenheim: «Der König der Biobauern», In: *greenpeace magazin*, 1/2003, www.greenpeace-magazin.de/index.php?id=3472.

459 Vgl. FiBL: Stiftungsrat, www.fibl.org/de/schweiz/standort-ch/stiftungsrat.html; Vogtmann, Berlin 11.10.2011.

460 Vgl. Alföldi (2011), S. 6; Moser (1994), S. 338.

An der ETH wurde nicht nur geforscht, sondern praktisch alle Landwirtschaftslehrer – die neben dem Unterricht an den landwirtschaftlichen Schulen auch für die Betriebsberatung zuständig waren – wurden dort ausgebildet.⁴⁶¹

6.2.1 Landwirtschaftliche Schulen und Forschungsanstalten

Als erste «offizielle» Institution stellte 1972 die landwirtschaftliche Schule Ebenrain in Sissach ihren Landwirtschaftsbetrieb mit Genehmigung der kantonalen Aufsichtskommission auf biologischen Landbau um. Die Schule nahm Biolandbau ins Unterrichtsprogramm auf.⁴⁶² Dieser Schritt löste in landwirtschaftlichen Kreisen einigen Wirbel aus und wurde Gegenstand polemischer Kritik.⁴⁶³ Noch Mitte der 1980er Jahren war es «den Mitarbeitern einer Forschungsanstalt (Reckenholz) verboten in der Fachzeitschrift des FiBL zu schreiben».⁴⁶⁴ Im Kanton Zürich wurde zwar eine «Stelle für die Beratung im umweltschonenden Umgang mit Pflanzenschutzmitteln und zur Förderung der biologischen Schädlingsbekämpfung» geschaffen.⁴⁶⁵ Die Begriffe «umweltschonend» und «biologisch» erwiesen sich jedoch als dehnbar:

Statt den Biolandbau auch als interessante Forschungsfrage aufzugreifen, wurde stattdessen die Forschung [und] Beratung für die integrierte Produktion ausgebaut. Pflanzenschutz-Prognosemodelle (z.B. Epipré) wurden entwickelt, die eine gezieltere Bekämpfung nach Schadschwellen ermöglichte, aber als «Nebenwirkung» mit sich brachte, dass die Hemmschwelle vor dem Einsatz von Pflanzenschutzmitteln, z.B. von Fungiziden vor der Ernte von Brotgetreide, abgebaut wurde und insgesamt in jener Zeit eher mehr Pestizide im Ackerbau eingesetzt wurden.⁴⁶⁶

Ab 1984 begannen verschiedene Landwirtschaftsschulen (zuerst Zürich, Bern, Nordwestschweiz) gemeinsam mit dem FiBL Biolandbau-Kurse anzubieten. Die Zürcher Regierung entschied, am Strickhof eine eigene Stelle für die Beratung und Weiterbildung der biologisch wirtschaftenden Betriebe zu schaffen. 1986 wurde das Fach «Bioland und Ökologie» in die Ausbildung am Strickhof aufgenommen. Biolandbau wird seither zeitweise als Wahlfach, zeitweise als Pflichtfach angeboten. «2002 konnten am Strickhof die ersten zwölf Landwirtschaftsschüler ihren Abschluss ‹Landwirt/Landwirtin mit Spezialrichtung Biolandbau› in Empfang nehmen».⁴⁶⁷ Eine integrierte Ausbildung mit Spezialrichtung Biolandbau (nach der LAP 1 werden zwei Semester konventionelle Landwirtschaftsschule mit mindestens 85 Lektionen Biolandbau besucht) wird inzwischen an

461 Moser (1994), S. 347.

462 Vgl. Landwirtschaftliches Zentrum Ebenrain, Jb 2006, www.baselland.ch/fileadmin/baselland/files/docs/vsd/lze/berichte/jahresbericht_2006.pdf.

463 Vgl. dazu Buess (1973), S. 377–381.

464 Schmid (1995), S. 3.

465 Marc Kummer/Laurenz Müller (Hg.): 150 Jahre Strickhof, Zürich 2003, S. 120.

466 Schmid (1995), S. 3.

467 Kummer/Müller (2003), S. 120–124.

verschiedenen kantonalen landwirtschaftlichen Schulen angeboten. Die Initiative für eine eigene Bioschule wurde von der Bio Suisse, Demeter und dem FiBL ergriffen. Der Pilotlehrgang an der Bio Schwand in Münsingen hatte sich bewährt. Er wird «ab dem Schuljahr 2011/12 in ein reguläres Bildungsangebot überführt».⁴⁶⁸

Unter der Bezeichnung Agroscope werden heute die landwirtschaftlichen Forschungsanstalten des Bundes zusammengefasst. Ihre Vision lautet: «Landwirtschaft für Mensch und Umwelt: Wir forschen für gesunde Lebensmittel und eine lebenswerte Landschaft.»

Agroscope fördert eine multifunktionale und wettbewerbsfähige schweizerische Landwirtschaft. Agroscope achtet dabei auf wirtschaftliche, ökologische und soziale Anliegen. Agroscope richtet sich auf zukünftige Herausforderungen aus und gibt transdisziplinären und innovativen Systemansätzen den gebührenden Stellenwert. Agroscope arbeitet anwendungsorientiert.⁴⁶⁹

Die biologische Landwirtschaft stelle ein wesentliches Element zur Umsetzung des Konzeptes «multifunktionale Landwirtschaft Schweiz» dar. «Die ART [Agroscope Reckenholz-Tänikon] will diese Landbauform unterstützen und weiterentwickeln indem sie agrarökologische Zusammenhänge erforscht und Handlungsempfehlungen für die Bio-Bäuerinnen und -Bauern erarbeitet.» Dies erfolge zusammen mit Praktikern und Forschungspartnern, «besonders mit dem Institut für biologischen Landbau (FiBL) in Frick».⁴⁷⁰ Eine Untersuchung zum Anteil der Biolandbauforschung am Gesamtvolumen zeigt, dass die Forschungsanstalten zwischen 2008 und 2011 – gemessen an Arbeitstagen – einen Anteil von 14 Prozent (Liebefeld-Posieux), 22 Prozent (Reckenholz-Tänikon) und 26 Prozent (Changins-Wädenswil) für die Biolandbauforschung einsetzten. Die Forschung des Bundes orientiert sich also weiterhin zu vier Fünfteln an der konventionellen Landwirtschaft.⁴⁷¹

468 Robert Obrist: «Pilot mit Vorbildfunktion», In: *bioaktuell*, 10/2009, S. 6 f.

469 Schweizerische Bundesbehörden: Agroscope, www.agroscope.admin.ch/org/index.html.

470 Schweizerische Bundesbehörden: Biologischer Landbau, www.agroscope.admin.ch/systemes-cultures/02455/index.html?lang=de.

471 BLW Biokoordinationsgremium (Hg.): Übersicht zur Bioforschung von Agroscope und FiBL 2008–2011, Zürich 2010, S. 4. Grundlage für die Berechnung waren die Arbeitsprogramme, die 2010 bereits für das Folgejahr vorlagen.

6.2.2 Universität und ETH Zürich

Zeitzeugen betonen immer wieder: Biologischer Landbau war in der Agronomie kein Thema. Es waren die Studierenden, die ökologische Ansätze und alternative Landwirtschaftskonzepte in die Veranstaltungen einbrachten. Agronomie-StudentInnen gründeten eine Biolandbau-Gruppe und die AGU beschäftigte sich intensiv mit dem Thema Landwirtschaft. Otto Schmid erinnert sich: «Es gab mal eine Veranstaltung zu der ein bio-dynamischer Berater, Peter Züblin, eingeladen wurde. Der wurde total kritisiert und lächerlich gemacht. Dies änderte sich ein wenig, als drei Dissertationen geschrieben wurden. Das war ein Eisbrecher.»⁴⁷² Durch die gemeinsame Betreuung von Diplomarbeiten und Dissertationen konnte auch das Verhältnis des FiBL zur offiziellen ETH verbessert werden.⁴⁷³ Die erste Dissertation schrieb Ursula Graf über biodynamische Konstellationen, die zweite war von Marianne Porret am Geobotanischen Institut, die dritte von Rätus Fischer in der Agrarsoziologie.⁴⁷⁴ Ab 1977 konnten MitarbeiterInnen des FiBL am Technikum in Zollikofen und an der ETH Vorlesungen halten, vorerst während zwei Wochenstunden zum Thema «Ökologie und Landwirtschaft».⁴⁷⁵ An der Schweizerischen Hochschule für Landwirtschaft SHL und an der ETH wird Biolandbau bis heute in einzelnen Modulen und Kursen unterrichtet. Im Gegensatz zu anderen Ländern gibt es an keiner Schweizer Hochschule einen eigenen Lehrstuhl für Biolandbau.⁴⁷⁶

1987 wurde hingegen an der ETH der Studiengang Umweltnaturwissenschaften gegründet – Dank engagierten Studierenden, meint der Biologe und ETH-Präsident Jakob Nüesch: «Also erstens muss man ja [...] im Bezug auf die Umweltnaturwissenschaften festhalten, dass das im Wesentlichen eine Initiative der Studierenden war. Also das kam jetzt einmal *bottom up* und nicht *top down*.»⁴⁷⁷

472 Otto Schmid, Zürich 20.7.2011.

473 Vgl. Vogtmann: Rb 1976, In: Stiftung, 7/1977, S. 20.

474 Ursula Graf: Darstellung verschiedener biologischer Landbaumethoden und Abklärung des Einflusses kosmischer Konstellationen auf das Pflanzenwachstum, Zürich 1977; Marianne Porret: Comparaison d'écosystèmes de prairies permanentes exploitées de manières conventionnelles et bio-dynamiques, Geobotanisches Institut der ETH-Zürich, Diss. 1978; Fischer (1982).

475 Vogtmann: Rb 1977, In: Stiftung 8/1978, S. 17.

476 Thomas Alföldi/Sibil Buschauer: Biowissen – Fakten und Hintergründe zur biologischen Landwirtschaft und Verarbeitung, Version März 2011, www.fibl.org/de/service/nachrichtenarchiv/meldung/article/biowissen-fakten-und-hintergruende-zur-bioproduktion.html, S. 38.

477 Gugerli, David/Kupper, Patrick/Speich, Daniel: ETHistory 1855–2005 Debatten Umwelt Fait accompli (Film mit Zeitzeugeninterviews), www.ethistory.ethz.ch/debatten/umweltnaturwissenschaften/frage1/.

Ab dem Wintersemester 1986/87 wurden auch an der Philosophischen Fakultät II der Universität Zürich Vorlesungen im Fach «Umweltlehre» angeboten: Zum «Stammteil» gehörten Grundlagen der Oekochemie, Grundlagen der Landschaftsökologie, biologische Grundlagen der Ökologie, Umweltplanung, Umweltrecht, Grundlagen der Humanökologie sowie Natur- und Landschaftsschutz. Der «Spezielle Teil» beinhaltete verschiedene Seminare und Praktika.⁴⁷⁸ Die Vorlesungen werden heute im Nebenfach Umweltwissenschaften weitergeführt.

6.3 Landwirtschaftspolitik

Die Beeinflussung der offiziellen Landwirtschaftspolitik verlief bis in die 1980er Jahre harzig. Ein wichtiger Erfolg war der Paradigmawechsel in der SP Fraktion⁴⁷⁹ dahingehend, dass Lebensmittel nicht mehr nur möglichst billig, sondern auch ökologisch produziert werden sollten. Das FiBL konnte den Umweltorganisationen einen fachlichen Hintergrund bieten.⁴⁸⁰ Die Zusammenarbeit von Kleinbauern, FiBL, Bio Suisse, Umwelt- und KonsumentInnen-Organisationen bildete die Basis für die Abstimmungserfolge in den 1990er Jahren: Die «Kleinbauerninitiative» scheiterte 1989 mit 51.1 Prozent Nein-Stimmen nur ganz knapp. Mit der Verwerfung der drei Landwirtschaftsvorlagen vom 12. März 1995 wurde eine Neuausrichtung der Landwirtschaft eingeläutet. Laut Abstimmungsanalyse war der «Wunsch nach einer tieferehenden Reform» ausschlaggebend wobei «die ökologische Dimension bei der Diskussion über die Reform der schweizerischen Landwirtschaftspolitik von zentraler Bedeutung war».⁴⁸¹ Inzwischen setzte sich in der Schweiz eine nachhaltige, ökologische Landwirtschaft als neues Paradigma durch. Was Nachhaltigkeit im Detail bedeuten soll, wird hingegen sehr unterschiedlich ausgelegt.

6.3.1 Staatliche Anerkennung des biologischen Landbaus

Ein zentrales Anliegen der Bio-Pioniere war die offizielle Anerkennung des biologischen Landbaus, denn solange die Produktebezeichnung «biologisch» weder verbindlich definiert noch rechtlich geschützt war, konnte sie jeder nach Belieben verwenden. Während die biologisch-dynamisch wirtschaftenden Bauern mit der Bezeichnung

478 Universität Zürich: Verzeichnis der Vorlesungen, Behörden, Dozenten und Institute. Wintersemester 1986/87 und folgende.

479 Sozialdemokratische Partei Schweiz.

480 Max Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

481 Simon Hug/Lionel Marquis/Boris Wernli: Analyse der Abstimmung vom 12. März 1995, In: www.politrends.ch/abstimmungen/abstimmungsanalysen/vox-analysen/951203d.html.

«Demeter» über eine eigene Schutzmarke verfügten, war insbesondere die biologisch-organische Richtung von der «Begriffsinflation» betroffen.⁴⁸²

Im Oktober 1971 stellte Hans Müller an das Eidgenössische Gesundheitsamt (EGA) den schriftlichen Antrag, die Deklaration der AVG-Produkte als «Bio-Produkte bzw. als biologisch gezogenen (sic!) Erzeugnisse» unter bestimmten, im Antrag ausformulierten Bedingungen zu bewilligen.⁴⁸³ Das EGA legte den Antrag der Eidgenössischen Ernährungskommission (EEK) vor, welche ihn wiederum ihrer wissenschaftlichen Subkommission übertrug, welche ihrerseits schliesslich im Juni 1972 eine Arbeitsgruppe «Biologischer Landbau» einsetzte. Die Arbeitsgruppe befasste sich hauptsächlich mit der Frage der Deklaration von biologischem Obst und Gemüse unter Berücksichtigung der Lebensmittelverordnung. Den Bereich «Milch» behandelte parallel eine Arbeitsgruppe der Eidgenössischen Milchkommission, die SOBIOMI (Sogenannte «Biologische Milch») im Auftrag der Abteilung für Landwirtschaft.⁴⁸⁴ 1974 legte die Arbeitsgruppe «Biologischer Landbau» ihren Schlussbericht mit der bereits oben erwähnten Empfehlung «den Begriff «biologisches Produkt» im Zusammenhang mit Nahrungsmitteln zu verbieten» der wissenschaftlichen Subkommission der EEK vor.⁴⁸⁵ Die EEK wandte sich Ende 1974 mit einer Pressemitteilung an die Öffentlichkeit. Sie folgte nicht der Empfehlung ihrer Arbeitsgruppe, sondern gab einen «Nullentscheid» bekannt:

Der Begriff «biologisch» kann nach Ansicht der Experten – im Gegensatz zu den Anträgen der Kreise des biologischen Landbaus – auf Grund der Lebensmittelverordnung nicht geschützt werden, denn eine wissenschaftliche Charakterisierung sog. «biologischer» und «nicht biologischer» Erzeugnisse ist heute nicht möglich – somit sind als «biologisch» angepriesene Produkte nicht überprüfbar. Eine Täuschung des Konsumenten kann somit weder bewiesen noch verhindert werden.⁴⁸⁶

Bei den Auseinandersetzungen mit den Behörden kristallisierten sich in dieser ersten Phase zwei zentrale Problembereiche heraus: einerseits die Frage nach einer eindeutigen Definition und der Unterscheidbarkeit von biologischen Produkten, andererseits die Frage nach geeigneten Kontrollverfahren. Müllers Vorschlag beinhaltete missverständliche Begriffe wie «Kunstdünger». Ausserdem sollte die «Verwendung von pflanzlichen Spritzmitteln, die bis höchstens in der Giftklasse 4 eingereicht sind» erlaubt sein. Die Kontrolle sollte vonseiten der Gesundheitsbehörden mittels Betriebskontrollen und Rückstandsanalysen sowie durch eigene Landbauberater erfolgen. Die Arbeits-

482 Kupper (1996), S. 8; vgl. Moser (1994), S. 340–344.

483 EEK, Wissenschaftliche Subkommission, Arbeitsgruppe «Biologischer Landbau» (1974), Anhang 1.

484 Ebd. S. 2–3; 22.

485 Ebd. Begleitbrief zum Bericht, Bern 1.5.1974. Detaillierte Darlegung der Empfehlungen auf S. 23–25.

486 Pressemitteilung der EEK von 1974, zit. nach: Kupper (1996), S. 9.

gruppe beurteilte die «Kontrolle für eine Abgrenzung nach der Produktionsweise» damals noch als zu aufwändig.⁴⁸⁷ Beide Aspekte wurden mit der privatrechtlichen Vereinbarung der Produzentenverbände 1980 gelöst.⁴⁸⁸ Der Weg zur offiziellen Anerkennung des biologischen Landbaus blieb jedoch beschwerlich: Die VSBLO unternahm kurz nach ihrer Gründung nochmals einen Anlauf, den Biolandbau von den Behörden offiziell anerkennen zu lassen. «Eine Expertenkommission beriet weitere vier Jahre, um dann das Thema zu schubladisieren.»⁴⁸⁹

Als erster Kanton gewährte Bern Umstellungsbeiträge auf Basis der VSBLO-Richtlinien. 1990 befreite der Bundesrat die Biobauern von der Beteiligung an den Kosten zur Verwertung der Überschüsse beim Brotgetreide und machte damit einen Schritt in Richtung Anerkennung: «Die Selbstversorgung mit Biogetreide betrug schon damals weniger als die Hälfte. Da Biobauern im Schnitt kleinere Erträge erzielen, zudem ökologisch und marktkonform produzieren, durfte es doch nicht sein, dass auch sie zur Kasse gebeten wurden.»⁴⁹⁰ Die offizielle Anerkennung auf Bundesebene erfolgte 1992 mit der Aufnahme des biologischen Landbaus als förderungswürdige Produktionsform im Landwirtschaftsgesetz. Die erste Bio-Verordnung trat am 1. Januar 1998 in Kraft, also 27 Jahre nach dem ersten Antrag von Hans Müller.⁴⁹¹

6.3.2 Ökologischer Leistungsnachweis und Direktzahlungen

1993 führte der Bund Direktzahlungen für die Integrierte Produktion (IP) ein. Die IP-Grundsätze enthalten Minimalvorschriften zur Fruchtfolge, Nährstoffbilanz, zu ökologischen Ausgleichsflächen, zum Einsatz von Pflanzenschutzmitteln und zur Haltung von Nutztieren – beispielsweise «Einhaltung der Tierschutzverordnung» und «Prognosen und Warndienste berücksichtigen».⁴⁹² Die Anzahl der IP-Betriebe stieg in den folgenden Jahren rasant an: «Schuld an diesem Boom war nicht primär der Meinungsumschwung der Praxis, sondern der finanzielle Druck des Bundes. Die sinkenden Produktpreise wurden teilweise durch Direktzahlungen kompensiert, welche zunehmend an ökologische Leistungen gebunden wurden.»⁴⁹³

487 EEK, Wissenschaftliche Subkommission, Arbeitsgruppe «Biologischer Landbau» (1974), S. 23, Anhang 1.

488 Vgl. Kap. 5.6 zu den Richtlinien und der Gründung der VSBLO.

489 Alföldi (2011), S. 6.

490 Werner Scheidegger: Medien-Rohstoff. Aus der Geschichte der BIO SUISSE: Fakten, Episoden und Anekdoten einer erfolgreichen Bewegung. Zum Bio Suisse Jubiläum vom 25./26. August 2001, www.bio-suisse.ch/media/de/.../d_geschichte_scheidegger_bearbeitet.doc, S. 4.

491 Vgl. Alföldi (2011), S. 7; Moser (1994), S. 348.

492 Vgl. Bundesamt für Landwirtschaft: Direktzahlungen an die Landwirtschaft im Überblick 2011, In: www.blw.admin.ch/themen/00006/index.html (pdf Februar 2011).

493 Kummer/Müller (2003), S. 122.

Mit den ökologischen Direktzahlungen werden seit 1996 Leistungen abgegolten, die über die Produktionsform des ökologischen Leistungsnachweises und die gesetzlichen Anforderungen hinausgehen. Dazu gehören Beiträge für extensiv genutzte Wiesen und Streuflächen, Hecken, Feld- und Ufergehölze, Bunt- und Rotationsbrachen, Ackerschonstreifen, Hochstamm-Feldobstbäume, Sömmerungsbeiträge sowie für «besonders tierfreundliche Stallhaltungssysteme» und regelmässigen Auslauf im Freien. Weitere Beiträge erhalten Betriebe, die nach den Richtlinien des biologischen Landbaus wirtschaften. Mit der Ökoqualitätsverordnung von 2011 soll die biologische Qualität und die Vernetzung der ökologischen Ausgleichsflächen gefördert werden.

Die Ziele der ökologischen Direktzahlungen – Erhalt der Artenvielfalt, tiergerechte Haltung, nachhaltige Nutzung der Sommerungsgebiete – entsprechen weitgehend den Erkenntnissen und Forderungen der ökologischen Bewegung. Das System der finanziellen Anreize ist jedoch ein eindeutig technokratischer Ansatz: Die Bauern werden mit Forderungen konfrontiert, deren ökologische, ethische und soziale Hintergründe sie weder zu billigen noch zu verstehen brauchen. Mit der Abhängigkeit macht sich ein Gefühl der Bevormundung breit. So ist auch die Umstellung auf den biologischen Landbau für einen nennenswerten Teil der Betriebe keine Entscheidung aus Überzeugung. Geht die Rechnung nicht mehr auf, so wird die ökologische Bewirtschaftung aufgegeben.⁴⁹⁴ Dabei verdrängen ökonomische und strategische Überlegungen das gemeinsame Ziel einer lebenswerteren Welt.

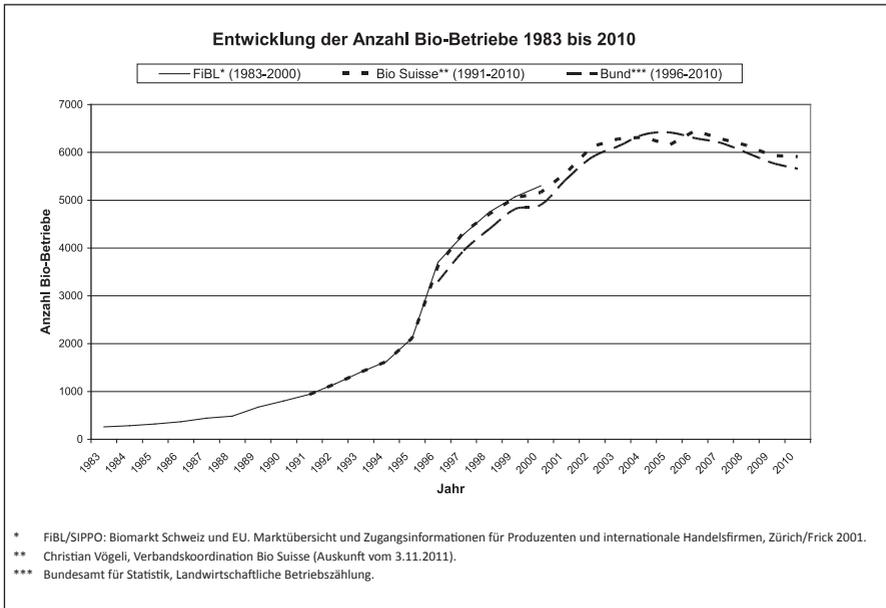
6.4 Bio am Markt

6.4.1 Entwicklung des Bio-Marktes

Seit den 1980er Jahren nahm die Anzahl Bio-Betriebe deutlich zu. Finanzielle Anreize wurden mit Umstellungsbeiträgen zuerst auf kantonaler Ebene geschaffen: «Die Massnahme motivierte in diesen Kantonen viel mehr Bauern zum Umstellen als in den übrigen Kantonen, wie sich später erwies.»⁴⁹⁵ Alleine zwischen 1995 und 1997 verdoppelte sich die Anzahl Bio-Betriebe. Seit 2006 ist ein leichter Rückgang festzustellen, die biologisch bewirtschaftete Fläche nahm jedoch weiter zu.

494 Ulrich Hamm/Renate Strohm u.a.: «Betriebsführung. Der unbekannte Aussteiger», In: *Ökologie & Landbau*, 3/2001, S. 43–46.

495 Schmid (1995), S. 4.



Eigene Darstellung⁴⁹⁶

2009 wurden in der Schweiz 120000 Hektaren biologisch bewirtschaftet. Damit lag der Anteil an der gesamten Anbaufläche bei über 10%. Der Umsatz mit Bio-Produkten betrug CHF 1,5 Mia. Der Marktanteil der beiden Grossverteiler Coop und Migros belief sich auf 73%, der Anteil an Direktvermarktung auf 5,2%. Der Anteil der biologisch erzeugten Produkte am Gesamtmarkt betrug 5,2%, wobei bei einzelnen Produkten wie Eier (17,2%), Frischbrot (16%) und Gemüse (10,7%) deutlich höhere Marktanteile erzielt wurden.⁴⁹⁷

Frank Belz untersuchte die Entstehung und Entwicklung des Biomarktes in der Schweiz aus institutions- und wettbewerbstheoretischer Perspektive. Er fragt nach den Gründen und den gesellschaftlichen und politischen Veränderungen, die die Ausbrei-

⁴⁹⁶ Die Entwicklung der Anzahl Bio-Betriebe in der Schweiz ist relativ schlecht dokumentiert. Die Bio Suisse hat auf Anfrage Zahlen ab 1991 verfügbar. Das Archiv der VSBLÖ aus den 1980er Jahren wurde bisher nicht geordnet. Das Bundesamt für Statistik erhebt die Bio-Betriebe seit 1996. Das FiBL publizierte Daten aus früheren Jahren, die vermutlich vom Kontrolldienst stammen. Die verfügbaren Statistiken weichen teilweise voneinander ab. Für diese Differenzen können verschiedene Gründe angenommen werden: Das Bundesamt erfasst die direktzahlungsberechtigten Betriebe. Die Bio Suisse zählt auch kleine und spezialisierte Knospe-Betriebe mit, die keine Direktzahlungen erhalten. Der Verband unterscheidet seit 2006 Knospe- und Bio-Verordnungsbetriebe. Weitere Differenzen können aufgrund des Erhebungszeitpunktes entstehen.

⁴⁹⁷ Jacqueline Forster: Facts & Trends 2010, www.bio-suisse.ch/media/Aktuell/Dokumente2010/d_grafiken_bio_suisse_10.pdf (erstellt am 19.3.2010).

tung des biologischen Landbaus und die Etablierung von Bioprodukten im Lebensmittelmarkt ermöglichten.

«Aus institutionstheoretischer Sicht ist die Entstehung des Biomarktes mit einem neuen Paradigma gleichzusetzen». Belz unterscheidet zwei Phasen: die Entstehung des Biomarktes in den 1970er und 1980er Jahren und die Entwicklung des Biomarktes in den 1990er Jahren. Die erste Phase wurde stark geprägt von der ökologischen Alternativenbewegung. Das FiBL organisierte die interessierten Kreise als Anspruchsgruppe. Mit den Rahmenrichtlinien für den Anbau und die Verarbeitung von Bioprodukten wurde eine normative Institution geschaffen.⁴⁹⁸ Für den Wandel in den Einstellungen der KonsumentInnen waren Umweltkatastrophen wie die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl und der Brand in einer Lagerhalle des Chemieunternehmens Sandoz in Schweizerhalle 1986 von zentraler Bedeutung: «Insbesondere Umweltschutz- und Konsumentenorganisationen, aber auch die Medien machten darauf aufmerksam, dass die ausgetretenen Chemikalien [in Schweizerhalle] für die Landwirtschaft bestimmt waren, was viele Konsumenten nachdenklich stimmte». In dieser Phase übernahmen einzelne Unternehmen wie der Milchverband Basel und die Baer Weichkäserei die Promotion von Bio-Produkten. «Die Einführung von Bioprodukten durch ein namhaftes Markenartikelunternehmen wie die Baer Weichkäserei, die in der ganzen Schweiz bekannt ist, hatte grossen Einfluss auf die Wahrnehmungsmuster der Konsumenten, der massgeblichen Entscheidungsträger im Handel und in der Agrarpolitik».⁴⁹⁹ Den entscheidenden Durchbruch erfuhr der biologische Landbau 1993 mit der offiziellen Anerkennung seitens der schweizerischen Agrarpolitik und der Einführung des Coop Naturaplan: «Der **Biomarkt** wird nicht mehr als ein eigener Markt ausserhalb der konventionellen Distributionskanäle betrachtet, sondern vielmehr als ein **wichtiges Segment innerhalb des herkömmlichen Lebensmittelmarktes**».⁵⁰⁰ 1995 nahm auch Migros wieder Bioprodukte ins Sortiment auf.⁵⁰¹

Die Anfangsphase nach der Einführung von Bio-Produkten in den Grossverteilern war geprägt von einer sehr starken Nachfrage bei noch geringem Angebot. «Coop setzte sich deshalb auf politischer Ebene stark für eine ökologie- und marktorientierte Agrarpolitik ein». Mit Medienkampagnen, dem Coop Naturaplan-Fonds und einem massiven Ausbau des Sortiments habe Coop «wesentlich zu einer Ökologisierung der

498 Belz (1998), S. 10–13.

499 Ebd., S. 18 f.

500 Ebd., S. 20.

501 Die Migros verkaufte bereits ab 1946 biologisches Gemüse der Anbau- und Verwertungsgenossenschaft Heimat. Mitte der 1960er Jahre änderte sie jedoch ihre Strategie: Anstelle der Förderung des biologischen Landbaus erarbeitet sie ein Programm zur Nahrungsmittelproduktion mit einem «Minimum an chemischen Mitteln» (Migros-Sano). Vgl. Moser (1994), S. 152, 334 f.

Schweizer Landwirtschaft beigetragen und die Bio-Produkte aus der Nische geholt».⁵⁰² Zwischen Coop Naturaplan als ökologischer Handelsmarke und der Bio Suisse Knospe als unabhängigem Label bestehe eine positive Wechselwirkung: «Einerseits verhilft die Knospe dem Coop Naturaplan zu der Glaubwürdigkeit, die notwendig ist, um im Bio-Markt erfolgreich zu sein. Andererseits wird die Knospe durch die grosse Verbreitung des Coop Naturaplan als ‹das› Label des biologischen Landbaus in der Schweiz bekannt.»⁵⁰³ Eigentümerin der eingetragenen Marke Knospe ist die Bio Suisse, der Dachverband der Schweizer Knospe-BäuerInnen. Diese Stellung verleiht der Biobewegung Kraft und Einflussmöglichkeiten gegenüber den stark gebündelten nachgelagerten Sektoren. Über die Mitgliederorganisationen und die Delegiertenversammlung sicherten sich die Bio-Bauern und -Bäuerinnen ihr Mitspracherecht.⁵⁰⁴

Die Entwicklung des Bio-Marktes seit den 1990er Jahren wird unterschiedlich bewertet: Einerseits wären das grosse Wachstum und die Verbreitung des biologischen Landbaus ohne den konventionellen Lebensmittelhandel nicht möglich gewesen. Andererseits hat die Integration des Biolandbaus in die bestehenden Marktstrukturen von Lebensmittelindustrie und Handel auch ihre Kehrseiten: Es treten neu Akteure auf, die in der Bio-Branche primär neue Geschäftsfelder sehen. Zudem besteht die Gefahr einer allzu grossen Abhängigkeit der Biobauern von den beiden Grossverteilern Migros und Coop. «Ein weiterer Aspekt, der die Bio-Euphorie dämpft, ist die Tatsache, dass es neben dem Trend zum biologischen Landbau eine Reihe von anderen Trends gibt, die ökologisch belastend sind.»⁵⁰⁵ Dazu gehören beispielsweise die Liberalisierung der weltweiten Agrar- und Lebensmittelmärkte aufgrund der Allgemeinen Zoll- und Handelsabkommen (General Agreement on Tariffs and Trade, GATT) und die damit einhergehende Internationalisierung der Lebensmitteltransporte.⁵⁰⁶

6.4.2 Marktdifferenzierung

Die wettbewerbstheoretische Branchenstrukturanalyse zeigt: «Selbst wenn heute ein Ende des Wachstums noch nicht absehbar ist, so wird doch unweigerlich der Übergang von der jungen zur reifen (Sub-) Branche kommen, die durch langsames Wachstum und einen stärkeren Wettbewerb um Marktanteile gekennzeichnet ist.»⁵⁰⁷ Bereits gibt es in der Schweiz wie in anderen europäischen Ländern einen Überschuss

502 Brigitta Weidmann: 25 Jahre Bio Suisse, In: LID: Dossier Nr. 416, 18.4.2006, Abschnitt «6.1 Coop Naturaplan».

503 Belz (1998), S. 20.

504 Vgl. Bio Suisse: «Leitlinien der Verbandspolitik», In: *Spezialmagazin zum neuen Bio Suisse Leitbild*, Basel 2009.

505 Belz (1998), S. 29.

506 Vgl. Evelyn N. Mayer: *Ethik in der Wirtschaft*, Berlin 2008, S. 1; Belz (1998), S. 28–29.

507 Belz (1998), S. 28.

an ökologisch erzeugter Milch. Doch weiterhin ermöglicht die Aufnahme von Bioprodukten ins Sortiment eine Profilierung gegenüber Konkurrenten: Wer nicht mit «Bio» handelt, verliert an Umsätzen.⁵⁰⁸ Anbieter, die sich nicht über den Preis profilieren können oder wollen, setzen deshalb auf eine Marktdifferenzierung: «Das Kaufmotiv der ganzheitlichen ethischen Korrektheit reicht aus der Perspektive der Konsumenten [...] weit über den reinen Umwelt- und Tierschutz hinaus und bezieht auch soziale Faktoren wie beispielsweise die Arbeitsbedingungen mit ein.» Es sei nun die grosse Herausforderung, diesen Erwartungen gerecht zu werden. «Denn wer nicht hält, was er verspricht oder was ihm zugesprochen wird, wird von den Konsumenten abgestraft».⁵⁰⁹ Zu den wichtigen privatwirtschaftlichen Ansätzen gehören Verhaltenskodizes und Gütesiegel.⁵¹⁰ Dabei wird der Herkunft bzw. Regionalität der Lebensmittel zunehmend Beachtung geschenkt. Anbauverbände wie die Biofarm und Demeter bemühen sich, ihre spezifischen Markenprofile hervorzuheben. Ebenfalls im Bio-Premium-Marktsegment positionieren sich «Bioläden» (Naturkostfachgeschäfte), die verstärkt auf Ambiente, Angebotsvielfalt und Service setzen. Aber auch Auszeichnungen wie «Aus bäuerlicher Erzeugung» oder «Faire Preise» können erfolgreich als Marketinginstrumente genutzt werden: «Die Upländer Bauernmolkerei (Nordhessen) hat mit ihrer Fair-Preis-Strategie eindrucksvoll demonstriert, dass mit einem glaubwürdigen Marketingkonzept sogar die Bereitschaft zur Zahlung höherer Preise geweckt werden kann.»⁵¹¹

Auf dem Markt werden ethische Werte somit als Ressource konzipiert, die sich ökonomisch auswirkt⁵¹²: In diesem Sinne «lohnen» sich Investitionen in ein glaubwürdiges Marketing – das heisst, sie lohnen sich wirtschaftlich für das einzelne Unternehmen. Wichtig ist, dass hinter dem Marketing auch reale Bemühungen stehen: Produktbezeichnungen wie «bio regio» bei Coop bedeuten noch keine Förderung regionaler Wirtschaftskreisläufe. Und ein internetbasiertes Konzept zur Rückverfolgbarkeit bis auf die Erzeugerebene kann die reale ErzeugerInnen-VerbraucherInnen-Solidarität nicht ersetzen.

508 Dietmar Gross: Alternativer Landbau zwischen Aldi und Wochenmarkt, In: Katrin Hirte u.a.: Ökolandbau – mehr als eine Verfahrenslehre?, Marburg 2007, S. 19.

509 Mayer (2008), S. 2.

510 Vgl. Ebd. S. 54–64, 83.

511 Gross (2007), Zitat S. 26, vgl. S. 23–26.

512 Vgl. Mayer (2008), S. 82.

7. Konventionalisierung des biologischen Landbaus

Die Verbreitung des biologischen Landbaus war mit weitreichenden strukturellen und ideellen Veränderungen verbunden. Trotz der Freude über die rege Nachfrage stehen viele ProduzentInnen, VerarbeiterInnen und auch KonsumentInnen dieser Entwicklung skeptisch gegenüber, da sie einen Verlust der ethischen Grundwerte und eine Vernachlässigung der grundlegenden Prinzipien des biologischen Landbaus befürchten. Die Kritik an der zunehmenden Intensivierung, Kommerzialisierung und an immer weiteren Transportwegen löste «eine breit angelegte Wertedebatte innerhalb der ökologischen Land- und Lebensmittelwirtschaft» aus.⁵¹³

Das letzte Kapitel der vorliegenden Arbeit greift die Debatte zur Konventionalisierung des biologischen Landbaus auf. Es geht um die Frage: Wie wirtschaften Biobetriebe heute? Sind sie Modelle für eine zukunftsfähige und solidarische (Land-)Wirtschaft und Lebensweise? Oder haben sie einen technokratischen Weg eingeschlagen? Wurde der biologische Landbau von den Grossverteilern vereinnahmt? Wurde das FiBL Teil einer neuen Ökobürokratie? Und wie steht es ganz grundsätzlich um die Möglichkeit einer Gegenkultur des Umweltschutzes innerhalb einer wachstumsorientierten Konsumgesellschaft?

«Die Konventionalisierung des biologischen Landbaus bedeutet eine Landwirtschaft, die genauso funktioniert wie die konventionelle, nur die Hilfsmittel und Hilfsstoffe sind andere.»⁵¹⁴ Sie manifestiert sich in einer zunehmenden Intensivierung, einer stärkeren Abhängigkeit von Hilfsstoffen von aussen und immer längeren Transportwegen für die Produkte. Dazu gehören Monokulturen und vereinfachte Fruchtfolgen, ein zu hoher Viehbesatz, eine ausgeräumte Landschaft ohne Bezug zum Biotop, Grossbetriebe mit nur vier Angestellten, denen im Oktober gekündigt wird, um sie im März wieder einzustellen. Konventionalisierte Bio-Betriebe haben die gleichen Maschinen, die gleichen Geräte, die gleichen Feldgrössen, aber sie verwenden organische Dünger. Eine Annäherung an den konventionellen Lebensmittelmarkt ist auch im Bereich der Lebensmittelverarbeitung festzustellen mit hoch raffinierten Produkten, Hilfsstoffen und Zusatzstoffen. Vogtman meint dazu: «Dann haben wir unseren Öko-Mars-Bar und Öko-Negerkuss... aber es hat sich im sozioökonomischen und strukturellen Bereich nichts geändert.»⁵¹⁵

513 Vgl. Franz-Theo Gottwald/Isabel Boergen: Mit den Werten wachsen. Marktentwicklung und Wertewandel im Ökolandbau – ein Ländervergleich zwischen der Schweiz, Österreich und Deutschland, In: AgrarBündnis (Hg.): Der kritische Agrarbericht 2008, www.kritischer-agrarbericht.de/fileadmin/Daten-KAB/KAB-2008/Gottwald_Boergen.pdf, S. 88; vgl. Otto Schmid: «Werte und Richtlinien im Wandel», In: *Ökologie & Landbau*, 144(4)/2007, S. 14–16.

514 Hartmut Vogtman, 10.10.2011.

515 Hartmut Vogtman, 10.10.2011.

Inwiefern ist der biologische Landbau konventionalisiert? Angestossen wurde die Debatte zur Konventionalisierung mit Studien zu Biolandbau und Agrarbusiness in Kalifornien. Die AutorInnen argumentierten, dass: «the most high-value crops and the most lucrative segments of organic commodity chains were being appropriated by agribusiness firms, many of which were abandoning the more sustainable agronomic and marketing practices associated with organic agriculture.»⁵¹⁶ Im Folgenden werden die Ergebnisse von zwei Studien aus Europa vorgestellt. Insgesamt ist es schwierig, den Trend zur Konventionalisierung zu untersuchen, da kaum verlässliche Daten vorhanden sind, beziehungsweise erst seit den 1990er Jahren erhoben werden.

De Wit und Verhoog vom *Louis Bolk Institute* untersuchten die Schweine- und Geflügelproduktion in Holland. Bis 1996 wurden die Tiere in kleinen «Produktionseinheiten» gehalten, integriert in gemischte Betriebe. In den Jahren darauf kam es zu einer Professionalisierung: Die meisten Betriebe vergrösserten ihre Produktion oder gaben sie ganz auf. Als wichtige Gründe für diese Entwicklung werden neben neuen administrativen Regeln und hygienischen Vorschriften die Vorgaben der nachgelagerten Verarbeitungsfirmen genannt. Diese setzten die Mindestproduktionsmenge hinauf, kleinere Mengen wurden nicht mehr abgeholt. Die Anzahl spezialisierter Schweinemast und Legehennenbetriebe stieg von 11 im Jahr 1996 auf 52 im Jahr 2003. 2006 wurden mehr als die Hälfte aller Legehennen auf Betrieben mit mehr als 9000 Hennen gehalten. Diese Betriebe besitzen mehrheitlich kaum Land und verkaufen den grössten Teil des Düngers. Die EU-Verordnung schreibt bei der Milchproduktion einen Mindestanteil an hofeigenem Futter vor, nicht jedoch bei der Fleischproduktion: «Driven by market opportunities, this development could take place because the standards did not contain any provision concerning the origin of pig and poultry feed except for limitation of feed from non-organic sources.» Weniger als 10 Prozent der Futtermittel wurden auf den Betrieben selbst produziert, mehr als 70 Prozent wurden importiert, mit einem wachsenden Anteil aus weit entfernten Anbaugebieten wie Südamerika.⁵¹⁷ In den dargestellten Bereichen ist der Biolandbau in Holland eindeutig konventionalisiert: Der Einfluss des konventionellen Lebensmittelmarktes auf den biologischen Landbau nimmt zu und der Gebrauch von ausserbetrieblichen Hilfsstoffen und Futtermitteln ist hoch. Diese Art des (richtlinien-konformen) biologischen Landbaus erreicht die Ziele betreffend Ökologie und Gesundheit der Nutztiere nicht.⁵¹⁸

516 Guthman (2004), S. 301, vgl. Buck (1997).

517 De Wit/Verhoog (2007), S. 451 f.

518 Ebd., S. 458 f.

Ruth Kratochvil vom Institut für Ökologischen Landbau in Wien vergleicht einerseits die theoretische, andererseits die empirische Übereinstimmung des biologischen Landbaus mit den Zielen einer nachhaltigen Entwicklung.⁵¹⁹ Sie stellt eine vermehrt kurzfristige ökonomische Orientierung der landwirtschaftlichen Produktion auch auf Biobetrieben fest. Diese gefährde zumindest mittelfristig ökologische Leistungen, betriebswirtschaftliche Rentabilität sowie die Sozialverträglichkeit des Biolandbaus. Insbesondere die Zunahme von Transportstrecken beeinflusse die Ökobilanz entlang der gesamten Wertschöpfungskette beträchtlich. Die zunehmende Anpassung der für Bio-Produkte geltenden Qualitätskriterien an konventionelle Kriterien habe negative Auswirkungen auf die ökologische Qualität der Produkte.⁵²⁰

Diese Beispiele veranschaulichen einen Trend, der sich insbesondere in dicht besiedelten Gebieten mit hohen Arbeits- und Landpreisen abzeichnet.⁵²¹ Entscheidend sind die landwirtschaftlichen Strukturen sowie die Agrargeschichte der einzelnen Länder.⁵²² Insgesamt wird die Umsetzung einer nachhaltigen Entwicklung im biologischen Landbau stark von gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen beeinflusst.⁵²³

7.1 Aktuelle Situation in der Schweiz

In dieser Arbeit wurden die Rahmenbedingungen für die Entwicklung des biologischen Landbaus in der Schweiz ausführlich dargestellt. Die aktuelle Situation zeichnet sich insbesondere durch das «partnerschaftliche» Verhältnis von Bio Suisse und Coop aus: Als Dachverband ermöglicht die Bio Suisse eine gemeinsame Interessenvertretung, während beispielsweise in Deutschland das Gerangel dutzender eigenständiger Vermarktungsorganisationen von sechs Verbänden die Bildung einer Erzeugermacht verunmöglicht.⁵²⁴ Coop verkauft einzig mit der Knospe ausgezeichnete Bio-Produkte. Inländische Knospe-Produkte genießen klare Priorität.⁵²⁵ Für Importe gelten gleichwertige Anforderungen, die von der Bio Suisse definiert werden. Dies bietet den LandwirtInnen in der Schweiz einen gewissen Schutz, während sich auf dem deutschen

519 Ruth Kratochvil: Biologischer Landbau und nachhaltige Entwicklung: Kongruenzen, Differenzen und Herausforderungen, In: M. Groier/M. Schermer (Hg.): Bio-Landbau in Österreich im internationalen Kontext. Band 2: Zwischen Professionalisierung und Konventionalisierung. Forschungsbericht Nr. 55, Bundesanstalt für Bergbauernfragen, Wien 2005. Die Arbeit bezieht sich primär auf Österreich, es wurden jedoch auch Studien und Literatur aus der Schweiz einbezogen.

520 Ebd., S. 9 f.

521 Vgl. De Wit/Verhoog (2007), S. 450.

522 Vgl. Guthman (2004), S. 305; 312.

523 Kratochvil (2005), S. 1.

524 Gross (2007), S. 21.

525 Weidmann (2006), Abschnitt «6.2 Naturaplan-Partnerschaften Mit Bio Suisse».

Markt das Angebot an Bio-Rohstoffen und -produkten aus dem Ausland kontinuierlich erhöht, was sich auf die Erzeugerpreise negativ auswirkt.⁵²⁶ Hervorgehoben wird zudem, dass Coop die Bio Suisse und das FiBL mit finanziellen Beiträgen unterstützt und somit ihre Leistungen anerkennt und nicht nur davon profitiert. Solche Beiträge an Institutionen des biologischen Landbaus seitens des Handels und der Verarbeitung seien in anderen Ländern vernachlässigbar gering.⁵²⁷

Trotz diesen an sich positiven Voraussetzungen wurde mit dem Verkauf von Bioprodukten durch Grossverteiler ein Konventionalisierungsprozess angestoßen: «Bioproduktion, die nach den ökonomischen und logistischen Anforderungen weniger Zentralkäufer ausgerichtet werden muss, führt über kurz oder lang zu den gleichen Strukturen, die wir aus dem konventionellen Bereich kennen und aus verschiedenen Gründen kritisieren»⁵²⁸. Entscheidend ist also, dass Grossverteiler die landwirtschaftlichen Strukturen verändern – mit weitreichenden Folgen für die einzelnen Betriebe, die KonsumentInnen und die ökologische Qualität der Produkte. Analog zur Schweinehaltung in Holland werden insgesamt grosse Einheiten zu kleinen Stückkosten gefordert. In der Schweiz betrifft dieser Prozess vor allem die Gemüseproduktion für die Grossverteiler. Im Widerspruch zu den ökologischen Zielen des biologischen Landbaus stehen insbesondere die ständige Verfügbarkeit sowie die Normierung der Produkte: Supermärkte durchbrechen das traditionelle Prinzip der Saisonalität und Regionalität. Bei den beliebtesten Obst- und Gemüsesorten soll eine ganzjährige Versorgung gewährleistet sein. Dazu gehören Bananen und Ananas aus Übersee ebenso wie Tomaten, Broccoli und Zucchini. Das Frischgemüse kommt somit in 6 von 12 Monaten aus Südeuropa, wo auch Arbeitskräfte zu Tiefstlöhnen zur Verfügung stehen. Diese ganzjährige Produktion verschlingt nicht nur ungeheure Mengen an Energie und Wasser, die vermeintliche Vielfalt und Auswahl bedeutet in vielen Fällen auch ein Verlust an Geschmack und saisonaler Abwechslung.⁵²⁹ «Wir sind es gewohnt, immer volle Regale zu haben, zu jeder Tageszeit, an jedem Wochentag. Bei frischen Produkten aber heisst dies automatisch auch: Was heute nicht gekauft wird, muss am nächsten Morgen entsorgt werden.»⁵³⁰ Eine Durchschnittsbäckerei wirft 10 bis 20% ihrer Tagesproduktion weg, allein in Deutschland werden jährlich 500 000 Tonnen Brot entsorgt. Auch die Vermarktungsnormen im Gemüsebau führen zu immensen Ausschüssen. Dabei handelt es sich primär um optische Kriterien wie Länge, Durchmesser, Form

526 Vgl. Mayer (2008), S. 29.

527 Vgl. Kratochvil (2005), S. 9.

528 Gross (2007), S. 19.

529 Vgl. Gross (2007), S. 20.

530 Stefan Kreuzberger/Valentin Thurn: Die Essensvernichter, Köln 2011, S. 40.

und Färbung. Beispielsweise werden bis zu 50% der Kartoffeln bereits auf dem Feld aussortiert – die Kleinen und Grossen, die Herzförmigen.⁵³¹ Zu dieser enormen Verschwendung von Nahrungsmitteln gibt es kaum Statistiken und Literatur. In den letzten Jahren erschienen jedoch verschiedene Dokumentarfilme zu diesem Thema: «Les glaneurs et la glaneuse» (Frankreich 2000) von Agnès Varda, «We feed the world» (Österreich 2005) von Erwin Wagenhofer und «Taste the Waste» (Deutschland 2011) von Valentin Thurn. Diese zeigen: Mehr als die Hälfte unserer Lebensmittel landen im Müll.

7.2 Richtlinien und Werte

Ich kann nach Richtlinien auch einen Öko-Landbau konventionalisieren und bin trotzdem im Rahmen der Richtlinien. Da haben wir damals, als wir sie erfunden haben, nie daran gedacht, dass ein Bauer auf die Idee kommen könnte.⁵³²

Ethische Grundwerte bilden das Fundament des biologischen Landbaus. Für ihre Umsetzung in die Praxis wurden Richtlinien entwickelt, die auch der Abgrenzung von der konventionellen Landwirtschaft und der integrierten Produktion dienen. Die Richtlinien beschränken sich jedoch auf kontrollierbare Vorschriften. Sie können überzeugende Leitbilder und Visionen für eine nachhaltige Landwirtschaft, Ernährung und Lebensraumgestaltung nicht ersetzen.⁵³³

Die EU-Verordnung von 2007 verweist zwar auf die Grundprinzipien des biologischen Landbaus. Es bestehen jedoch weiterhin grosse Differenzen zwischen der EU-Verordnung und privaten und staatlichen Standards, beispielsweise was die zugelassene Menge externer Hilfsstoffe betrifft. Sozialstandards fehlen fast gänzlich.⁵³⁴ Ähnlich verhält es sich in der Schweiz: Nach Bundes-Bio-Verordnung können einzelne Betriebszweige biologisch bewirtschaftet werden, es kann bis 40 Prozent Kraftfutter bei Milchkühen eingesetzt werden und der Kuhtrainer ist weiterhin erlaubt. 95 Prozent der Bio-Bauern sind jedoch Mitglied der Bio Suisse. Der Verband hält an der Gesamtbetrieblichkeit fest: «Die aktuelle Bio Suisse Strategie zielt auf mehr Nachhaltigkeit, noch geschlossener Kreisläufe und somit bessere Böden, mehr Tierwohl und höhere Artenvielfalt auf

531 Ebd. S. 41–45, 63.

532 Hartmut Vogtmann, Berlin 10.10.2011.

533 Vgl. Otto Schmid: «Bio-Richtlinien für die Zukunft. Wegweiser statt Vorschriften», In: *Ökologie & Landbau*, 150(2)/2009.

534 Susanne Padel/Helena Röcklinsberg/Otto Schmid: «The implementation of organic principles and values in the European Regulation for organic food», In: *Food Policy*, 34/2009, archiviert unter: http://orgprints.org/5509/1/Padel_et_al_manuscript.pdf, S. 14 f.

Äckern und Wiesen.»⁵³⁵ So wurden die Bio Suisse-Richtlinien seit 1980 mehrfach überarbeitet, präzisiert und – insbesondere in Bezug auf Acker- und Gemüsebau, Tierhaltung, Import, Verarbeitung und Deklaration von Produkten, Sozialstandards, fairen Handel und Biodiversität – erweitert.⁵³⁶ Eine der zentralsten Verschärfungen betraf die Einschränkung des Futtermittelzukaufs, was einige LandwirtInnen veranlasste, ihre Mitgliedschaft bei Bio Suisse aufzukünden.

Während auf der einen Seite die anonyme Marktsituation strengere Vorschriften notwendig macht, werden die Richtlinien auf der anderen Seite als zunehmende Bürokratisierung wahrgenommen:

Viele Produzenten, aber auch Verarbeiter verstehen den Sinn der vielen detaillierten Regeln nicht, da sie selbst nicht mehr am Erarbeitungsprozess beteiligt waren. Sie erleben die immer umfangreicheren und sich häufig ändernden Vorschriften und zunehmend teuren Kontrollen als wachsende Bürokratie.⁵³⁷

In den 1980er Jahren wurden die Richtlinien von engagierten Bauern und Wissenschaftlern zur Konkretisierung der allgemeinen Prinzipien entwickelt. Seit der offiziellen Anerkennung übernahmen zunehmend Regierungs- und Amtsstellen die Federführung in der Ausgestaltung der Richtlinien. Sie dienen nun als Basis für die Kontrolle und Zertifizierung sowie für spezielle Direktzahlungen an die Bauern.⁵³⁸ In der Internationalen Vereinigung biologischer Landbaubewegungen (IFOAM) wurde ab dem Jahre 2000 ein partizipativer Prozess der Rückbesinnung auf die Grundprinzipien des biologischen Landbaus eingeleitet, um diese unabhängig von den Richtlinien neu zu formulieren. Im Herbst 2005 verabschiedete die IFOAM vier Prinzipien, die die zentralen Werte des biologischen Landbaus beinhalten: *Health, Ecology, Fairness* und *Care*.⁵³⁹ Diese Grundwerte wurden wiederum im Rahmen des EU-Forschungsprojekts *Organic Revision* in verschiedenen Fokusgruppen diskutiert. Beteiligt waren über 100 Bio-Bauern und Bio-Bäuerinnen sowie ca. 50 ForscherInnen, BeraterInnen und VerbandsmitarbeiterInnen aus Österreich, Holland, Italien, Grossbritannien und der Schweiz. Die Grundfragestellung lautete: «Welche Grundwerte verbinden Landwirte verschiedener europäischer Länder mit dem Öko-Landbau und welche Rolle spielen die Richtlinien für die Umsetzung der Grundwerte in die Praxis?»⁵⁴⁰ In den Diskussio-

535 Weidmann (2006), Abschnitt «8.1 Bio light»; vgl. Gottwald/Boergen (2008), S. 89.

536 Vgl. Bio Suisse: Richtlinien für die Erzeugung, Verarbeitung und den Handel von Knospe-Produkten. Fassung vom 1.1.2012, Basel 2012.

537 Vgl. Schmid (2009), S. 17.

538 Vgl. ebd., S. 16, 19.

539 Vgl. Schmid (2007), S. 15.

540 Susanne Padel: EU-Projekt Organic Revision. Neues Interesse an Werten und Prinzipien, Aberystwyth o. J.: Manuskript 5 S.

nen zeigte sich eine gute Übereinstimmung zwischen Werten, die den Beteiligten wichtig sind, und den vier Grundprinzipien der IFOAM. Als wichtigste Werte des biologischen Landbaus wurden Lebensmittelqualität, Umweltschutz, Begrenzung des Ressourcenverbrauchs, Gesundheit, Nachhaltigkeit, Geschlossener Betriebskreislauf und Unabhängigkeit genannt. Faire und kostendeckende Preise, Solidarität und Gerechtigkeit wurden als Werte genannt, die in Zukunft an Bedeutung gewinnen werden.⁵⁴¹

7.3 Ethical Consumerism vs. Citizenship

Die Ergebnisse der Studie *Organic Revision* unterstützen die weit verbreitete Meinung nicht, dass Neu-UmstellerInnen ihre Betriebe vor allem aus finanziellen Motiven biologisch bewirtschaften. Als Bedrohung der Werte des biologischen Landbaus werden von den ProduzentInnen hingegen die ökonomischen Umstände ausserhalb der Betriebe und der Preisdruck wahrgenommen:

The majority of farmers in the discussion groups saw the main threat to the organic movement coming from current world-wide economic developments, resulting in more centralization in a globalised market, increased pressure on prices and cost-efficiency, and bigger and more anonymous trade structures (with greater dependence on powerful buyers). The participants felt that these factors make the (re)cycling principle and fair prices more difficult to achieve.⁵⁴²

Zu diesem Ergebnis kam auch Evelyn Mayer in ihrer Arbeit zu Ethik in der Wirtschaft: «Diejenigen Akteure, die den erweiterten Prinzipien des Ökologischen Landbaus auch heute noch in ihrer Arbeit nachgehen, befinden sich in einem Spagat zwischen neuen ökonomischen Zwängen und dem Festhalten an ursprünglichen Idealen».⁵⁴³ Das Feststellen dieser Konflikte führte jedoch nicht zu einer grundsätzlichen Neuorientierung. Konzepte wie der «faire Wettbewerb»⁵⁴⁴ und «Anreize über den Markt»⁵⁴⁵ zeigen, dass in der Diskussion die Idee einer alternativen Wirtschaftsweise und die kapitalismuskritische Haltung verloren gegangen sind: Obwohl Marktmechanismen als grösste Gefahr für die Werte des biologischen Landbaus identifiziert wurden, setzt die Biobewegung ihre Hoffnung darauf, dass sich umweltschonende Produkte an eben diesem Markt durchsetzen. Im weltweiten Kampf um Marktanteile werden die grundlegenden Werte des biologischen Landbaus zu einem Mittel um sich von der konventionellen

541 Susanne Padel u.a.: Focus groups of value concepts of organic producers and other stakeholders. EEC 2092/91 (Organic) Revision: Project report D 21, Aberystwyth 2005, S. 116.

542 Ebd., S. 49.

543 Mayer (2008), S.1.

544 Verordnung (EWG) Nr. 834/2007 des Rates vom 28. Juni 2007 über die ökologische/biologische Produktion und die Kennzeichnung von ökologischen/biologischen Erzeugnissen» (Europäische Öko-Verordnung).

545 Schmid (2007), S. 16.

Landwirtschaft abzuheben. Es geht also darum, diese «Werte geschickt an die Konsumenten zu kommunizieren und sie sozusagen als Verkaufsargument zu nutzen»⁵⁴⁶. Der Ausdruck «consumerism» bezeichnet verschiedene Versuche, das Konsumverhalten als Ausdruck von Bürgerrecht zu definieren, das heisst als Aktivitäten, die nicht nur individuellen Geschmack und persönliche Vorlieben ausdrücken, sondern kollektive Rechte und Verantwortung wahrnehmen.⁵⁴⁷ Beat Ringger spricht in diesem Kontext von einer «Neoliberalisierung der Umweltthematik».⁵⁴⁸ Die Ausrichtung auf Marktmechanismen bedeutet ein systematisches Verlagern der (politischen) Auseinandersetzung auf die Ebene des Lebensstils und individueller Konsum-Entscheidungen. Anstatt die biologische Produktion von Nahrungsmitteln und faire Löhne als allgemein verbindlich zu erklären, entstanden wachsende Märkte für umweltbewusste KonsumentInnen. Entscheidend ist, dass damit umweltschonende Produkte in Nischenmärkten positioniert wurden, was eine Verkehrung des Prinzips der Internalisierung externer Umweltkosten bedeutet: Wer die Umwelt schonen will, bezahlt Zusatzpreise. Wer sie einer stärkeren Belastung aussetzt, spart hingegen Geld. Das Resultat: Bio-Produkte werden zunehmend als teuer und elitär wahrgenommen.⁵⁴⁹ Wie stark dieser Ansatz allgemein akzeptiert wurde, zeigt eine Studie zu «Konsumverhalten und Förderung des umweltverträglichen Konsums», die im Auftrag des BAFU verfasst wurde. Auf über 100 Seiten wird das Konsumverhalten anhand von psychologischen Modellen und Konsumententypologien analysiert. Dabei werden Kommunikationsaktionen auf ihre Erfolge und Misserfolge hin evaluiert. In diesem Handbuch für ExpertInnen werden Verhaltensänderungen unabhängig vom Bewusstsein (und somit von politischen Entscheidungen) konzipiert: «Einige Autoren sind der Meinung, dass sich Konsumenten der Konsequenzen ihres Konsumverhaltens bewusst sein müssen, damit sie sich nachhaltig verhalten. Wir gehen jedoch davon aus, dass dieses Bewusstsein nicht zwingend notwendig ist».⁵⁵⁰ Diese Haltung entspricht eindeutig dem von Gorz als technokratisch bezeichneten Weg. Auffallend ist, dass das Konsumverhalten einerseits politisiert wird, andererseits Bio-Produkte als Qualitätsmarke positioniert und mit schwammigen Begriffen wie «natürlich» und «gesund» beworben werden:

Sowohl die von Verarbeitung und Handel als auch den Verbänden selbst eingesetzten **Werbestrategien** werden einheitlicher und bauen auf kurzfristigen sowie egozentrischen Argumenten auf

546 Christine Rupflin: «Läuft es im Biolandbau menschlich gut?», In: *Kultur und Politik*, 4/2010, S. 19.

547 Reed (2010), S. 140 ff.; Stewart Lockie: «Responsibility and agency within alternative food networks: assembling the «citizen consumer»», In: *Agriculture and Human Values*, 26/2009, S. 193–201.

548 Beat Ringger: Umweltschutz und Kapitalismus, In: Denknetz (Hg.): *Gesellschaftliche Produktivität jenseits der Warenform. Analysen und Impulse zur Politik* (Jahrbuch 2011), Zürich 2011, S. 88–98.

549 Padel u.a. (2005), S. 116: «Both consumers and producers also associated organic food with being expensive and elitist.»

550 V. Visschers u.a.: *Konsumverhalten und Förderung des umweltverträglichen Konsums*, Bericht im Auftrag des Bundesamtes für Umwelt BAFU, Zürich 2010: *Consumer Behavior*, ETH Zürich.

(Genuss, persönliches Wohlbefinden, äussere und teilweise innere Qualität). Die Vermittlung von sozialen und ethischen Zielen des Biolandbaus im Zuge des Marketings fehlt weitgehend, was einen wichtigen Teil der Konsumenteninformation bzw. Marktentwicklungsperspektive vernachlässigt und langfristig die höheren sozialen Standards des Biolandbaus gefährden wird.⁵⁵¹

Die Strategie des *Ethical Consumerism* wird von verschiedenen Autoren kritisch beurteilt: Es stelle sich die Frage, ob der konsumentenorientierte Ansatz des biologischen Landbaus breite soziale Veränderungen erreichen könne. Die Verweigerung einzelner Individuen, ein bestimmtes Produkt zu kaufen, führe nicht unbedingt zu einer Versorgung mit einer wünschenswerteren Alternative. Es bestehe die Gefahr, dass die politische Arena, in der BürgerInnen sich beteiligen könnten, reduziert werde auf die Wahlfreiheit, die ihnen als KonsumentInnen geboten werde. Erfolgsversprechender seien Organisationen sozialer Bewegungen, die Probleme artikulieren, deren Ursachen identifizieren, Lösungen vorschlagen und zu gemeinsamen Aktionen aufrufen könnten.⁵⁵² Betont wird von allen bei Matthew Reed diskutierten Autoren die zentrale Rolle der Politik. Es sei notwendig, für Lösungen über den Markt hinauszuschauen: «Individual change is unlikely to be enough without concerted collective action, including that of the state alongside it.»⁵⁵³ Dieser explizit politische Ansatz kann als «citizenship» bezeichnet werden. *Citizenship* verlangt, dass die BürgerInnen über Landwirtschaft und Nahrungsmittel in anderen Arenen entscheiden als auf dem Markt.⁵⁵⁴

Anhand des Untersuchungsrasters von Heidrun Moschitz lassen sich die Ergebnisse der beiden Ausblickkapitel folgendermassen zusammenfassen: Durch die Einflussnahme in der Landwirtschaftspolitik konnte eine staatliche Anerkennung des biologischen Landbaus erreicht werden. Der rechtliche Schutz garantierte die Abgrenzung zur konventionellen Landwirtschaft und war entscheidend für die wirtschaftliche Existenz der Biobetriebe. Die öffentliche Unterstützung führte jedoch auch zur Kontrolle der Landwirte durch staatliche Institutionen. Regierungs- und Amtsstellen nahmen vermehrt Einfluss auf die Regeln des biologischen Landbaus, ohne das Bewusstsein für die dahinter stehenden Werte zu fördern. Die Integration in den Nahrungsmittelmarkt förderte die Sichtbarkeit und Bekanntheit von biologischen Produkten und Verfahren. Die Konsumkultur konnte in Richtung der Normen und Werte des biologischen Landbaus beeinflusst werden und die Bekanntheit über den Markt unterstützte politische Vorstösse. Die Integration (mainstreaming) beeinflusste jedoch gleichzeitig die Biobewegung und führte zu einer Anpassung an konventionelle Marktstrukturen sowie zu

551 Kratochvil (2005), S. 10.

552 Vgl. Lockie (2009), S. 200.

553 Reed (2010), S. 142.

554 Ebd., S. 146.

Konflikten innerhalb der Bewegung. Die Bewegung musste ihre Werte und Normen neu diskutieren und definieren.⁵⁵⁵

Die Wertediskussion innerhalb der Biobewegung bedeutet eine Rückbesinnung auf die eigene Identität. Inwiefern sind die Grundprinzipien der ökologischen Alternativenbewegung der 1970er Jahre dabei richtungweisend? Auffallend ist, dass sehr offene Begriffe gewählt werden. Solidarität und Gerechtigkeit sind weiterhin zentrale Werte, sowie Ökologie, Umweltschutz, Begrenzung des Ressourcenverbrauchs, Gesundheit und Nachhaltigkeit. Es wird jedoch kein grundsätzliches Umschwenken mehr gefordert. Die klaren politischen Konzepte – Mitbestimmung, angepasste Technik, Selbstbegrenzung – sind aus der Diskussion verschwunden. Der Einbezug der KonsumentInnen in die Produktion, die Demokratisierung der Wirtschaft und Gemeinschaften sind nicht mehr Teil der Visionen zum biologischen Landbau. Von Seiten der LandwirtInnen werden eher defensive Werte stark gemacht: kostendeckende Preise und Unabhängigkeit sowie Festhalten am möglichst geschlossenen Betriebskreislauf.

555 Vgl. Moschitz (2009), S. 382 f; Otto Schmid: «Bio-Richtlinien für die Zukunft. Wegweiser statt Vorschriften», In: *Ökologie & Landbau*, 150, 2/2009, S. 19.

8. Fazit

In der vorliegenden Arbeit konnte aufgezeigt werden, dass die ökologische Bewegung die Entwicklung einer alternativen Landwirtschaft massgebend beeinflusste. Charakteristisch für die Biobewegung war eine Vielfalt der Zugänge. Mit den ökologischen Fragestellungen konnte erstmals eine breite Öffentlichkeit erreicht werden. Das Konzept einer nachhaltigen Landwirtschaft und die Grundwerte des biologischen Landbaus – das Prinzip der Gesundheit, der Ökologie, der Gerechtigkeit und der Fürsorge – wie sie in der internationalen Dachorganisation IFOAM formuliert wurden, sind deutlich von der ökologischen Bewegung geprägt. Der biologische Landbau entwickelte sich nicht innerhalb der traditionellen Landwirtschaft, die sich durch einen kleinen Personenkreis und geschlossene Netzwerke auszeichnete, die normalerweise den Agrarsektor dominierten. Stattdessen bestanden wichtige Beziehungen zu anderen Teilen der Gesellschaft – zur Wissenschaft, zur ökologischen Bewegung, zu Umweltschutzorganisationen und KonsumentInnen-Gruppen. Diese Allianz führte zu politischen Erfolgen.

Mit dem anwachsenden Umweltbewusstsein verbreiterte sich die Basis der Biobewegung, und die Nachfrage nach «giftfrei gezogenen Nahrungsmitteln» nahm rasant zu. Ökologisch motivierte Akteure interessierten sich für die Prinzipien des biologischen Landbaus und brachten ihre Visionen einer alternativen (Land-)Wirtschaft ein. In diesem Kontext wurde das FiBL gegründet, um die im biologischen Landbau wirksamen Lebensgesetze wissenschaftlich zu erforschen und aus diesen Kenntnissen methodische Fortschritte für die Praxis abzuleiten. In den 1970er und 1980er Jahren etablierte sich das FiBL als wichtige Vernetzungsplattform auf nationaler und internationaler Ebene. Das Institut war federführend bei der Erarbeitung von gemeinsamen Basisrichtlinien und der Definition des biologischen Landbaus anhand der Produktionsweise. In personeller Hinsicht bestanden viele Verbindungen zwischen der ökologischen Bewegung an der ETH und dem FiBL. Über die praxisbezogene Forschung und den Beratungsdienst wurden enge Kontakte zu biologisch wirtschaftenden LandwirtInnen gepflegt.

In seiner Pionierphase bis 1984 war das FiBL eindeutig Teil der (politisch-kulturellen) Alternativenbewegung. Die Forschungstätigkeit und Öffentlichkeitsarbeit blieb den Idealen der ökologischen Bewegung verpflichtet. Die interne Organisation war stark geprägt von der Mitbestimmungsbewegung. Obwohl das FiBL die Zusammenarbeit mit öffentlichen Institutionen suchte, blieb das Institut gleichzeitig ein «Querulant», der die konventionelle Landwirtschaft kritisierte und herausforderte.

In den Satzungen der Stiftung von 1973 wurde neben dem Forschungsinstitut der Aufbau einer Kooperationsstelle zur Förderung der Zusammenarbeit von ProduzentInnen und KonsumentInnen als Ziel definiert. Gesellschaftspolitische Ansätze wie die regionale Lebensmittelversorgung wurden am FiBL jedoch nicht weiterentwickelt. Schwerpunkte der Institutsarbeit bildeten Problembereiche, die anbautechnisch gelöst werden konnten wie die Nitratauswaschung oder Landschaftsverarmung.

Nach der Krise von 1984 wurde das Prinzip der Mitbestimmung und Selbstverwaltung aufgegeben. Zusammen mit der verstärkten Ausrichtung der Forschung auf die Vermarktung von Bio-Produkten über den konventionellen Lebensmittelhandel, kann erstmals von einer Institutionalisierung gesprochen werden: also von einer Eingliederung in die konventionelle Landwirtschaft.⁵⁵⁶

Auf die neusten Entwicklungen konnte nur punktuell eingegangen werden. Eine Forschungslücke besteht insbesondere bezüglich der Geschichte der Bio Suisse. Der Verband der Schweizer Bio-Bauern und -Bäuerinnen ist – wie auch die internationale Dachorganisation IFOAM – demokratisch organisiert. Das Spannungsfeld zwischen Ökologie, Selbstbestimmung und Identität einerseits, politischer Einflussnahme und Wirtschaftlichkeit andererseits wirft auch in diesem Kontext spannende Fragen auf.

Biologischer Landbau als politisch-kulturelle Bewegung

Wir kranken heute doch an der neuen Wirtschaftsunordnung, am Neoliberalismus. Wenn wir die Probleme wirklich auf die Hörner nehmen wollen, müssen wir eine neue Wirtschaftsweise aufbauen. Dafür ist der biologische Landbau eine ideale Keimzelle.⁵⁵⁷

Der biologische Landbau kann als ein erfolgreiches Ergebnis der ökologischen Bewegung betrachtet werden. Mit seinem Aufschwung veränderte sich jedoch auch die Ausrichtung. KonsumentInnen der Alternativenbewegung konnten selber kein Landwirtschaftsland – schon gar nicht an bevorzugter Lage – erwerben. Sie waren auf die Zusammenarbeit mit LandwirtInnen angewiesen. Der Aspekt «Suche nach neuen Lebensformen» ist ein Element, das die Bauern und Bäuerinnen mit der Alternativenbewegung verbunden hat ebenso wie die zunehmend ökologische Ausrichtung. Was sind die Gründe dafür, dass im biologischen Landbau die Direktvermarktung oder Selbstversorgung von Gemeinschaften im Sinne der *Kleinen Netze* nicht ausgebaut wurde? Sicherlich wurde der Verbreitung des biologischen Landbaus oberste Priorität zugesprochen nach dem Motto: Jede Acre, die nicht mehr gespritzt wird, ist ein Erfolg. Die

⁵⁵⁶ Zu Begriff und Theorie der «institutionalization» vgl. Michelsen (2001), S. 6.

⁵⁵⁷ Michael Rist, Gründungsmitglied der Schweizerischen Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus, zitiert bei Beat Hugli: «Bio lässt sich nur gemeinsam durchsetzen», Protokoll einer Gesprächsrunde mit den Gründervätern der Bio Suisse vom 26.6.2006 in Basel, In: *Kultur und Politik*, 3/2006, S. 25.

Biobewegung setzte sich für die staatliche Anerkennung des biologischen Landbaus ein. Mit dem Verkauf von Bio-Produkten durch Grossverteiler wurde der biologische Landbau in den konventionellen Lebensmittelmarkt integriert. In der Folge nahm die Anzahl biologisch bewirtschafteter Betriebe rasant zu. Über die Verbreitung und Bekanntheit des biologischen Landbaus wurde die gesamte Landwirtschaft beeinflusst (Beispiel ökologische Direktzahlungen). Diese Entwicklung hat in der Konventionalisierung des biologischen Landbaus ihre Kehrseite:

Die Richtlinien entwickelten sich unter dem Einfluss der staatlichen Regelungen vom kleinsten gemeinsamen Nenner zu einem Regelwerk, das auch eine optimierte Produktion ermöglicht, die nicht auf den Werten des biologischen Landbaus basiert, sondern lediglich das Richtlinienminimum erfüllt. Insbesondere die sozialen Aspekte im Sinne der Alternativenbewegung gingen verloren. Die Umstellung auf eine biologische Bewirtschaftung wurde primär über finanzielle Anreize gefördert. Marktmechanismen wurden wirkungsmächtig und die «Alternative» wurde ins kapitalistische System integriert. Infolge der Marktdifferenzierung richten sich Bio-Produkte zunehmend an kaufkräftige, privilegierte Schichten. Anstatt die ökologische Produktion von Nahrungsmitteln als allgemein verbindlich zu erklären, wurde der biologische Landbau wieder in eine Nische gedrängt.

Im Folgenden wenden wir unseren Blick noch einmal den ökologischen Visionen und Gesellschaftsentwürfen zu und vergleichen diese mit der Entwicklung des biologischen Landbaus. In den 70er Jahren waren die Aspekte der Lebensform, der Dezentralität, der angepassten Technik und Selbstverwaltung zentral im Umweltdiskurs. In der AGU wurde die Meinung vertreten, dass eine ökologische Produktion nur durch eine kooperative Zusammenarbeit zwischen ProduzentInnen und KonsumentInnen möglich sei. Dabei wurde eine Effizienz angestrebt, die nicht am Umsatz, sondern an der Befriedigung von Bedürfnissen orientiert ist. Vor- und Nachteile von Produktionstechniken wurden gemeinsam diskutiert und abgewogen. Insgesamt sollten wieder mehr Menschen in der Landwirtschaft tätig sein und das Verständnis für ökologische Zusammenhänge sollte gefördert werden. Stattdessen sind die ProduzentInnen heute den Vorgaben von Verarbeitung und Handel weitgehend ausgeliefert. Das bäuerliche Einkommen ist tief und schlecht bezahlte Angestellte sind eher die Regel als die Ausnahme. Eine angepasste Technik wurde in vielen Bereichen weiterentwickelt. Es wurden jedoch – insbesondere in den Bereichen Verarbeitung, Distribution und Verkauf – auch neue Techniken eingeführt, die mit einem erhöhten Einsatz von Maschinen und

(Fremd-)Energie verbunden sind. Der Druck in Richtung Spezialisierung und Intensivierung nahm insbesondere im Gemüsebau zu. In der Tierhaltung bewirkte das Direktzahlungssystem eher eine Extensivierung. Anstelle einer regionalen und saisonalen Produktion wird das Angebot auf den Markt ausgerichtet, auf Grossverteiler, in denen alles jederzeit verfügbar sein soll. Bei der Transformation des biologischen Landbaus von einer alternativen Wirtschaftsform zum Wachstumsmarkt verlor die Biobewegung ihre Radikalität – nicht im Sinne von extremistisch, sondern im Sinn von «an der Wurzel angehen». Die Idee des biologischen Landbaus als Keimzelle einer grundsätzlichen Alternative konnte sich nicht verbreiten. Biologische Produkte werden zunehmend als Ausdruck des individuellen Lebensstils betrachtet. Bei dieser partiellen Durchgrünung der Gesellschaft wurden die Anstrengungen in Richtung Nachhaltigkeit durch andere belastende Trends überkompensiert und zunichte gemacht. In der aktuellen Debatte um die Entwicklung des biologischen Landbaus wird oft auf die Pioniere verwiesen sowie auf die «alten» Werte, die wieder aufgegriffen werden sollten. Dabei erscheint mir die Vergegenwärtigung der Motivationen und Ziele der ökologischen Alternativenbewegung der 1970er Jahre sehr aufschlussreich: Für sie war der biologische Landbau nicht nur eine Bewirtschaftungsmethode, sondern auch eine Alternative zu den gängigen Lebens-, Gesellschafts- und Wirtschaftsmodellen.

Ökonomisierung des Nachhaltigkeitsdiskurses

Die Entwicklung des biologischen Landbaus steht in engem Zusammenhang mit einer allgemeinen Vereinnahmung der Umweltbewegung. In der Schweiz erreichte das öffentliche Bewusstsein für Umweltprobleme zu Beginn der 1970er Jahre einen ersten Höhepunkt. Die «Grenzen des Wachstums» wurden auch in der etablierten Wissenschaft und Politik als ernst zu nehmende Herausforderung akzeptiert. Damit wurde die in der Kriegs- und Nachkriegszeit gewachsene Gesellschaftsordnung grundsätzlich in Frage gestellt. In dieser Phase bis Ende der 1980er Jahre konnten einige wichtige Massnahmen durchgesetzt werden: das Verbot von DDT in der Landwirtschaft, die Einführung des obligatorischen Katalysators für Autos, die vollständige Entschwefelung des Heizöls usw. Diese von der Alternativenbewegung als Sofortmassnahmen geforderten technischen Lösungen wurden in der Folge als ausreichend angesehen um die Probleme in den Griff zu bekommen. Im Verlaufe der 1990er Jahre wurden einzelne Konzepte aus dem Umweltdiskurs herausgelöst, umdefiniert und zu umfassenden Zielen der Umweltpolitik erhoben: Das «qualitative Wachstum» wurde seither als Möglichkeit erachtet, wirtschaftliches Wachstum und Energieverbrauch doch noch zu entkoppeln. Die «Nachhaltigkeit» wurde in ihrer Tragweite beschnitten und so interpretiert, dass jedes Handeln nicht nur Profite abwerfen, sondern auch umwelt- und sozialverträglich sein sollte. Diese zweite Phase ist gekennzeichnet durch eine

Ökonomisierung des Umweltdiskurses. Das Ziel war nun, externe Umwelteffekte zu internalisieren. Negative Effekte auf die Umwelt sollten dabei in monetären Größen erfasst und auf die Marktpreise aufgeschlagen werden – eine typisch technokratische Herangehensweise. Die konkrete Umsetzung erwies sich als problematisch, sowohl was die Berechnung von Umweltschädigungen betraf als auch aufgrund der politischen Machtverhältnisse:

Dieser Ansatz scheiterte jeweils spätestens dann, wenn deutlich wurde, dass die von den Preisaufschlägen betroffenen Industrien mit Nachteilen im internationalen Konkurrenzkampf zu rechnen hatten. Damit konnte die Sicherung von Arbeitsplätzen gegen die Umwelthanliegen in Stellung gebracht werden.⁵⁵⁸

Die Ausrichtung auf Marktmechanismen erlaubte es, von der zentralen Rolle der ProduzentInnen abzulenken und die Verantwortung auf die KonsumentInnen abzuschieben. Anstelle einer Veränderung der Strukturen sollten sich umweltschonende Produkte am Markt durchsetzen. Doch dieser Ansatz stellte sich als Sackgasse heraus:

Veränderungen, die auf der Basis von Millionen individueller Konsumententscheidungen erfolgen sollen, sind ungleich schwieriger in Gang zu setzen, als den Hebel bei der Produktion anzusetzen. Hätte man es Ende der 1980er Jahre den KonsumentInnen überlassen, ob sie sich für ein Auto mit Katalysator entscheiden, dann wäre dieser auch heute noch eine Zusatzeinrichtung für umweltbewusste LenkerInnen – gegen Aufpreis selbstverständlich.⁵⁵⁹

Dass die Wahlfreiheit der KonsumentInnen keine aktive Selbstbestimmung beinhaltet, konnte im letzten Kapitel dargelegt werden: Mit dem Konzept des *Consumerism* werden politische Auseinandersetzungen auf die Ebene des Lebensstils und individueller Konsum-Entscheidungen verlagert. Die Partizipation der BürgerInnen wird auf die Wahlfreiheit, die ihnen als KonsumentInnen geboten wird, reduziert. Hingegen verlangt der Ansatz der *Citizenship*, dass die einzelnen Akteure als BürgerInnen entscheiden. Verbindliche Regeln müssen nicht von ExpertInnen eingeführt werden. Ohne gemeinsame Norm des Ausreichenden werden die Einsparungen der Einen vom Mehrverbrauch der Anderen überkompensiert. Diese Mechanismen wurden an verschiedenen Beispielen (Verkehr, Energieverbrauch) bereits in den 1970er Jahren dargelegt. Die Erkenntnis ist eindeutig: Nur eine Einschränkung des Angebots führt zu Einsparungen. Dabei geht es «nicht um die voneinander isolierte Änderung individueller Lebensgewohnheiten, sondern um die kollektiv organisierte, auf Nachhaltigkeit zielende Transformation der Gesellschaft.»⁵⁶⁰

558 Ringger (2011), S. 91 f.

559 Ebd., S. 91.

560 Ebd., S. 97.

In diesem Punkt sind sich die verschiedenen DenkerInnen der politisch-kulturellen Bewegung einig: «Nur Antikapitalisten meinen es ernst mit der Ökologie.»⁵⁶¹ Ringger identifiziert die Konkurrenz als hartnäckigstes Hindernis für einen wirksamen Umweltschutz.⁵⁶² Auch Gorz sagt: Die Aufstellung einer Norm des Ausreichenden ist unvereinbar mit dem Streben nach maximaler Rendite, worin das Wesen der ökonomischen Rationalität und Rationalisierung besteht.⁵⁶³

Biologischer Landbau – eine Alternative?

Trotz dieser Tendenz zur Vereinnahmung ist der biologische Landbau weiterhin eine vielfältige soziale Bewegung. Die biologische Landwirtschaft fördert die ökologische Stabilität und Biodiversität und kann auch im sozio-ökonomischen Bereich wichtige Impulse geben.

Die Soziologin Hilary Tovey befragte 1996 Akteure der Biobewegung in Irland, was sie genau unter biologischem Landbau verstehen. In ihrer Analyse zeigt sie, dass die sozialen Aspekte sehr hoch gewichtet werden. Zentral ist dabei die Idee der Regionalität:

Even those who are full-time farmers are generally concerned not just with using specific farming techniques but also with who eats their food, and how it reaches the consumer, and even more broadly, what sort of «community» is most appropriate to the production and consumption of food.⁵⁶⁴

In der Schweiz entwickelte sich die Biobranche stark in Richtung Grossverteiler. Fragen der sozialen Organisation und der direkten Zusammenarbeit von ProduzentInnen und KonsumentInnen wurden vernachlässigt. Ging Irland einen anderen Weg? Oder sind Toveys Ergebnisse ein Hinweis auf eine «neue» Biobewegung, die die Themen der Alternativenbewegung wieder aufgreift?

Verschiedene ProduzentInnen-KonsumentInnen-Genossenschaften bestehen in der Schweiz seit den 1980er Jahren, wie die *Jardins de Cocagne* in Genf oder die *Agrico* bei Basel. Diese Organisationsform verbreitete sich vor allem in der Westschweiz und wird als «regionale Vertragslandwirtschaft», CSA (community supported agriculture) oder solidarische Landwirtschaft bezeichnet. Seit 2010 entstanden auch in der Deutschschweiz verschiedene vertragslandwirtschaftliche Projekte.⁵⁶⁵ Das Bioforum stellte im

561 Gregor Gysi im Interview von Wolfgang Storz: «Das Bürgertum läuft aus dem Ruder», In: *WOZ*, Nr. 17, 28.4.2011, S. 11.

562 Ringger (2011), S. 95.

563 Gorz (2009), S. 42.

564 Tovey (1997), S. 24 f.

565 Dazu gehören u.a. das «Gmües Abo Thalheim» bei Winterthur, «ortoloco – die regionale Gartenkooperative» und der «Pflanzplatz Dunkelhölzli» bei Zürich, das «Wädichörbli» in Wädenswil sowie der Verein «soliTerre» und das «Radiesli» bei Bern.

Rahmen des Bio Marché 2011 «verschiedene Produktionsmodelle vor, welche von einer neuen Bewegung vorwiegend junger Menschen aufgebaut und betreut werden».⁵⁶⁶ 2008 verlieh die Bio Suisse dem Westschweizer Verband «Fédération Romande de l'Agriculture Contractuelle de Proximité» (FRACP) ihren Förderpreis.⁵⁶⁷

Ein weiteres Modell wurde in Wien entwickelt: Landwirte säen und pflanzen verschiedene Gemüse auf einem Feld, das in kleine Parzellen geteilt wird. Diese werden an StadtbewohnerInnen zu einem fixen Preis als Saison-Garten zur Pflege und zum Ernten übergeben. Auf dem Versuchsbetrieb der Universität Kassel wurde das Selbsternte-Modell übertragen und evaluiert: «*Selbsternte* meets ecological, economical, social and health demands to a sustainable nutrition and contributes to the development of sustainable consumption patterns in the food sector.»⁵⁶⁸

Der Weiterentwicklung der sozialen Formen der (biologischen) Landwirtschaft widmet sich auch der Verein *Neustart Schweiz*. Das Konzept «mikro-agro», das die direkte Zusammenarbeit von städtischen Nachbarschaften mit Landwirtschaftsbetrieben und damit eine regionale Lebensmittelversorgung anstrebt, erinnert stark an die *Kleinen Netze* der 1970er Jahre. Die Gemeinschaften werden jedoch grösser (und damit überlebensfähiger) konzipiert: In einer Nachbarschaft gemäss *Neustart Schweiz* wohnen ca. 500 Personen.⁵⁶⁹

Interessanterweise gibt es in Deutschland gerade auch Grossbetriebe, die innovative Wege im Sinne des biologischen Landbaus gehen, beispielsweise die Domäne Mechtildshausen, die 650 Hektaren bewirtschaftet. Der Betrieb wird als Sozialeinrichtung der *Wiesbadener Jugendwerkstatt* geführt mit dem Ziel, benachteiligte Jugendliche auszubilden und Langzeitarbeitslose in das Berufsleben zu reintegrieren. Ein vielfältiges Ausbildungsangebot entsteht durch die eigene Verarbeitung: Zum Betrieb gehören u.a. eine Bäckerei, Käserei, Metzgerei, ein Gemüsemarkt sowie ein Restaurant. Das integrative Engagement ist jedoch abhängig von der Förderung des Bundes. Der Betrieb ist

566 Wendy Peter: 11. Biogipfel Samstag, 18.6.2011 im Rathaus Zofingen, www.bioforumschweiz.ch/index.php?option=com_content&view=article&id=55:bio-gipfel-am-bio-marche-samstag-18-juni-2011&catid=9:aktuell&Itemid=60.

567 Claude Mudry: «Die Nähe zwischen Produzent und Konsument», In: *Spezialmagazin zum neuen Bio Suisse Leitbild*, Basel 2009.

568 Anke Wortmann/Regine Bruno/Jürgen Hess: Harvesting on your own – a step towards sustainable consumption, In: Thomas Alföldi/William Lockeretz/Urs Niggli: IFOAM 2000 – The World Grows Organic. Proceedings 13th International IFOAM Scientific Conference, Zürich 2000, S. 556.

569 Vgl. P.M.: *Neustart Schweiz*. So geht es weiter, Zürich 2008.

nicht auf eine regionale Lebensmittelversorgung ausgerichtet, sondern als Gourmet-Restaurant auf ökologisch orientierte Besserverdienende.⁵⁷⁰

Vielleicht hat Hartmut Vogtmann ebenfalls das kleine Büchlein von André Gorz im Hinterkopf, wenn er sagt: Für die Entwicklung des biologischen Landbaus sind zwei Wege vorgezeichnet: «Der technokratische und der ökologische. Wohin sich die Entwicklung wenden wird, ist offen, und es zeigen sich Tendenzen des Sowohl-als-auch».

Es stellt sich daher die Frage, ob dies das Ergebnis der Forschung in den Agrarwissenschaften weltweit sein wird: Eine Umsetzung alleine der Techniken des biologischen Landbaus, nicht aber seiner viel weiter zielenden Komponenten. Die vornehme Aufgabe der Zukunft liegt aber genau darin, dieses Mehr des biologischen Landbaus zu betonen und transparent zu machen. [...] Hier müssen Institutionen wie das FiBL neue Impulse setzen, wie schon vor 20 Jahren.⁵⁷¹

570 Wiesbadener Jugendwerkstatt: Domäne Mechthildshausen, www.domaene-mechthildshausen.de; Heidi Müller-Gerbes: «Streit um Hartz IV bedroht Domäne Mechthildshausen», In: *Frankfurter Allgemeine*, 19.4.2004, www.faz.net/aktuell/rhein-main/region/wiesbaden-streit-um-hartz-iv-bedroht-domaene-mechthildshausen-1160082.html.

571 Vogtmann (1994), S. 4.

9. Abkürzungsverzeichnis

ABB	Amtliches Bulletin der Bundesversammlung
AGU	Arbeitsgemeinschaft Umwelt beider Zürcher Hochschulen
DOK	Parzellenversuch: D = dynamisch, O = organisch, K = konventionell
EEK	Eidgenössische Ernährungskommission
ETH	Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
FiBL	Forschungsinstitut für biologischen Landbau
GDI	Gottlieb Duttweiler Institut
Jb	Jahresbericht
NPK-	Stickstoff, Phosphor, Kalium
NZZ	Neue Zürcher Zeitung
Rb	Rechenschaftsbericht
SGBL	Schweizerische Gesellschaft für biologischen Landbau, heute Bioterra
SGU	Schweizerische Gesellschaft für Umweltschutz
Stiftung	Schweizerische Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus
VSBL	Vereinigung schweizerischer biologischer Landbauorganisationen, heute Bio Suisse
VV	Vollversammlung
WOZ	Die Wochenzeitung
zB	zum Beispiel (Zeitschrift des FiBL)

Beispiel für Kurzzitate bei Zeitschriften:

Band/Volume 45, Nummer 4, Jahr 2005 45(4)/2005

Nummer 2, Jahr 1974 2/1974

10. Bibliographie

10.1 Ungedruckte Quellen

FiBL Archiv (Frick)/Archiv für Agrargeschichte, Findmittel des Bestandes Nr. 133

- 011.1-02 (Bd. 10), Satzung 1978, 1980, 1984, Geschäftsreglement 1985.
- 011.2-01 (Bd. 14), Protokolle Sitzungen Stiftungsrat 1973–1979.
- 011.2-02 (Bd. 16), Protokolle Sitzungen Stiftungsrat 1980–1991.
- 011.3-01 (Bd. 13), Protokolle der Vollversammlung, Hauptversammlung, Jahresversammlung 1974–1983, 1986–1988.
- 03-10 (Bd. 193) Philippe Matile: Schweizerische Versuchsanstalt für den Biologischen Landbau, Konzept, Zürich 1969.
- 712.1-01 (Bd. 85), Entwicklung Anbau Richtlinien: Protokolle; Stiftung u.a. (Hg.): Richtlinien über Verkaufsprodukte aus biologischem Landbau, o.O. 1980.

Schweizerisches Sozialarchiv (Zürich)

Dossier 91.6 ZA «Alternative Landwirtschaft».

Privatarchiv Rosmarie und Max Eichenberger (Rodendorf)

Unterlagen zur AGU: Flugblatt, Statuten, Arbeitsgruppe Gift, Korrespondenzen.

Geschäftsordnung des FiBL 1978.

Programm, Unterlagen und Protokolle zu den Tagungen der Instituts-MitarbeiterInnen auf dem Dorfberg in Langnau, 1979–1984.

Programm und Unterlagen zum «4. Kolloquium über soziale Formen des Forschungsinstituts für biologischen Landbau» 1979.

Dossier zu Selbstverwaltung: Einladung und Unterlagen zum Seminar der selbstverwaltenden Betriebe vom 3./4. Mai 1980 (adressiert ans FiBL); Netzwerk für Selbstverwaltung: Fragebogen. An alle uns bekannten Kollektive, Zürich 1980; Zusammenfassungen der Gespräche mit Udo Herrmannstorfer 1980.

Henri Suter/Rosmarie Eichenberger: Agrar-oekologisches Projekt Klettgau. Diskussionsbasis zu einem Projektvorschlag, Oberwil o. D.

FiBL: Programm der Führungen am «Tag der offenen Tür» 1983.

Dossier zur Krise von 1984/85: Briefe.

(Protokollierte) Informationsgespräche

Otto Schmid, Zürich 24.2.2011 und 20.7.2011.

Martin Küper, Zürich 22.7.2011.

Rosmarie Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

Max Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

Hartmut Vogtmann, Berlin 10.10. und 11.10.2011.

10.2 Gedruckte Quellen**Amtliche Publikationen**

Amtliches Bulletin der Bundesversammlung (ABB), Nationalrat.

Eidgenössische Ernährungskommission (EEK), Wissenschaftliche Subkommission, Arbeitsgruppe «Biologischer Landbau»: Anwendung der Bestimmung von Artikel 6 Absatz 6 der Lebensmittelverordnung für sog. «Biologische Produkte», Bern 1974.

Verordnung (EWG) Nr. 834/2007 des Rates vom 28. Juni 2007 über die ökologische/biologische Produktion und die Kennzeichnung von ökologischen/biologischen Erzeugnissen (Europäische Öko-Verordnung).

Periodika (Zeitungen und Zeitschriften)

der biologische Landbau

die Grünen

Lebendige Erde

Tages Anzeiger

Schriftenreihe der Schweizerischen Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus, darin u. a. enthalten:

- Jahresberichte der Stiftung 1973–1986
- Rechenschaftsberichte des FiBL 1974–1984

Schweizerische landwirtschaftliche Forschung

Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte

Schweizerischer Naturschutz

Soil Science

Studentischer Wochenkalender

Umweltjournal

WOZ (Die Wochenzeitung)

zB (zum Beispiel)

Zeitgenössische Publikationen

Arbeitsgemeinschaft Umwelt beider Zürcher Hochschulen (AGU): Interdisziplinäres Seminar in Ökologie, WS 1972/73, Zürich 1973.

Dies.: umdenken – umschwenken. Alternativen – Wegweiser aus der grosstechnologischen Zivilisation?, Katalog zur Ausstellung, Zürich 1975.

Besson, Jean-Marc/Vogtmann, Hardy (Hg.): Towards a Sustainable Agriculture. International Conference Sissach 1977. Papers, Aarau 1978.

Binswanger, Hans Christoph/Geissberger, Werner/Ginsburg, Theo (Hg.): Der NAWU-Report: Wege aus der Wohlstandsfalle. Strategien gegen Arbeitslosigkeit und Umweltkrise, Frankfurt a. M. 1978.

Bio Suisse: Richtlinien für die Erzeugung, Verarbeitung und den Handel von Knospe-Produkten. Fassung vom 1. Januar 2012, Basel 2012.

Buess, Otto: «Warum biologischer Landbau in Ebenrain?», In: *Die Grüne*, 16.3.1973, S. 377–381.

Ders.: «Grundsätzliches zum biologischen Landbau», In: Stiftung, 3/1975, S. 1–19.

Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 1, vierte Auflage, Köniz 1977.

Dies. (Hg.): Alternativkatalog 2, zweite Auflage, Köniz 1977.

Dies. (Hg.): Alternativkatalog 3, Basel 1978.

Fischer, Rätus: Der andere Landbau. Hundert Bio-Bauern und Gärtner berichten über ihre Beweggründe, Arbeitsweisen und Erfahrungen, Zürich 1982.

Fornallaz, Pierre: Die ökologische Wirtschaft. Auf dem Weg zu einer verantworteten Wirtschaftsweise, Aarau 1986.

Ginsburg, Theo: Oekonomisch-ökologische Aspekte der Umweltbedrohung, In: AGU: Interdisziplinäres Seminar in Ökologie, WS 1972/73, Zürich 1973, S. 19–22.

Goetz, André: Ökologie und Freiheit. Beiträge zur Wachstumskrise 2, aus dem Französischen von Karl A. Klewer und H. Otten, Reinbek bei Hamburg 1980 (Org. Ecologie et Liberté, Paris 1977).

Ders.: Ökologie und Politik. Beiträge zur Wachstumskrise, aus dem Französischen von Hubert Gaethe, Reinbek bei Hamburg 1977 (Org. Ecologie et Politique, Paris 1975).

Gottlieb Duttweiler Institut (GDI): Wer ist wer im Schweizerischen Umweltschutz, Rüslikon 1974.

Graf, Ursula: Darstellung verschiedener biologischer Landbaumethoden und Abklärung des Einflusses kosmischer Konstellationen auf das Pflanzenwachstum, Zürich 1977.

Grünig, P.: «Einschränkung der Giftflut!», In: *Schweizerischer Naturschutz*, 2/1969, S. 31–32.

Häni, Stefan: «2000-Watt-Gesellschaft. Die Zürcher müssen verzichten lernen», In: *Tages-Anzeiger*, 6.4.2010, S. 17.

Hänggi, Marcel: «Umdenken», In: *WOZ*, 24.3.2011, S. 15–17.

- Hufschmid, N. u. a.: Agrar-ökologisches Projekt «Klettgau». Eine Modellstudie für biologischen Landbau. Arbeitsbericht, Oberwil 1987.
- Illich, Ivan: Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik, Reinbek bei Hamburg 1975.
- Jaag, Otto: «Muss die Menschheit wirklich zugrunde gehen?», Abschiedsvorlesung anlässlich des ETH-Tages am 14.11.1970, In: Leibundgut, Hans (Hg.): Schutz unseres Lebensraumes. Symposium an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich vom 10. bis 12. November 1970, Frauenfeld 1971.
- Kläy, Rudolf: Untersaaten zu Mais. Gegenseitige Beeinflussung von Unterkultur und Mais, sowie Auswirkungen auf Bodenstruktur, Nitratauswaschung, Stickstoff-Fixierung und die Entwicklung der Folgekulturen, Diss. ETH Nr. 7530, Bern 1984.
- Kleinewefers, Henner: Oekologie und Oekonomie. Der Beitrag der Nationalökonomie zur Umweltdiskussion, In: AGU: Interdisziplinäres Seminar in Ökologie, WS 1972/73, Zürich 1973, S. 148–161.
- Koepf, H. H.: «Die Bedeutung der Forschung auf dem Gebiet der biologischen Landwirtschaft», In: Stiftung, 2/1974, S. 1–14.
- Leibundgut, Hans (Hg.): Schutz unseres Lebensraumes. Symposium an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich vom 10. bis 12. November 1970, Frauenfeld 1971.
- Matile, Philippe: Schweizerische Versuchsanstalt für den Biologischen Landbau, Zürich 1969.
- Ders.: Biologie und Landwirtschaft, Vortrag gehalten am Symposium «Umweltprobleme und Landwirtschaft» vom 13./14. Oktober 1971 in Bern, In: Forschungsring für Biologisch-Dynamische Wirtschaftsweise (Hg.): *Lebendige Erde*, 5/1972, S. 161–171.
- Mauch, Samuel: «Uebergang vom materiellen Wachstum zum Gleichgewicht», In: *Umweltjournal*, 6/1972, S. 23–29.
- Meadows, Dennis u.a.: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, Stuttgart 1972 (Org. The limits to growth, London 1972).
- Mudry, Claude: «Die Nähe zwischen Produzent und Konsument», In: *Spezialmagazin zum neuen Bio Suisse Leitbild*, Basel 2009.
- Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen (Hg.): Klettgau erforschen. Bericht von einer Tagung am 2. Mai 1999 in Neunkirch, Neuhausen 1999.
- Ott, Pierre R.: The composting of farmyard manure with mineral additives and under forced aeration, and the utilization of FYM and FYM compost in crop production, Diss. Fachgebiet Methoden des alternativen Landbaus Gesamthochschule Kassel, Witzenhausen 1990.
- Pankow, Walter: Suche nach neuen Erkenntnismodellen, In: AGU: Interdisziplinäres Seminar in Ökologie, WS 1972/73, Zürich 1973, S. 6–12.
- P.M.: Neustart Schweiz. So geht es weiter, Zürich 2008.
- Porret, Marianne: Comparaison d'écosystèmes de prairies permanentes exploitées de manière conventionnelles et bio-dynamiques, Geobotanisches Institut der ETH-Zürich, Diss. 1978.

Schmid, Otto: Die Umstellung des Betriebes auf den ökologischen Landbau, In: Fördergemeinschaft organisch-biologischer Land- und Gartenbau (Hg.): Lehrheft für Biologischen Landbau, Heiningen 1983.

Schumacher, Ernst Friedrich: Technologische Alternativen für Entwicklungsländer, In: Pierre Fornallaz (Hg.): Technik für oder gegen den Menschen. Die neue Aufgabe der Hochschule. Vorträge gehalten am öffentlichen Symposium der ETH-Zürich, 12. bis 15. November 1973, Basel 1975.

Ders.: Es geht auch anders. Jenseits des Wachstums. Technik und Wirtschaft nach Menschenmass, Zürich 1976.

Schweizerischen Gesellschaft für Umweltschutz (SGU): Biologische Landwirtschaft als notwendige öffentliche Aufgabe, revidierte und ergänzte Auflage, Zürich 1882.

Universität Zürich: Verzeichnis der Vorlesungen, Behörden, Dozenten und Institute. Wintersemester 1986/87, Zürich 1986.

Vogtmann, Hartmut: «Biologischer Landbau – eine Alternative?», Vortrag gehalten anlässlich der Ausstellung «Umdenken – Umschwenken» der AGU in Zürich, In: Stiftung, 6/1976, S. 2–14.

Ders.: «Warum biologischer Landbau?», In: Dezentrale (Hg.): Alternativkatalog 2, zweite Auflage, Köniz 1977, S. 181–182.

Ders.: «Rückblick. Neue Inhalte, neue Formen: Die Anfänge des FiBL». In: zB, 2/1994, S. 4.

Wortmann, Anke/Bruno, Regine/Hess, Jürgen: Harvesting on your own – a step towards sustainable consumption, In: Thomas Alföldi/William Lockeretz/Urs Niggli: IFOAM 2000 – The World Grows Organic. Proceedings 13th International IFOAM Scientific Conference, Zürich 2000, S. 556.

10.3 Literatur

Alföldi, Thomas: Exposé zum Schulungsfilm Geschichte des Biolandbaus in der Schweiz, Frick 2011, 10 S.

Belz, Frank: Entstehung und Entwicklung des Biomarktes, St. Gallen 1998.

Bennholdt-Thomsen, Veronika/Mies, Maria: Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive, München 1997.

Bess, Michael: The Light-Green Society. Ecology and Technological Modernity in France, 1960–2000, Chicago / London 2003.

BLW Biokoordinationsgremium (Hg.): Übersicht zur Bioforschung von Agroscope und FiBL 2008–2011, Zürich 2010.

Buck, Daniel/Getz, Christina/Guthman, Julie: «From Farm to Table: The Organic Vegetable Commodity Chain of Northern California», In: *Sociologia Ruralis*, 37(1)/1997, S. 3–20.

Crossley, Nick: Making sense of social movements, Buckingham 2002.

Dejung, Christof: Der unterschiedliche Stellenwert von Umweltproblemen in der deutschen und in der französischen Schweiz, In: König, Mario u.a. (Hg.): Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er Jahren, Zürich 1998, S. 251–264.

- Della Porta, Donatella/Diani, Mario: *Social Movements. An Introduction*, Oxford 1999.
- De Wit, Jan/Verhoog, Henk: «Organic values and the conventionalization of organic agriculture», In: *NJAS wageningen journal of life sciences*, 54(4)/2007, S. 449–462.
- Geier, Bernward: *Agrarsoziologie*, In: Hartmut Vogtmann (Hg.): *Ökologischer Landbau. Landwirtschaft mit Zukunft*, Stuttgart 1985.
- Gorz, André: *Ökologie und Politik. Beiträge zur Wachstumskrise*, aus dem Französischen übersetzt von Hubert Gaethe, Reinbek bei Hamburg 1977 (Org. Ecologie et Politique, Paris 1975).
- Ders.: *Ökologie und Freiheit. Beiträge zur Wachstumskrise 2*, aus dem Französischen übersetzt von Karl A. Klewer und H. Otten, Reinbek bei Hamburg 1980 (Org. Ecologie et Liberté, Paris 1977).
- Ders.: *Auswege aus dem Kapitalismus. Beiträge zur politischen Ökologie*, aus dem Französischen übersetzt von Eva Moldenhauer, Zürich 2009 (Org. Écologica, Paris 2008).
- Gottwald, Franz-Theo/Boergen, Isabel: *Mit den Werten wachsen. Marktentwicklung und Wertewandel im Ökolandbau – ein Ländervergleich zwischen der Schweiz, Österreich und Deutschland*, In: AgrarBündnis (Hg.): *Der kritische Agrarbericht 2008*, www.kritischer-agrarbericht.de/fileadmin/Daten-KAB/KAB-2008/Gottwald_Boergen.pdf (erstellt am 8.7.2008).
- Gross, Dietmar: *Alternativer Landbau zwischen Aldi und Wochenmarkt*, In: Katrin Hirte u. a.: *Ökolandbau – mehr als eine Verfahrenslehre?*, Marburg 2007, S. 15–31.
- Guthman, Julie: «The Trouble with «Organic Lite» in California: a Rejoinder to the «Conventionalisation» Debate», In: *Sociologia Ruralis*, 44 (3)/2004, S. 3–20.
- Hamm, Ulrich u. a.: «Betriebsführung. Der unbekannte Aussteiger», In: *Ökologie & Landbau*, 3/2001, S. 43–46.
- Hänggi, Marcel: *Wir Schwätzer im Treibhaus. Warum die Klimapolitik versagt*, Zürich 2009.
- Hellmann, Kai-Uwe: *Systemtheorie und neue soziale Bewegungen*, Opladen 1996.
- Hugi, Beat: «Bio lässt sich nur gemeinsam durchsetzen», Protokoll einer Gesprächsrunde mit den Gründervätern der Bio Suisse Hartmut Vogtmann, Michael Rist, Otto Schmid, Peter Lendi und Werner Scheidegger auf Einladung von Kultur und Politik vom 26.6.2006 in Basel, In: *Kultur und Politik*, 3/2006, S. 21–25.
- Kaltoft, Pernille: «Organic Farming in Late Modernity: At the Frontier of Modernity or Opposing Modernity?», In: *Sociologia Ruralis*, 41(1)/2001, S. 146–158.
- Kloss, Heinz: *Selbstverwaltung und die Dreigliederung des sozialen Organismus*, Frankfurt a. M. 1983.
- Koller, Stephan: *Promotoren einer neuen Lebenswelt. Die «Arbeitsgemeinschaft Umwelt» und die Zürcher Expressstrassen*, Seminararbeit Zürich 1996.
- König, Mario u. a. (Hg.): *Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er Jahren*, Zürich 1998.

- Kratochvil, Ruth: Biologischer Landbau und nachhaltige Entwicklung: Kongruenzen, Differenzen und Herausforderungen, In: Groier, M./Schermer, M. (Hg.): Bio-Landbau in Österreich im internationalen Kontext. Band 2: Zwischen Professionalisierung und Konventionalisierung. Forschungsbericht Nr. 55, Bundesanstalt für Bergbauernfragen, Wien 2005.
- Kreutzberger, Stefan/Thurn, Valentin: Die Essensvernichter. Warum die Hälfte aller Lebensmittel im Müll landet und wer dafür verantwortlich ist, Köln 2011.
- Kriesi, Hanspeter/Levy, René u.a. (Hg.): Politische Aktivierung in der Schweiz 1945–1978, Diessenhofen 1982.
- Kriesi, Hanspeter: AKW-Gegner in der Schweiz: Eine Fallstudie zum Aufbau des Widerstands gegen das geplante AKW in Graben, Diessenhofen 1982.
- Kummer, Marc/Müller, Laurenz (Hg.): 150 Jahre Strickhof, Zürich 2003.
- Kupper, Patrick: Aufbruch zum biologischen Bauern. Bewegungen im biologischen Landbau 1968–1975, Seminararbeit, Zürich 1996.
- Ders.: Abschied von Wachstum und Fortschritt. Die Umweltbewegung und die zivile Nutzung der Atomenergie in der Schweiz (1960–1975), Lizentiatsarbeit Universität Zürich, In: Technikgeschichte ETH Zürich (Hg.): Preprints zur Kulturgeschichte der Technik, 2/1998.
- Ders.: «Die ‹1970er Diagnose›. Grundsätzliche Überlegungen zu einem Wendepunkt der Umweltgeschichte», In: *Archiv für Sozialgeschichte*, 43/2003, S. 325–348.
- Ders.: Atomenergie und gespaltene Gesellschaft. Die Geschichte des gescheiterten Projektes Kernkraftwerk Kaiseraugst, Zürich 2003(b).
- Ders.: «Expertise und Risiko, Vertrauen und Macht. Gesellschaftliche Ursachen und Folgen erodierender Autorität von Kernenergie-Experten in den 1970er Jahren», In: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 55/2005, S. 60–69.
- Latrille, Wolfgang: Assoziative Wirtschaft. Ein Weg zur sozialen Neugestaltung. Die pragmatischen Aspekte der sozialen Dreigliederung, Stuttgart 1985.
- Lockeretz, William: Organic Farming. An International History, Cambridge 2007.
- Lockie, Stewart/Halpin, Darren: «The ‹Conventionalisation› Thesis Reconsidered: Structural and Ideological Transformation of Australian Organic Agriculture», In: *Sociologia Ruralis*, 45(4)/2005, S. 284–307.
- Lockie, Stewart: «Responsibility and agency within alternative food networks: assembling the ‹citizen consumer›», In: *Agriculture and Human Values*, 26/2009, S. 193–201.
- Mahler, Beat: «umdenken – umschenken». Zur Genese Grün-alternativer Konzepte in der Schweiz 1970–1980 am Beispiel der Aktion «Migros-Frühling», Zürich 2005.
- Mayer, Evelyn N.: Ethik in der Wirtschaft. Darstellung und Einordnung ausgewählter Praxisbeispiele des Ökologischen Landbaus, Masterarbeit Universität Hohenheim, Institut für Landwirtschaftliche Betriebslehre, Berlin 2008.
- Michelsen, Johannes: «Recent Development and Political Acceptance of Organic Farming in Europe», In: *Sociologia Ruralis*, 41(1)/2001, S. 3–20.

- Moschitz, Heidrun: «Moving on – European organic farming movements between political action and self-reflection», In: *Int. J. Agricultural Resources, Governance and Ecology*, 8(5/6)2009, S. 371–387.
- Moser, Peter: *Der Stand der Bauern. Bäuerliche Politik, Wirtschaft und Kultur gestern und heute*, Frauenfeld 1994.
- Ders.: «Privilegierter Volksstand» oder «Untergang des Bauerntums»? Die staatliche Agrarpolitik der 50er/60er Jahre, In: König, Mario u.a. (Hg.): *Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er Jahren*, Zürich 1998, S. 51–64.
- Neidhardt, Friedhelm (Hg.): *Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen*, Opladen 1994.
- Niederer-Schmidli, Susanne: *Umweltschutz – Schlagwort der siebziger Jahre. Die Entstehung eines neuen Umweltbewusstseins Anfang der siebziger Jahre mit besonderer Berücksichtigung der Situation in Basel-Stadt*, Basel 1991.
- Niggli, Urs: *FiBL and Organic Research in Switzerland*, In: William Lockeretz (Hg.): *Organic Farming. An International History*, Trownbrigde 2007.
- Obrist, Robert: «Pilot mit Vorbildfunktion», In: *bioaktuell*, 10/2009, S. 6–7.
- Padel, Susanne: *EU-Projekt Organic Revision. Neues Interesse an Werten und Prinzipien*, Aberystwyth o. J.: Manuskript 5 S.
- Padel, Susanne u.a.: *Focus groups of value concepts of organic producers and other stakeholders. EEC 2092/91 (Organic) Revision: Project report D 21*, Aberystwyth 2005.
- Padel, Susanne/Röcklinsberg, Helena/Schmid, Otto: «The implementation of organic principles and values in the European Regulation for organic food», In: *Food Policy*, 34/2009, S. 245–251, archiviert unter: http://orgprints.org/5509/1/Padel_et_al_manuskript.pdf (erstellt am 14.4.2009).
- Raschke, Joachim: *Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriss*, Frankfurt a. M. 1985.
- Ders.: *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte*, München 2011.
- Reed, Matthew: *Rebels for the Soil. The Rise of the Global Organic Food and Farming Movement*, London / Washington 2010.
- Ringger, Beat: *Umweltschutz und Kapitalismus*, In: Denknetz (Hg.): *Gesellschaftliche Produktivität jenseits der Warenform. Analysen und Impulse zur Politik (Jahrbuch 2011)*, Zürich 2011, S. 88–98.
- Rupflin, Christine: «Läuft es im Biolandbau menschlich gut?», In: *Kultur und Politik*, 4/2010, S. 19.
- Schmid, Otto: *Die ersten 20 Jahre FiBL – Geschichte*, Frick: Manuskript 1994, 8 S.
- Ders.: *Entwicklung des Biolandbaus in den Jahren 1980–1995*, Frick: Manuskript 1995, 4 S.
- Ders.: *Der Weg des FiBL*, Frick: Manuskript 2003, 2 S.
- Ders.: «Werte und Richtlinien im Wandel», In: *Ökologie & Landbau*, 144(4)/2007, S. 14–16.
- Ders.: «Bio-Richtlinien für die Zukunft. Wegweiser statt Vorschriften», In: *Ökologie &*

Landbau, 150(2)/2009, S. 16–19.

Snow, David A./Trom, Danny: The Case Study and the Study of Social Movements, In: Klandermans, Bert/Staggenborg, Suzanne (Hg.): *Methods of Social Movement Research*, Minneapolis/London 2002, S. 146–172.

Siegenthaler, Hansjörg: *Regelvertrauen, Prosperität und Krisen. Die Ungleichmässigkeit wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung als Ergebnis individuellen Handelns und sozialen Lernens*, Tübingen 1993.

Skenderovic, Damir: Die Umweltschutzbewegung im Zeichen des Wertewandels, In: Urs Altermatt (Hg.): *Rechte und linke Fundamentalopposition. Studien zur Schweizer Politik 1965–1990*, Basel/Frankfurt a. M. 1994.

Schroeren, Michael: *Zum Beispiel Kaiseraugst: Der gewaltfreie Widerstand gegen das Atomkraftwerk. Vom legalen Protest zum zivilen Ungehorsam*, Zürich 1977.

Tovey, Hilary: «Food, Environmentalism and Rural Sociology: On the Organic Farming Movement in Ireland», In: *Sociologia Ruralis*, 37(1)/1997, S. 21–37.

Visschers, V. u.a.: *Konsumverhalten und Förderung des umweltverträglichen Konsums*, Bericht im Auftrag des Bundesamtes für Umwelt BAFU, Zürich 2010: *Consumer Behavior*, ETH Zürich.

Vogt, Gunter: *Entstehung und Entwicklung des ökologischen Landbaus im deutschsprachigen Raum*, Bad Dürkheim 2000.

Walter, François: *Bedrohliche und bedrohte Natur. Umweltgeschichte der Schweiz seit 1800*, Zürich 1996.

Wanzek, Jörg: *Komplexe Natur – Komplexe Welt: Zum Aufkommen des modernen Umweltbewusstseins in der Schweiz in den Jahren 1968–1972*, Zürich 1996.

Weidmann, Brigitta: 25 Jahre Bio Suisse, In: *Landwirtschaftlicher Informationsdienst (LID): Dossier Nr. 416*, 18.4.2006.

Zwicky, Heinrich/Schöni, Walter: *Umwelt als Aktivierungsgrund: Politische Aktivierungsereignisse zu Umwelt-, Verkehrs- und Wohnfragen in der Schweiz (1945–1989)*. Zürich 1993.

10.4 Internet

Alföldi, Thomas/Buschauer, Sibyl: *Biowissen – Fakten und Hintergründe zur biologischen Landwirtschaft und Verarbeitung (Version März 2011)*, www.fibl.org/de/service/nachrichtenarchiv/meldung/article/biowissen-fakten-und-hintergruende-zur-bioproduktion.html (Stand 16.11.2011).

Archiv für Zeitgeschichte: Bestandesübersicht «Nachlass Heinrich Schalcher», <http://onlinearchives.ethz.ch/load.aspx?guid=2cafac7ded874df7a9dd52a17878a379> (Stand 16.11.2011).

BAFU: *Umweltbelastung durch Schweizer Konsum und Produktion erstmals umfassend ermittelt*, Bern 2011, www.bafu.admin.ch/dokumentation/medieninformation/00962/index.html?lang=de&msg-id=39503 (Stand 9.12.2011).

- Bundesamt für Landwirtschaft: Direktzahlungen an die Landwirtschaft im Überblick 2011, www.blw.admin.ch/themen/00006/index.html (pdf Februar 2011).
- FiBL: FiBL Schweiz – seit über 30 Jahren Forschung für die biologische Landwirtschaft, www.fibl.org/de/schweiz/standort-ch.html (Stand 2.11.2011).
- FiBL: Stiftungsrat, www.fibl.org/de/schweiz/standort-ch/stiftungsrat.html (Stand 3.11.2011).
- Forster, Jacqueline: Facts & Trends 2010, www.bio-suisse.ch/media/Aktuell/Dokumente2010/d_grafiken_bio_suisse_10.pdf (erstellt am 19.3.2010).
- Gugerli, David/Kupper, Patrick/Speich, Daniel: ETHistory 1855–2005 Debatten Umwelt Fait accompli (Film mit Zeitzeugeninterviews), www.ethistory.ethz.ch/debatten/umweltnaturwissenschaften/frage1 (Stand 16.11.2011).
- Hösch, Andrea: «Der Vordenker», In: *greenpeace magazin*, 1/2003, www.greenpeace-magazin.de/index.php?id=3482 (Stand 15.10.2011).
- Hug, Simon/Marquis, Lionel/Wernli, Boris: Analyse der Abstimmung vom 12. März 1995, www.polittrends.ch/abstimmungen/abstimmungsanalysen/vox-analysen/951203d.html (Stand 16.1.2012).
- IFOAM: About IFOAM/Mission and Goals, www.ifoam.org/about_ifoam/index.html (Stand 27.10.2011).
- Keiffenheim, Marcel: «Der König der Biobauern», In: *greenpeace magazin*, 1/2003, www.greenpeace-magazin.de/index.php?id=3472 (Stand 15.10.2011).
- Landwirtschaftliches Zentrum Ebenrain: Jahresbericht 2006, www.baselland.ch/fileadmin/baselland/files/docs/vsd/lze/berichte/jahresbericht_2006.pdf (Stand 20.10.2011).
- Müller-Gerbes, Heidi: «Streit um Hartz IV bedroht Domäne Mechthildshausen», In: *Frankfurter Allgemeine*, 19.4.2004, www.faz.net/aktuell/rhein-main/region/wiesbaden-streit-um-hartz-iv-bedroht-domaene-mechthildshausen-1160082.html (Stand 22.11.2011).
- Peter, Wendy: 11. Biogipfel Samstag, 18. Juni 2011, 13.00 bis 16.00 Uhr, im Rathaus Zofingen, www.bioforumschweiz.ch/index.php?option=com_content&view=article&id=55:bio-gipfel-am-bio-marche-samstag-18-juni-2011&catid=9:aktuell&Itemid=60 (Stand 9.12.2011).
- Scheidegger, Werner: Medien-Rohstoff. Aus der Geschichte der BIO SUISSE: Fakten, Episoden und Anekdoten einer erfolgreichen Bewegung. Zum Bio Suisse Jubiläum vom 25./26. August 2001, www.bio-suisse.ch/media/de/.../d_geschichte_scheidegger_bearbeitet.doc (Stand 20.10.2011).
- Schweizerische Bundesbehörden: Agroscope, www.agroscope.admin.ch/org/index.html (Stand 20.10.2011).
- Schweizerische Bundesbehörden: Biologischer Landbau, www.agroscope.admin.ch/systemes-cultures/02455/index.html?lang=de (Stand 20.10.2011).
- Seelmann-Eggebert, Rolf: «Der grüne Prinz», In: *greenpeace magazin*, 3/2011, www.greenpeace-magazin.de/index.php?id=6407 (Stand 15.10.2011).
- Skenderovic, Damir: Ökologische Bewegung, In: Historisches Lexikon der Schweiz, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16515.php (erstellt am 16.9.2010).

Südwestrundfunk: «Bio-Pionier als Berater. Der Ökoflüsterer von Prinz Charles», www.swr.de/im-gruenen-rp/-/id=100810/nid=100810/did=4293922/185vvrw/index.html, aus der Sendung vom 5.1.2010 (Stand 15.10.2011).

Wiesbadener Jugendwerkstatt: Domäne Mechthildshausen, www.domaene-mechtildshausen.de (Stand 22.11.2011).

Anhang 1 – Interview-PartnerInnen

Max Eichenberger: Seit 1985 Mitinhaber «Forschungs- und Beratungsgemeinschaft Oekologie und Landwirtschaft (FoBOL)». Lehre als Chemielaborant bei der J.R. Geigy AG, Chemiestudium am Technikum Winterthur, Studium Naturwissenschaften an der ETHZ 1975–77, Mitglied der AGU, Arbeitsgruppe «Gift» (Ausstellung zum Thema Abfall und Recycling); Mitarbeiter am FiBL 1978–85, Schwerpunkte: Aufbau des Labors, wissenschaftliche Grundlagen und Analytik, pflanzenphysiologische und mikrobiologische Qualitätsuntersuchungen. Seit 1985 Mitinhaber «Forschungs- und Beratungsgemeinschaft Oekologie und Landwirtschaft (FoBOL)», Schwerpunkte: UVP, Nachhaltigkeitsuntersuchungen, Lebensmittelverarbeitung. 1988–1995 Lehrbeauftragter der Universität Zürich (Naturschutz und Landwirtschaft). Präsident der Markenkommission Verarbeitung und Handel der Bio Suisse. Gemeindepräsident Rodersdorf.

Rosmarie Eichenberger: Seit 1985 Mitinhaberin der «Forschungs- und Beratungsgemeinschaft Oekologie und Landwirtschaft (FoBOL)» studierte Landespflege (Garten- und Landschaftsgestaltung) an der TU München, Nachdiplomkurs für Raumplanung an der ETHZ 1975–77, Mitglied der AGU, Arbeitsgruppe «Gift» (Ausstellung zum Thema Abfall und Recycling); Mitarbeiterin am FiBL 1978–85, Schwerpunkte: Ausstellungen (Grün 80, Muba), Öffentlichkeitsarbeit, Biogarten-Kurse, Agrarökologisches Projekt Klettgau. Seit 1985 Mitinhaberin der «Forschungs- und Beratungsgemeinschaft Oekologie und Landwirtschaft (FoBOL)», Schwerpunkte: Landschafts- und Gartengestaltung, Umweltverträglichkeitsprüfung, Ökoqualitätsverordnung, Objektplanung. 1993–2005 Kantonsrätin Kt. Solothurn.

Martin Küper: studierte Chemie an der ETHZ (sowie Literatur, Philosophie und anderes), Assistent in der Botanik, Mitgründer der AGU, Kerngruppe für die Gestaltung der Ausstellung «umdenken – umschwenken»; Gestaltung des Sektors «Thema Erde» an der Grün 80; Mitinhaber der Beratungsgemeinschaft Umwelt (BGU). Olivenbauer in Griechenland.

Otto Schmid: studierte Agronomie an der ETHZ 1968–74, während des Studiums aktiv in einer Biolandbau-Agronomie-Studentengruppe sowie Mitglied der AGU, Arbeitsgruppe Landwirtschaft, Mitgestaltung der AGU-Ausstellung «umdenken – umschwenken», Mitarbeit am Nationalfonds Projekt *Neue Analyse zu Wachstum und Umwelt* (NAWU); erster Bioberater am FiBL ab 1977–1989, Schwerpunkte in dieser Zeit: Aufbau und Leitung des Beratungsdienstes, Schweizer und Internationale Biolandbau-Richtlinien; Aktiv im Aufbau der Kontrolle und Zertifizierung im internationalen Handel für die Bio Suisse (Präsident Aufsichtskommission) und in der IFOAM (Koordinator Richtlinien-Komitee). Ab 1990 Initiieren und Aufbau der sozioökonomischen Forschungsgruppe des FiBL. Mitwirkung in zahlreichen Europäischen Forschungsprojekten. Unterrichtet seit mehr als 20 Jahren an der ETHZ über Biolandbau und Agrar-Marketing.

Hartmut Vogtmann: studierte Landwirtschaft/Agrotechnologie an der ETH 1963–67, wurde 1970 mit einer Dissertation im Bereich Tierernährung promoviert, bis 1971 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Tierernährung an der ETH, 1971–74 *research fellow and lecturer* an der University of Alberta in Edmonton (Kanada); Erster Leiter des FiBL 1974–81, *chairman* der IFOAM 1976–80; Erste Professur für alternativen Landbau an der Gesamthochschule/Universität Kassel (Deutschland); 1994–2000 Präsident des Hessischen Landesamtes für Regionalentwicklung und Landwirtschaft in Kassel, 2000–2007 Präsident des Bundesamts für Naturschutz in Bonn.

Anhang 2 – Interview-Leitfaden

Otto Schmid, Zürich 24.2.2011 und 20.7.2011.

Erstes Treffen:

Offenes Gespräch über die Herangehensweise und das Konzept zur Lizentiatsarbeit.

Otto Schmid erzählte, wie er zum biologischen Landbau gekommen ist: von der NAWU-Studie, der Biolandbaugruppe der AGU, über eine Ausstellung in Paris, die 1974 von *Nature et Progrès* organisiert wurde. Im Programm enthalten war ein Ausflug ans neu gegründete Forschungsinstitut in Oberwil (FiBL).

Ist der Zeitraum 1970 bis 1984 sinnvoll gewählt?

Hast du ein eigenes Archiv mit Material aus der Anfangszeit des FiBL?

Kannst du mir Literatur empfehlen?

Gibt es bereits Texte zur Geschichte des FiBL?

Diskurs um Alternativen:

Ging es damals um mehr als die Berücksichtigung ökologischer Anforderungen? Inwiefern wurden mit dem biologischen Landbau grundsätzlich andere Gesellschafts- und Wirtschaftsformen gefordert (ökonomische Alternativen als Grundlage einer ökologischen Produktion)?

Stand der biologische Landbau für ein anderes Prinzip (qualitativ-ganzheitliche Betrachtung)?

Wurden am FiBL gesellschaftliche Visionen über die Landwirtschaft hinaus entwickelt und verfolgt?

Wo blieben die Vorschläge der NAWU stecken? Warum haben wir heute nicht schon lauter «Kleine Netze», die eng mit biologischen Landwirtschaftsbetrieben kooperieren?

Zweites Treffen:

Welche Personenkreise waren bei der Gründung der Schweizerischen Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus sowie des Forschungsinstituts für biologischen Landbau beteiligt?

Woher kamen die MitarbeiterInnen?

Welche Rolle spielte die Ausstellung «umdenken – umschwenken» der AGU?

War das FiBL ein selbstverwalteter Betrieb? Arbeitsorganisation? Wie und von wem wurden Projekte entwickelt?

Wie beeinflusste die schwierige Finanzlage und die damit einhergehende Abhängigkeit von Forschungsaufträgen die Arbeit am FiBL?

Du hast mal erzählt, dass Zumstein gerne mit dem grossen Wagen vorfuhr um Bio-Eier zu kaufen. Kannst du das noch ausführen? Lässt sich anhand solcher Geschichten das unter-

schiedliche Selbstverständnis der Stiftungsräte einerseits und der MitarbeiterInnen andererseits aufzeigen?

Du hast von einer «Zäsur um 1980» gesprochen – Was veränderte sich da? Was hast du damit gemeint?

Welchen Auslöser gab es für die Krise von 1983/84?

Inwiefern ist der biologische Landbau weiterhin eine Alternative?

Martin Küper, Zürich 22.7.2011

- 1) Du hast an der ETH studiert, welche Fächer? Warst du bereits 1970 bei der Gründung der AGU dabei? Du hast die Ausstellung «umdenken – umschwenken» mitgestaltet, welches waren deine Themenschwerpunkte?
- 2) Die AGU organisierte an der ETH ein Seminar in Ökologie, waren Umweltwissenschaften noch kein Thema im regulären Veranstaltungsprogramm?
- 3) Zeit im Umbruch – Was waren eure/deine Gesellschaftsvisionen? Wichtige Autoren?
- 4) Konntet ihr einen Teil davon bereits leben? Beispielsweise in Gemeinschaftsprojekten oder in einer Wohngemeinschaft?
- 5) Netzwerk – Gab es weitere Gruppen, an denen du dich beteiligt hast? Wie würdest du dein politisches Umfeld beschreiben?
- 6) Die AGU setzte sich intensiv mit Umweltthemen auseinander – Welches waren damals die wichtigsten Erkenntnisse, was war neu?
- 7) Gab es Auseinandersetzungen/strittige Punkte innerhalb der Alternativenbewegung?
- 8) Ich habe dir einen Textausschnitt aus meiner Arbeit zugeschickt (Abschnitt zu ökologischen Visionen und Gesellschaftsentwürfen). Findest du dich da wieder? Was fehlt?
- 9) Was bedeutete biologischer Landbau für dich? Wofür stand eine alternative Landwirtschaft?
- 10) «Mit der Propagierung von Alternativen ist eine politische Einstellung untrennbar verbunden, welche Produktionssysteme fordert, die von Produzenten und Konsumenten selbst bestimmt sind»⁵⁷² – Die Selbstverwaltung ist zwar ein wichtiger Schritt, schreibt die AGU, doch «auch ein im Innern alternativ organisierter Betrieb kann durch die ‚freie‘ Konkurrenz gezwungen werden, so viele Kosten als möglich zu externalisieren, d.h. der Allgemeinheit aufzubürden.»⁵⁷³ Ziel wäre deshalb, dass alternative Betriebe, die ganze Kette von den Rohstoffen bis zu den KonsumentInnen selber verwalten.

«Die Sanfte Technologie kann nur entstehen, wenn dem Gesetz der oekologischen Produktion entsprochen wird. Eine oekologische Produktion verlangt, dass der Kreislauf zwischen Produzent und Konsument geschlossen ist. In der Extremform produziert der Verbraucher seine Ware selbst. Gruppenarbeit wird aber ebenso zur sanften Technologie gehören wie kreative Verknüpfungen von überlieferten Techniken aus allen Kulturen der

572 AGU. Umdenken – umschwenken (1974), S. A 4.

573 Ebd. S. A 3.

Menschengeschichte. Damit wird das heute erreichte Mass an Arbeitsteilung und Entfremdung und damit der hierarchische Stufenbau der Gesellschaft zerfallen.»⁵⁷⁴

Welche Rolle spielte die direkte Zusammenarbeit von ProduzentInnen und KonsumentInnen? Wie kapitalismuskritisch war die Bewegung? Gysi sagt heute: «Nur die Kapitalismuskritiker meinen es ernst mit der Ökologie».

Rückblick, Analyse: was ist passiert?

1) Parallele 1970–2010

Krise, Aufbruch, andere Lebensformen werden intensiv diskutiert, Regionalisierung, Selbstbestimmung...

Welches sind die hervorstechendsten Unterschiede?

Was wurde in der Zwischenzeit erreicht?

2) Gab es eine Vereinnahmung der ökologischen Bewegung?

3) Inwiefern ist der biologische Landbau weiterhin eine Alternative?

Max und Rosmarie Eichenberger, Rodersdorf 4.9.2011.

1) Max, du hast an der ETH Naturwissenschaften studiert, Rosmarie Nachdiplomstudium? Von wann bis wann wart ihr an der Hochschule in Zürich?

2) Welches Verhältnis hattet ihr zur AGU? Wie habt ihr euch beteiligt?

3) Wart ihr noch bei anderen Umweltschutzorganisationen aktiv?

4) Nach dem Studium seid ihr ans FiBL gekommen, vorerst als Praktikant/in – Was waren eure Motivationen?

5) Was bedeutete der biologische Landbau für euch? Wofür stand eine alternative Landwirtschaft?

6) Zeit im Umbruch – Was waren eure/deine Gesellschaftsvisionen? Wichtige Autoren?

7) Konntet ihr einen Teil davon bereits leben? Zum Beispiel am FiBL?

8) Welche Verbindungen seht ihr zwischen der ökologischen Bewegung der ETH und dem FiBL? Von der ETH und aus dem Kreis der AGU kamen weitere MitarbeiterInnen ans FiBL, Franz Augsburg, Otto Schmid, wer noch?

9) Laut Geschäftsordnung handelte es sich zu Beginn um «Freie Mitarbeiter» mit Bedarfslohn, was heisst das?

10) Welche Rolle hatte Hardy Vogtmann als erster Leiter des Instituts?

11) Welches waren eure Schwerpunkte/Tätigkeitsbereiche am FiBL?

12) Wie gestaltete sich die Arbeitsorganisation? Wurden Forschungsprojekte oder das Konzept für eine eigene Zeitschrift im Kollegium entwickelt?

574 AGU: Seminar (1973), S. 120.

- 13) Schwierige Finanzlage – (Wie) beeinflusste die Abhängigkeit von Aufträgen die Forschungstätigkeit am FiBL?
- 14) Wie gestaltete sich das Verhältnis zwischen dem Stiftungsrat und dem Kollegium?
- 15) Welche Auslöser gab es für die Vertrauenskrise 1983/84? Welcher Art waren die Probleme mit dem Institutsleiter?
- 16) Welches waren die wichtigsten Erkenntnisse in der Forschung des FiBL?
- 17) Welche «Ausstrahlung» hatte das FiBL? Welche gesellschaftliche Bedeutung hat der biologische Landbau?
- 18) Welches sind die wichtigsten Erfolge?
- 19) Wo seht ihr Niederlagen?
- 20) Heute spricht man oft von einer Konventionalisierung des biologischen Landbaus: Welche Positionen und Auseinandersetzungen gab es bezüglich dem Verkauf von Bioprodukten über Grossverteiler (am FiBL, in der VSBLO)?
- 21) Inwiefern ist der biologische Landbau weiterhin eine Alternative?
- 22) Wie kapitalismuskritisch war die Bewegung? Gysi sagt heute: «Nur die Kapitalismuskritiker meinen es ernst mit der Ökologie». Welche Rolle spielte die direkte Zusammenarbeit von ProduzentInnen und KonsumentInnen? Genossenschaftsgarten «Genoga» auf dem Bernhardsberg?

Hartmut Vogtmann, Berlin 10.10.2011

- 1) Du hast in den 60er Jahren an der ETH studiert und 1971 promoviert?
- 2) Welches Verhältnis hattest du zur ökologischen Bewegung? Warst du während deiner ETH-Zeit bei einer Umweltschutzorganisation aktiv? Zur 68er-Bewegung?
- 3) Als das Institut gegründet werden sollte, warst du in Kanada, an welcher Uni? Warum dachten Matile und Rist an dich, als es um die Besetzung der Institutsleitung ging?
- 4) Was bedeutete biologischer Landbau für dich? Wofür stand eine alternative Landwirtschaft?
- 5) Aufbau des Forschungsinstituts – Als du 1974 auf dem Bruderholzhof angefangen hast, welche Voraussetzungen hast du damals angetroffen (Infrastruktur, Erwartungen)?
- 6) Im selben Jahr konnte die Arbeitsgemeinschaft Umwelt beider Zürcher Hochschulen (AGU) die Ausstellung «umdenken – umschwenken. Alternativen – Wegweiser aus der grosstechnologischen Zivilisation?» realisieren. Welche Verbindungen bestanden zwischen dem FiBL und der ökologischen Alternativenbewegung?
- 7) Zu Beginn «Freie Mitarbeiter» mit Bedarfslohn, was bedeutete das?

Das Institut gab sich eine Geschäftsordnung, die vom Stiftungsrat genehmigt wurde. Es handelt sich hierbei im wesentlichen um eine Rahmenordnung mit entsprechender Zuteilung der Pflichten und einer Abgrenzung der Kompetenzen zwischen Forschungsinstitut und Stiftungsrat. Die wesentlichen Merkmale dieser

Geschäftsordnung sind die konsequente Durchsetzung des Mitbestimmungsprinzips für alle freien Mitarbeiter und der Versuch, die übliche Leistungszahlung durch eine Bezahlung zur Bedarfsdeckung zu ersetzen.⁵⁷⁵

- 8) Es kam zu Wirren, Unstimmigkeiten, juristischen Problemen mit der AHV – kannst du das erläutern?
- 9) Du warst der erste Institutsleiter, inwiefern hast du das FiBL geprägt?
- 10) Grosse Skepsis – Wie konnten Forschungsanstalten für Fragestellungen des biologischen Landbaus gewonnen werden? Aufbau einer Arbeitsgemeinschaft?
- 11) Wie wurden die MitarbeiterInnen ausgewählt?
- 12) Selbstverwaltung am FiBL – Interview im zB zum 20-Jahre-Jubiläum

Es war eine Suche nach den passenden Formen des Arbeitens und Zusammenlebens und des gemeinsamen Wirtschaftens der Mitgestalter im Stiftungsrat und im Team der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Dieses soziale Experiment ist nach Durchschreiten von Höhen und (leider mehr) Tiefen nach etwa fünf intensiven Jahren von allen Beteiligten als gescheitert erklärt worden. Die Gründe waren uns durchaus bewusst, es lag sicher an unseren eigenen Unzulänglichkeiten in Kombination mit den äusseren Zwängen der Finanzierung und der Unmöglichkeit, unsere Ideen in diesem Bereich einer breiten Öffentlichkeit transparent zu machen.⁵⁷⁶

Worauf bezieht sich diese Äusserung?

- 1) Welches waren die wichtigsten Erkenntnisse in der Forschung des FiBL?
- 2) Welches sind die Erfolge und die gesellschaftliche Bedeutung des FiBL?
- 3) Wo siehst du Niederlagen?
- 4) Heute wird oft von einer Konventionalisierung des biologischen Landbaus gesprochen: Ist das zutreffend? Was verstehst du darunter?
- 5) Inwiefern ist der biologische Landbau weiterhin eine Alternative?

⁵⁷⁵ Vogtmann Rb 1974, In: Stiftung 5/1976, S. 17.

⁵⁷⁶ Vogtmann (1994), S. 4.